Digitized by the Internet Archive
in 2025 with funding from
Getty Research Institute

https://archive.org/details/mitteilungendera14unse

MITTHEILUNGEN

DER

ANTIQUARISCHEN GESELLSCHAFT

(DER GESELLSCHAFT FÜR VATERLÄNDISCHE ALTERTHÜMER)

IN

ZÜRICH.

VIERZEHNTER BAND.

Zürich.
In Commission bei S. Höhr.
1861—1863.

INHALTSVERZEICHNISS.

25½ Bogen Text. 36 lithographische Tafeln und einige Holzschnitte im Text.

		Seite
1. Heft.	Pfahlbauten. Vierter Bericht. Von Dr. Ferd. Keller. Taf. I—IV und Holzschnitte im Text	1—35
2. Heft.	Das Kloster Rüti, Stiftung der Freiherren von Regensberg und Grabstätte des Grafen von Toggenburg. Von F. Salomon Vögelin. Taf. I—III.	37—62
3. Heft.	Recherches sur les antiquités d'Yverdon par L. Rochat. Pl. I—IV.	63—90
4. Heft.	Römische Alterthümer aus Vindonissa. Von Otto Jahn. Taf. I—V.	91—110
5. Heft.	Die Glasgemälde im Kreuzgange zu Kloster Wettingen. Von W. Lübke. Taf. I—III.	111—128
6. Heft.	Pfahlbauten. Fünfter Bericht. Von Dr. Ferd. Keller. Taf. I—XVII. . . .	129—188

PFAHLBAUTEN.

VIERTER BERICHT.

Von

Dr. Ferdinand Keller.

Zürich.

In Commission bei Meyer und Zeller.

Druck von David Bürkli.

1861.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Band XIV. Heft 1 (mit 4 Tafeln und 6 Holzschnitten).

Der vorliegende Bericht enthält mehrere bezüglich auf die Pfahlbauten in den Jahren 1860 und 61 gemachten Entdeckungen [1]), von denen namentlich zwei unser Interesse in Anspruch nehmen, weil sie geeignet sind, unsere Kenntniss sowohl der geographischen Verbreitung dieser Ansiedelungen, als der Cultur, welche die Bewohner derselben zu erreichen im Stande waren, wesentlich zu erweitern. Die erste Hälfte dieser Blätter enthält demnach den Bericht über den glücklichen Erfolg der in den Seen am Südabhange der Alpen angestellten Nachforschungen, und macht uns mit einer Niederlassung bekannt, die in Absicht auf Construction mit den Pfahlbauten der Schweizerseen ganz identisch ist, und deren Untersuchung und Beschreibung wir dem um die Geologie und Archäologie seines Landes so sehr verdienten Herrn Bartolomeo Gastaldi, Segretario della Scuola di Applicazione degli Ingegneri in Turin, verdanken. [2]). Dieser italienische Pfahlbau steht zwar für den Augenblick noch isolirt da, allein die Culturgegenstände, die aus seinen Trümmern erhoben worden sind, zeigen deutlich genug, dass die Colonisten unter denselben Verhältnissen sich befanden, wie ihre ennetbirgischen Stammgenossen, und dass ihr Gemeinwesen mit Rücksicht auf die Zeit der Gründung und Dauer gleich der Niederlassung zu Meilen, Nidau u. s. w. in der sogenannten Steinzeit anhob und bis in den Anfang der Erzzeit fortbestand, oder besser gesagt, dass die Ansiedler lange hier hausten, ohne die Metalle zu kennen, später jedoch Erzgeräthe besassen, allein den Ort verliessen, ehe ihnen Werkzeuge aus Eisen zugebracht wurden. Es darf nicht befremden, dass gleich nach der Entdeckung des italischen Pfahlbaus die Frage aufgeworfen wurde, ob nicht durch das Vorkommen von solchen Ansiedelungen auf der Südseite der Alpen, nämlich zu Annecy in Savoyen und am Lago Maggiore, der Schluss sich rechtfertige, dass die Einwanderung der ältesten Bevölkerung in die Thäler der nördlichen Schweiz nicht, wie bisher geglaubt wurde, von Osten, sondern von Süden her stattgehabt habe, da doch mit Wahrscheinlichkeit angenommen werden dürfe, dass das fruchtbare, milde Italien, namentlich die Länderstrecken, die der Schifffahrt auf dem Mittelmeere und durch diese dem Bereiche der alten Culturvölker offen stehen, früher bewohnt gewesen seien, als der mitternächtliche Abhang der Alpen, und dass Gebirge dem Vordringen der Völker ebenso wenig einen Damm entgegengesetzt haben, als dichte Wälder und reissende Ströme. Diese Ansicht, für deren Feststellung noch verschiedene andere Gründe angeführt werden, entbehrt gegenwärtig noch jeder sichern Stütze und kann, wie uns scheint, weder bejaht noch verneint werden. Das Einzige, was wohl ohne Gefahr eingeräumt werden kann, ist die Stammesgemeinschaft der Pfahlbaubewohner auf beiden Seiten der Alpen.

Eine andere Frage ist die, woher den Pfahlbauansiedlern, sowohl diess- als jenseits der Alpen, zuerst die Metalle, beziehungsweise Kupfer, oder dieses Metall in seiner Verbindung mit Zinn, zuge-

---

[1]) Wir theilen auch in diesem Berichte nur Thatsachen mit, und überlassen Andern, sich mit Speculationen über die Urzeit und romantischer Schilderung derselben zu beschäftigen.

[2]) Cenni su alcune armi di pietra e di bronzo trovate nell' Imolese, nelle marniere del Modenese e del Parmigiano e nelle torbiere della Lombardia e del Piemonte. Milano 1861.

kommen sei. Da begegnen wir dann verschiedenen einander scharf gegenüber stehenden Anschauungsweisen. Nach einer derselben hat die Bevölkerung des mittlern und nördlichen Europas durch Tauschverkehr mit den Bewohnern des südlichen so früh zu Cultur emporgestiegenen Theiles, besonders mit den Griechen, die Metalle, nämlich Erz, kennen gelernt, aber dessen Gewinnung und Verarbeitung anfänglich nicht selbst betrieben, — eine Behauptung, die sich auf die schon längst erkannte unbestreitbare Thatsache stützt, dass eine Menge der theils in Grabstätten, theils zerstreut vorkommenden Bronzeartikel der transalpinischen Länder, wie Waffen, Werkzeuge, Schmucksachen, in Absicht auf Form und Auszierung die auffallendste Aehnlichkeit mit den entsprechenden Gegenständen zeigen, welche in Griechenland, Sicilien, Unteritalien gefunden werden und, wie z. B. die Schwerter, auf altgriechischen Vasengemälden abgebildet erscheinen. [1]) Da noch ausserdem die ebengenannten Länder Bronzegeräthe von ganz primitiver Gestalt, wie z. B. das einfache, dem Steinkelt nachgebildete Bronzebeil in Menge aufweisen, so wird daraus der Schluss gezogen, dass das nördliche Europa zuerst und so lange von Süden her mit Bronzewaare versehen worden sei, bis es bei zunehmender Civilisation zur Ausbeutung und Bearbeitung dieser Stoffe und roher Nachahmung südlicher Muster überging. Zur Begründung dieser Ansicht wird auf den ausgebreiteten Handel der Griechen und ihre Verbindung mit den alten Culturvölkern, den Aegyptern und Phöniciern, deren Civilisation hauptsächlich auf der Anwendung der Metalle basirt ist, aufmerksam gemacht.

Nach einer andern Hypothese bringen die aus Osten her nach dem Herzen Europas und den nördlichen Inseln einwandernden Völkerstämme die Kenntniss der Metalle schon von ihrer Urheimath mit, oder machen sie in ihren neuen Wohnsitzen, und entwickeln auf Grundlage einer einfachen Art der Erzgewinnung, unabhängig von dem Einfluss des Südens, die Anfänge der Bearbeitung der Metalle.

Die genannten Ansichten und noch verschiedene andere treten in den neuern Schriften über Alterthumskunde in so mannigfachen Modificationen und mit so zuversichtlicher und gelehrter Beweisführung auf, dass es schwieriger ist, zur Uebersicht der verschiedenen Hypothesen als zur Ueberzeugung zu gelangen, die wichtigen Fragen betreffend die Einwanderung der ersten Bevölkerung Mitteleuropas und ihre ursprünglichen Zustände werden noch lange ihrer Lösung harren.

Was nun speciell den neu entdeckten Pfahlbau am Lago Maggiore betrifft, so war nichts natürlicher, als dass man bei Betrachtung der Fundstücke aus Bronze sich fragte, ob nicht in Beziehung auf diesen Theil der Verlassenschaft der Ansiedler, der ein vorgerücktes Stadium der Gesittung beurkundet, ein directer Einfluss der Cultur jenes Volkes anzunehmen sei, das in der Verarbeitung des Erzes, wovon es den einen Bestandtheil selbst zu Tage fördern, den andern durch Handelsverbindung mit den Phöniciern erhalten mochte, schon früh eine bewundernswerthe Geschicklichkeit entfaltete. Dieser Gedanke musste sich um so eher aufdrängen, da der Pfahlbau unzweifelhaft in dem Gebiete liegt, das in ältester Zeit die Etrusker inne gehabt haben, da ferner in nicht grosser Ent-

---

[1]) Bei Vergleichung der in Oberitalien diess- und jenseits des Po entdeckten und in Privat- und öffentlichen Sammlungen aufbewahrten Artefacten der Bronzezeit, so wie der in den vom Grafen Gozzadini bekannt gemachten vortrefflichen Abbildungen des Inhaltes etruskischer Grabstätten mit den Geräthschaften unserer Pfahlbauten, bemerkt man eine solche Aehnlichkeit in der Form und Ornamentirung der Objecte, dass, wenn nicht ein gemeinsamer Ursprung angenommen werden soll, doch ein naher Zusammenhang zwischen der Cultur der trans- und cisalpinen Pfahlbaugründer mit den Urbewohnern Oberitaliens durchaus nicht in Abrede gestellt werden kann. (Siehe Descrizione del Conte Gozzadini di un Sepolcreto Etrusco scoperto presso Bologna, Bologna 1855, — nebst der Fortsetzung, Bologna 1856.)

fernung von jenem, und zwar noch näher am Fuss der Alpen, ein Begräbnissplatz mit etruskischen Denksteinen die Anwesenheit dieses Volkes bezeugt, endlich auf den Alpenstrassen selbst und sogar in den Thälern am Nordabhange dieses Gebirges etruskische Münzen und Götterbilder in beträchtlicher Zahl und in einem keltischen Grabhügel ein etruskisches Kunstwerk zum Vorschein gekommen. Allein da die Etrusker ebenfalls und wahrscheinlicher Weise zu Land, vielleicht über die rätischen Alpen hinüber, in Italien eingewandert sind [1]), und unter griechischem und asiatischem Einfluss die ersten Schritte zur Civilisation zurücklegten, so muss die Besprechung dieser Frage bis zu dem Zeitpunkte verschoben werden, wo durch die Bemühungen italischer Forscher, die dem Studium der Ueberbleibsel der frühesten Bevölkerung ihres Landes ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden beginnen, ein reicheres Material zur Untersuchung und Vergleichung vorliegt.

Eine zweite Abtheilung dieses Berichtes enthält ausführliche Angaben über die Art, wie die Pfahlbaubewohner, deren Kenntniss des Getreidebaus und der Bereitung von Mehl und Brod wir schon früher erwähnten, den Flachs, der in grosser Menge gezogen wurde, für die verschiedensten Zwecke zu benutzen, auch zu Leinwand zu verweben verstanden.

Im Anhang wird eine Aufzählung der in den letzten zwei Jahren auf den schon bekannten Pfahlbauten gemachten Entdeckungen mitgetheilt.

I. Auszug aus den Cenni des Herrn Gastaldi.

Unter den Naturschönheiten, womit das fruchtbare Land zwischen dem Fuss der Alpen und dem linken Ufer des Po so reichlich ausgestattet ist, nehmen unstreitig den ersten Rang die Seen ein. Alle diese herrlichen Wasserspiegel, sowohl derjenige von Garda, der östlichste unter ihnen, als die Seen von Avigliana und Trana, welche die Reihe derselben nach Westen abschliessen, verdanken ihren Ursprung alten Moränen, zwischen deren Rücken sie wie in Amphitheatern eingeschlossen liegen. Von der beträchtlichen Zahl dieser Seen sind die einen sehr klein, während andere eine grosse Ausdehnung besitzen. Wer sich die Mühe nimmt, die Landschaften, auf die sie vertheilt sind, z. B. die Umgebungen von Avigliana, von Ivrea, von Arona, von Como, genauer zu untersuchen, überzeugt sich bald, dass in einer von der gegenwärtigen nicht sehr entfernten Zeit die Zahl der kleinern viel bedeutender und der Umfang der jetzt noch ausgedehnten viel beträchtlicher war, ferner, dass sowohl die kleinen verschwundenen Seen als die Uferflächen der grössern, welche einst von Wasser bedeckt waren, mehrentheils zu Torfmooren geworden sind. Es ist kein Zweifel, dass in Piemont z. B. alle Torfmoore von einiger Ausdehnung, welche jetzt cultivirt werden, durch Moränen gebildet worden sind. Diese Moore unterscheiden sich von einander durch ihre Höhe über den Seespiegeln und lassen sich in zwei Classen eintheilen.

Wenn nämlich der von den Moränenarmen begränzte Raum des Amphitheaters von einem grossen See eingenommen wird (Orta-, Langen-, Gardasee), so finden sich Torfmoore, deren Niveau sich wenig über die Ebene des Wassers erhebt; ebenso liegen die Moore, wenn der Boden des Amphitheaters nicht von einem grossen See bedeckt (Amphitheater von Rivoli und von Ivrea), sondern von einem

---

[1]) Siehe Mommsen, Röm. Geschichte Bd. I. dritte Auflage S. 121.

Flusse durchschnitten ist, nur wenige Meter über dem Niveau des Flusses. Dieses sind die Moore, die meiner Eintheilung zu Folge zur ersten Classe gehören. Sie haben der Mehrzahl nach eine grössere Ausdehnung, wie z. B. dasjenige von Angera, welches ehemals eine Bucht des Lago Maggiore gewesen ist, und jenes von Avigliana, das mit dem See, der diesen Namen trägt, in Verbindung steht.

Die Moore der zweiten Classe liegen in ziemlich eingeengten Becken und in einem viel höhern Niveau, nämlich auf dem Rücken der Moräne. Dahin sind zu zählen die Moore von Alice, von Meugliano, von S. Martino bei Ivrea nebst jenen von Mercurago, von Aleggio Castello und Borgo Ticino in der Nähe von Arona.

a Torfmoore der ersten Classe. — *b* Moore der zweiten Classe. — *c* Ein See, der den Boden des Amphitheaters einnimmt. Befindet sich kein See in dieser Vertiefung, so strömt ein Fluss durch dieselbe *(d)*. — *A* Erratische Bildung. — *B* Diluvium.

Merkwürdiger Weise kommen sowohl in den Torfmooren der Lombardie als des Piemontes Producte alter menschlicher Industrie, und zwar hauptsächlich solche aus der Erzzeit, zum Vorschein.

Im Jahre 1856 veröffentlichten die Herren Gebrüder Villa von Mailand eine kurze, mit zwei guten Abbildungen versehene Notiz über ein Bronzebeil und mehrere Pfeilspitzen aus Feuerstein, welche 3 Meter tief im Torfmoore von Bosisio gefunden worden waren. Diese Herren sind der Meinung, dass der Feuerstein, aus welchem die genannten Dinge verfertigt sind, aus dem Majolica-Marmor hergekommen sei, welcher auf dem rothen Ammonitenkalk der den Langen- und Gardasee trennenden Gebirge aufliegt; allein nach Herrn Professor Doderlein's Ansicht stammt er aus der Majolica von Enego im vizentinischen Thal des Astico her, wo er noch vor wenig Jahren zu Flintensteinen bearbeitet wurde. Verschiedene von Herrn Ingenieur von Mortillet [1]) mitgetheilte Gegenstände ähnlicher Art rechtfertigen diese Behauptung.

Ausserdem fand man Bronzegeräthe in den Torfmooren von Brenna und zwar neben Skeletten, welche durch voreilige Beerdigung in einem benachbarten Begräbnissplatze der ethnographischen Untersuchung entzogen wurden. Auch ist Herr Martinati zu Verona im Besitze eines Bronzebeiles, das aus einem Torfmoore im Venetianischen hervorgegraben wurde.

Torfmoore von Mercurago bei Arona und Borgo-Ticino.

Die schönsten Entdeckungen wurden indess zu Mercurago, einem kleinen, eine halbe Wegestunde von Arona entfernten Orte im verflossenen Jahre gemacht. Ausser Waffen und Werkzeugen von Stein und Bronze, ausser Geräthschaften verschiedener Art aus Holz und gebrannter Erde entdeckte Herr Professor Moro daselbst einen Pfahlbau in einer Lage und von einer Beschaffenheit, welche deutlich beweisen, dass der kleine See von Mercurago vor seiner Verwandlung in ein Torfmoor mit

[1]) Herrn Gabriel de Mortillet verdanken wir sehr interessante Notizen: Sur les plus anciennes traces de l'homme dans les lacs et les tourbières de Lombardie (Milano, agosto 1860), bekannt gemacht in den Atti della Società Italiana di Scienze naturali.

ähnlichen Wasserwohnungen besetzt gewesen, wie diejenigen, von denen gegenwärtig Ueberreste fast in allen Schweizerseen angetroffen werden.

Wiederholte Besuche des Torfmoores von Mercurago und der Besitz der dort gefundenen Gegenstände befähigen mich, über die ganze Entdeckung genauen Bericht zu erstatten. Schon seit mehreren Jahren waren daselbst beim Torfstechen verschiedenartige Alterthumsgegenstände zu Tage gekommen, wie z. B. Pfeilspitzen aus Feuerstein, eine Lanzenspitze aus Bronze [1]), eine Menge Töpfergeschirr aus schwärzlichem mit Quarzkörnern vermengtem Thon, ferner ein Anker aus Holz, der etwas länger als ein Meter auf der einen Seite in zwei Haken ausläuft, auf der andern zur Aufnahme eines Taues durchbohrt ist. Im Jahr 1860 entdeckte man zuerst ein aus einem dicken Baumstamme verfertigtes Canoe, das in der Länge 1,90 Meter, in der Breite etwa 1 Meter mass und 0,30 Meter tief ausgehöhlt war. [2]) Trotz der Sorgfalt, welche man auf die dringende Aufforderung des Herrn Professor Moro hin auf das Herausheben und die Aufbewahrung dieses Bootes verwendete, bekam dasselbe doch beim Austrocknen Risse und ging endlich zu Grunde. Als ich es sah, konnte man im Boden desselben noch deutlich die Spuren bemerken, welche das zum Aushöhlen des Bootes angewandte Instrument zurückgelassen hatte. Nicht weit von diesem Gegenstande wurde eine grosse bronzene Stecknadel [3]) und ein Scheibchen [4]) von gebrannter Erde mit einem Loche in der Mitte entdeckt, das mit den in den Mergelgruben des Modenesischen und bei Imola gefundenen die grösste Aehnlichkeit zeigt.

Das Torfmoor von Mercurago hat eine längliche Gestalt. Fast alle von mir angeführten Fundsachen kamen in einem ziemlich beschränkten Flächenraume am nördlichen Ende desselben, etwa 40 Meter vom Ufer, und in einer Lage zum Vorschein, wo das Wasser zur Zeit, als das Moor noch See war, höchstens 2—3 Meter tief sein konnte. Gerade an dieser Stelle entdeckte man beim Aufwerfen eines Grabens eine Reihe von Pfählen, welche 0,15—0,25 Meter dick und senkrecht in dem graulichen Schlamme, auf welchem der Torf liegt, eingerammt waren. [5])

Durch Herrn Professor Moro von dieser Entdeckung in Kenntniss gesetzt, begab ich mich mit ihm nach Mercurago, wo der kundige Director der Torfarbeiten, Herr Maffei, bereits einen der Pfähle hatte herausziehen lassen, und wir hatten Gelegenheit uns zu überzeugen, dass das zum Zuspitzen desselben benutzte Werkzeug eine geschweifte Schneide gehabt haben müsse, da die Hiebe sämmtlich eine concave Vertiefung verursacht hatten.

Die Länge der Pfähle beträgt 1,60—2 Meter. Sie sind tief in den Schlamm eingetrieben, reichen einen Meter hoch in den Torf hinein, der noch etwa einen Meter hoch ihre Köpfe bedeckt. Der Flächeninhalt des in antiquarischem Interesse gemachten Loches ist ein Quadrat von 9 Metern Seitenlänge. [6]) In diesem Raume zeigten sich 22 senkrecht stehende mit einander durch Querhölzer verbundene Pfähle. Gegen den Boden des Torflagers hin und auf der Scheidefläche zwischen dem Torf und Schlamm befand sich ein eigentliches Lager oder Bett von zusammengedrücktem Farrenkraut, und auf demselben eine solche Menge von zerbrochenem Thongeschirr, [7]) dass man einen grossen Korb damit anfüllen konnte, ferner wurden drei gut erhaltene Töpfe, [8]) eine grosse bronzene Stecknadel, [9]) ein länglicher Span [10]) sammt einigen Pfeilspitzen [11]) und vielen Splittern von Feuerstein, ferner Haselnüsse, Kornelkirschen u. dgl. hervorgezogen.

---

[1]) S. Taf. I. 1. [2]) Taf. I. 2. [3]) Taf. I. 3. [4]) Taf. I. 4. [5]) Taf. I. 5. [6]) Taf. I. 6. [7]) Taf. I. 7. [8]) Taf. I. 8. [9]) Taf. I. 9. [10]) Taf. I. 10. [11]) Taf. I. 11.

Alle diese Gegenstände und die Lage, in der sie gefunden wurden, beweisen deutlich genug, dass auf diesem nicht weit vom Ufer im See errichteten Pfahlwerk eine Wohnung stand, in welcher vor dem Emporkommen des Torfs eine menschliche Familie sich aufhielt. Ausserdem ergibt sich aus dem Zusammenliegen von verarbeitetem Feuerstein, von rohem Thongeschirr, in dessen Materie Quarzkörner eingemengt sind, und einer Bronzenadel, dass diese Familie zu einer Zeit lebte, in welcher man bei Anfertigung von Werkzeugen vom Stein zur Bronze überzugehen im Begriffe war.

Die Pfeilspitzen sind durchweg vortrefflich gearbeitet; das eben erwähnte Stück Feuerstein ist 0,122 Meter lang und ungefähr 0,017 Meter breit. Der Länge nach ist es ein wenig gebogen, an der untern Seite völlig flach, an der obern zeigen sich zwei Längenflächen, die unter einem stumpfen Winkel zusammenstossen, was zur Folge hat, dass am Rande des Gegenstandes zwei scharfe Kanten oder Schneiden entstehen. Eine dieser Schneiden wurde vermittelst einer Reihe Hammerschläge, welche kleine Schüppchen vom Steine absprengten, in die Form einer Säge gebracht. Das Instrument, das hiezu verwendet wurde, kann kein anderes als ein längliches Stück Feuerstein gewesen sein.

Das Thongeschirr ist mehrentheils sehr rohe Arbeit und ohne Hülfe einer Töpferscheibe verfertigt.

Ich kann mich nicht enthalten, in die Aufzählung der auf den Torfmooren entdeckten Pfahlbaugegenstände eine kurze Angabe betreffend die Alterthümer einzuschieben, die in der Nähe von Mercurago, aber auf trocknem Boden zum Vorschein gekommen. Auf dem Moränenhügel, der sich östlich von diesem Orte erhebt und bis nach Borgo-Ticino fortläuft, werden in einer Localität, die den Namen il Pennino trägt, beim Ausreuten des Gestrüppes in geringer Tiefe Töpfe gefunden. Diese Töpfe sind ebenfalls aus der schwärzlichen, mit Quarzkörnern vermengten Materie geformt, aus welcher das Thongeschirr von Mercurago besteht, und enthalten fast immer verbrannte Knochen von Menschen und zuweilen Gegenstände von Bronze. Zwei von den letztern, nämlich ein Armband und eine Haftnadel, hat Herr Professor Moro, der sie mir schenkte, selbst aus einem dieser Töpfe herausgezogen. Ich erfuhr von Arbeitern, dass vor einigen Jahren achtzehn solcher Vasen beisammen gefunden wurden, und dass jede derselben auf eine Steinplatte gestellt und von einer solchen bedeckt war.[1])

Ob der Erzperiode oder einer spätern die Töpfe angehören, welche in der Umgebung von Sant' Anna und dei Groppetti gefunden und mir von dem Herrn Propst Ambrogio Radice zu Sesto Calende geschenkt wurden, kann ich nicht entscheiden. Sie sind von weit besserer Arbeit und gefälligerer Form als die eben angeführten.

Bei der Vergleichung der zu Mercurago gefundenen Vasen mit den aus der Schweiz mir zugeschickten, aus der Bronzezeit herstammenden Exemplaren, erscheinen die erstern sehr viel roher nicht nur in Beziehung auf die Anfertigung, sondern auch auf den Stoff, aus dem sie gemacht sind. Die Wände sind viel dicker und daher die Töpfe verhältnissmässig schwerer. Es kommen zwar auf einigen Scherben Verzierungen vor, aber diese sind sehr einfacher Art, eingekritzte Linien oder Tupfen, die auf dem noch weichen Thon angebracht wurden. Das Ornament besteht in der gewöhnlichen Zickzacklinie, von welcher jedes Glied von einer Reihe paralleler Striche begleitet ist.

Zuletzt fand sich noch zu Mercurago ein Holzgeräthe von sehr eigenthümlicher Art.[2]) Es ist

---

[1]) Dürften vielleicht diese Vasen mit dem Pfahlbau von Mercurago in Verbindung gedacht und die Anhöhe Pennino als Begräbnissplatz der spätesten Seebewohner betrachtet werden? F. K.

[2]) Siehe Taf. I. 12.

einem Rade ähnlich, aber nicht ganz kreisförmig. In der Mitte ist ein Loch zur Aufnahme eines Rohres von der Gestalt einer Nabe angebracht. Zwischen diesem und der Peripherie befinden sich zwei halbmondförmige Oeffnungen. Das Ganze besteht aus drei Brettern (von Nussbaumholz?) und wird zusammengehalten durch zwei Verstärkungen, die sich in der Mitte des Rades begegnen und schwalbenschwanzartig in die Bretter eingelassen sind. Die Verstärkungen sind indessen nicht in gerader Linie, nämlich parallel mit dem Durchmesser des Rades, sondern in einem Bogen, fast parallel mit der Peripherie, angebracht, indem sie, um eingefügt werden zu können, biegsam gemacht werden mussten. Sie sind von Lerchenholz und an der untern Seite verkohlt. Herr Professor Moro, der die Erfahrung gemacht hatte, dass es unmöglich ist, Holzgegenstände aus den Torfmooren anders als im Wasser aufzubewahren, schickte mir die Scheibe in noch feuchtem Zustande nach Turin, wo sie auf's Sorgfältigste in Gyps abgeformt wurde.

Im Torfmoore von Borgo-Ticino, das zur ersten Classe gehört und im Niveau des Langensee's liegt, kommen Töpfe vor, die denjenigen von Mercurago vollkommen ähnlich sind.

In dem von dem vorigen nur eine kurze Strecke entfernten Moore von Gagnago wurde ebenfalls eine grosse Zahl von Töpfen, von Pfeilspitzen aus Feuerstein und einige Gegenstände von Bronze aufgefunden, allein Alles ging wieder zu Grunde oder wurde verkauft und verschleudert. Am Ufer dieses Bassins habe ich in den Torf gepflanzte Pfähle gesehen, die mit denjenigen von Mercurago identisch sind, jedoch die Verschiedenheit zeigen, dass sie an ihrem obern Ende angebrannt sind, auch habe ich die Beobachtung gemacht, dass Kohlen und Asche, ferner bearbeitetes Holz und Baumstämme, welche von Feuer angegriffen sind, in allen Torfmooren der Umgegend von Arona und Ivrea häufig vorkommen. Die Baumstämme, welche in Fülle in diesen Mooren vorhanden sind, gehören zum Geschlechte der Fichte (Pinie), Eiche, Erle, Birke, Weide, Nussbaum, und sind im Allgemeinen, wie mir vorkommt, an Ort und Stelle gewachsen. Vor zwanzig Jahren noch war das Torfmoor von Gagnago eine Viehweide. Da aber der Torf 5—6 Meter tief herausgehoben wurde, ist das Moor wieder zum See geworden.

In dem benachbarten Torfmoore von Conturbia kommen Gegenstände einer jüngern Epoche vor. Es finden sich hier fast in der Mitte des Moores eine Anzahl in den Torf eingerammter Pfähle, die aber nach der Angabe des Verwalters am untern Ende mit einer eisernen Spitze beschlagen sind. An einem dieser Pfähle, den ich mir verschaffen konnte, mangelt zwar das Eisen, allein ich überzeugte mich, dass er mit Instrumenten von der jetzt gebräuchlichen Form zugespitzt war.

Torfmoore von San Martino und Torre Bairo bei Ivrea.

Dieses Moor liegt auf dem Rücken einer Moräne und zwar da, wo dieselbe beim Ponte dei Preti aufhört, die gerade Linie einer Lateral-Moräne verlässt und sich zu biegen beginnt, um frontal zu werden. Das Bassin, welches von ihr eingeschlossen wird, ist fast oval, misst in seinem grössern Diameter etwa zwei und im kleinern einen Kilometer.

Umgeben von Wiesen und Feldern, durchschnitten von Gruppen hochstämmiger Bäume, gewährt dieses Bassin, auf dessen Nordseite von Kastanien und Nussbäumen umgeben der Flecken Giovanni liegt, einen heitern und malerischen Anblick, eine Eigenschaft, deren sonst die Torfgegenden entbehren.

In dem Moore von San Martino sind zwar bis jetzt noch keine Ueberreste von regelmässigem Pfahlwerk, die auf das einstige Dasein eines Wasserdorfes in dem ehemaligen See hindeuten, entdeckt worden, wohl aber sind in den letztverflossenen Jahren zwei thönerne Gefässe und ein bearbeiteter Feuerstein zum Vorschein gekommen. Einer von den Töpfen (Taf. II. Fig. 29), der in meinem Besitze ist, zeigt keine Merkmale der Töpferscheibe und ist von sehr roher Arbeit, obschon man das Bestreben, ihn zu verzieren, daran erkennt, indem einige Centimeter unterhalb des Randes vermittelst eines Stückchens Holz oder Stein eine Linie grober Eindrücke angebracht ist. Die Form desselben ist fast ein Cylinder, der sich gegen den Fuss hin ein wenig verjüngt. Die Materie, ganz ähnlich derjenigen, woraus die Vasen von Mercurago bestehen, ist ein schwärzlicher mit Quarzkörnern vermischter Thon. Der Umstand, dass in diesem Moore Alterthumsgegenstände wie die genannten gefunden werden, ist ein Beweis, dass am Gestade des einstigen Sees von San Martino sich ein keltischer Stamm niedergelassen hatte, und stellt die Auffindung eines eigentlichen Pfahlbaus in diesem Bassin in bestimmte Aussicht. Diese letztere wird dann in Erfüllung gehen, wenn die Ausbeutung eines tiefern Lagers von Torf in Angriff genommen wird. In diesem und in mehrern der benachbarten kleinen Torfmoore sind ausserdem in der Tiefe eines Meters Fischreusen aus Weidenzweigen gefunden worden. Das Torfmoor von Torre Bairo hat Fragmente von Thongefässen, die mit Hülfe der Töpferscheibe verfertigt zu sein scheinen, geliefert, und wieder ein anderes kleines Moor einen kleinen Mühlstein. Es darf nicht unbemerkt bleiben, dass man beim Bestimmen des Alters der verschiedenen Fundsachen sehr vorsichtig zu Werk gehen muss, da, wenn auch nach den Gegenständen zu schliessen, lange vor unserer Zeitrechnung die Umgebungen dieser Moore bevölkert waren, doch ausser Zweifel ist, dass dieselben Localitäten in der römischen Periode stark bewohnt waren, wie aus der Menge der beim Ausreuten der Gebüsche entdeckten, aus Backstein erbauten Gräber sich schliessen lässt, welche Geschirre der verschiedensten Art enthalten.

Noch vor Kurzem hatte ich von der in den letzten Jahren in der Schweiz gemachten Entdeckung von Pfahlbauten keine rechte Kenntniss. Herr Professor Desor, der im Sommer 1860 nach Italien gekommen war, um unsere Seen in Beziehung auf Pfahlbauten zu untersuchen, machte mich mit den Hauptzügen dieser Erscheinung bekannt und gab mir Anleitung, wo und wie dieselben zu finden wären. Die Bereisung der Ufer des südlichen Endes des Langensees, welche wir mit einander unternahmen, hatte wegen der Höhe des Wasserstandes keinen günstigen Erfolg. Inzwischen machte Herr Professor Moro die schöne Entdeckung zu Mercurago, welche ich oben mitgetheilt habe. Das Studium der vorgeschichtlichen Zeit, wie sie sich in den Pfahlbauten und Gräbern der Stein- und Erzzeit offenbart, ist bei uns noch neusten Datums, dennoch sind die Ergebnisse der bis jetzt angestellten Forschungen nicht unwichtiger Natur und berechtigen zu der Hoffnung, dass bei fortgesetzter Thätigkeit die Kenntniss der Urbewohner des südlichen Europas eine bedeutende Erweiterung erhalten wird.

Bericht über die Alterthümer in den Mergelgruben (Marniere).

In der Provinz Parma, Reggio und Modena finden sich an mehreren Orten beträchtliche Lager einer gelbbraunen oder bräunlich schwarzen Erde, die reich an animalischer Substanz ist und in der Landwirthschaft verwendet wird. Diese Erde wird gewöhnlich Mergel, von Venturi dagegen Gräbererde geheissen (terre cimiteriali).

In den Mergelgruben kommen Töpfergeschirr, Geräthschaften, Münzen etc. aus der römischen Epoche; Waffen, Geräthe und Thongeschirre aus einer frühern Epoche; endlich Knochen von Menschen, von Rindvieh, von Hirschen, von Schweinen zum Vorschein, all dieses häufig vermischt mit Asche, Kohlen und verbranntem Getreide.

Venturi theilt diese Lager von »Gräbererde« in drei Kategorien ein. Die erste enthält nach ihm Spuren der Begräbnissplätze, in welchen die Boier, ein gallischer Stamm, die in der Schlacht gefallenen Krieger bestatteten, oder Ueberreste von Leichenverbrennungen und Opfern aus dieser Zeit; die zweite enthält Ueberbleibsel römischer Gräber, die dritte Reste antiker, durch Feuer oder Verfall untergegangener Gebäude.

Cavedone in seiner Beschreibung eines in der Mergelgrube von Marano gefundenen Schwertes (Indicatore Modenese, anno 2 No. 18) tritt der Meinung Venturi's theilweise bei, macht aber auf den Umstand aufmerksam, dass in den Mergelgruben verschiedene durch Schichten von Kies, Ziegelfragmenten und gewöhnlicher Erde getrennte Lager deutlich wahrzunehmen seien. Die beiden genannten Herren haben aber eine Hauptsache nicht bemerkt, diejenige nämlich, dass in weit dem grössten Theile der Mergelgruben die Gegenstände sich nicht an der Stelle befinden, in welcher man sie ursprünglich niederlegte, sondern da, wo sie von den Gewässern hingeschwemmt wurden.

Es ist nämlich ausgemacht, dass alle Mergelgruben der oben angeführten Gegenden entweder in der Nähe von Giessbächen oder an Stellen vorkommen, die den Ueberschwemmungen des Po ausgesetzt sind.

Gestützt auf meine eigenen Beobachtungen und die Berichte, welche über diese merkwürdigen Fundstellen von Alterthümern erschienen sind, wage ich die Behauptung auszusprechen, dass der grössere Theil der Mergelgruben Reste römischer Gräber enthält und Ueberbleibsel von Begräbnissen, Leichenbränden, vielleicht auch Speiseabfälle der Bevölkerung in der Bronzezeit.

Als Ueberreste römischer Gräber stellen sich die Fragmente römischer Dachziegel dar, aus denen die die Graburnen einschliessenden Gehäuse gemacht wurden, ferner die Lampen, die sogenannten Thränenfläschchen, die Münzen und die verschiedenen Geräthschaften, die dieser Epoche angehören, und andere in den Mergelgruben durch das Wasser zusammengeschwemmte Gegenstände, die in einigen derselben in grosser Menge angetroffen werden.

Die Ueberreste von Begräbnissen aus der Bronzezeit erkennen wir daran, dass untermischt mit Asche, Kohlen und Menschenknochen sich Waffen und Werkzeuge von Stein, vornehmlich Pfeilspitzen von Feuerstein vorfinden in Begleitung von ehernen Schwertern, Lanzenspitzen, Beilen von der Form von Keilen nebst solchen mit Schaftlappen, Pfeilspitzen und Angelhaken u. s. w. — ferner mit sehr roh gearbeiteten, schlecht gebrannten Töpfen von schwarzer oder dunkelrother Farbe und aus einer Materie, welcher Quarzkörner beigemischt sind, endlich noch Spindelsteinen aus Thon, welche so häufig in Verbindung mit Ueberresten aus der Bronzezeit zum Vorschein kommen.

Wenn ich sage, es finden sich in den Mergelgruben auch Ueberreste der Mahlzeiten der einstigen Bewohner des Landes, so gründet sich diese Meinung auf die grosse Masse Knochen von Ochsen, Hirschen, Schweinen etc., die da gefunden werden, hauptsächlich aber auf den Umstand, dass die langen Röhrenknochen am einen Ende zerschlagen sind, ganz auf ähnliche Weise wie alle Knochen grösserer Thiere, welche in Kjökkenmöddinger [1]) und in den Pfahlbauten der Schweiz in grosser Quantität auf-

[1]) Siehe A. Morlot, Études geologico-archéologiques. Lausanne 1860.

gehoben werden. Das Oeffnen der Knochen geschah natürlich nur in der Absicht, in der heutzutage noch die Grönländer und Lappländer die Knochen des Rennthiers zerschlagen, nämlich, um das Mark herauszuziehen.

Ich darf nicht unerwähnt lassen, dass von Professor Doderlein seit vielen Jahren an den langen Knochen Axthiebe bemerkt worden sind, ferner, dass ich im Museum zu Parma eine Reihe von Töpfen aus den Mergelgruben der Umgegend von Parma gesehen habe, die in Absicht auf Ausführung, Stoff und Materie denjenigen von Mercurago und San Martino vollkommen ähnlich sind.

Kürzlich ist in der Mergelgrube von Ponte Nuovo eine Anzahl von Knochen, die mit Ausnahme eines einzigen alle an einem Ende zerschlagen waren, und in einer Mergelgrube des Reggianischen eine aus Talkschiefer verfertigte Gussform für Lanzenspitzen gefunden worden.

Es ist kein Zweifel, dass auch aus der sorgfältigen Untersuchung der Mergelgruben wichtige Aufschlüsse in Beziehung auf die Cultur und Abstammung der frühesten Ansiedler in diesen Gegenden hervorgehen werden.

Kurzer Bericht über Fundorte von Stein- und Bronzealterthümern in Italien.

In das Steinzeitalter gehört die grosse Menge von Waffen, die, mit Ausnahme einer einzigen von Knochen, aus Kiesel bestehen und von Herrn J. Cerchiari auf einem Ausläufer des Apennins bei Imola in der Gemeinde Goccianello gefunden worden sind. Herr Dr. Scarabelli, ein ausgezeichneter Geolog, hat die Fundstücke in den Annali delle Scienze Naturali di Bologna 1850 bekannt gemacht. Es sind im Ganzen 30 Spitzen von Lanzen, von Pfeilen und zwei Steinbeile. Von den erstgenannten Dingen sind einige nur wenig aus dem Groben bearbeitet, die andern dagegen sauber vollendet. Der Umstand, dass eine dieser Lanzenspitzen neben einem Haufen von Feuersteinsplittern lag, und dass der grösste Theil dieser Waffen aus dem Feuerstein der Umgegend gemacht sind, berechtigt, den Fundort derselben zugleich auch als den Verfertigungsort zu betrachten. Später wurden an demselben Orte durchbohrte Thonkugeln, kleine Mühlsteine aus granatenhaltigem Talkschiefer, der aus dem Aostathale kommt, ferner ein ausgezeichnet schönes durchbohrtes Steinbeil aus Diorit, nebst drei andern vortrefflich gearbeiteten Beilen aus sehr harten Steinarten gefunden.

Pfeilspitzen, Aexte, Messer u. s. w. aus vulkanischem Gestein nebst Hirsch- und Schweinsknochen sind in einigen Höhlen auf der Insel Sicilien von Baron Anca aufgefunden und im Bulletin de la Société Géologique de France, année 1860, beschrieben worden.

Von hohem Interesse ist die Entdeckung von Steingeräthschaften mit Knochen verschiedener Thierarten in den Höhlen bei Mentone unweit Nizza durch Herrn Forel, Präsidenten des geschichtsforschenden Vereins der romanischen Schweiz. [1])

Steinäxte, Pfeilspitzen aus Kiesel sind in verschiedenen Theilen Italiens in jüngster Zeit zum Vorschein gekommen.

Auf einem Grundstücke, genannt Cumarola, wenige Meilen von Modena, wurden 1856 vierzig über 3 Meter tief im Boden, in blosser Erde und in zwei Reihen liegende Skelette entdeckt. Herr

---

[1]) Forel: Notice sur les instruments en silex et les ossements trouvés dans les cavernes de Menton.

Professor Cavedoni hat von dieser Entdeckung im Messaggiere di Modena genauen und ausführlichen Bericht erstattet. [1])

Jedes dieser Skelette hatte zur Rechten eine aufwärts gekehrte Lanzenspitze mit Schaftrohr von Kupfer, dem vielleicht etwas Zinn beigemischt ist, zur Linken eine Pfeilspitze von Feuerstein. Ausserdem hatten einige auf der rechten Seite eine keilförmige Lanzenspitze, andere eine ähnliche Waffe aus sehr hartem Serpentin, noch andere über dem Kopfe ein durchbohrtes Steinbeil ebenfalls aus Serpentin. Eines von diesen Skeletten war dadurch vor den übrigen ausgezeichnet, dass zu seiner Rechten eine grosse, schön gearbeitete Lanze, über seinem Kopfe ein Cylinder (tubo) aus Bronze [2]) sich befand. An derselben Stelle waren schon im Jahr 1773 einige Skelette mit Instrumenten entdeckt worden, welche das Museum der königlichen Universität Turin aufbewahrt. Eines der letztern, das aus dunkelgrünem Serpentin besteht, hat die Form eines Halbmondes und auf der concaven Seite einen platten Ansatz, welcher in das gespaltene Ende des Schaftes eingesetzt wurde.

Einen höchst wichtigen Beitrag zur Kenntniss der Cultur der Bronzezeit in Italien hat der Graf Gozzadini durch seinen Bericht über die in seiner Besitzung Villanova bei Bologna entdeckten etruskischen Gräber geliefert. [3]) Es ist augenscheinlich, dass der Bau dieser Gräber in eine spätere Zeit fällt als die Beerdigung der Leichen zu Cumarola und gleichfalls in eine spätere als die Pfahlbauten von Mercurago. Indessen stehen die Gegenstände dieser drei Fundstätten, sowie auch die der übrigen vorhin genannten offenbar in mehrfacher Beziehung zu einander. Wenn wir die schönen Tafeln, welche dem Berichte des Grafen Gozzadini beigegeben sind, aufmerksam betrachten, und die Fundstücke von Villanova mit denjenigen der schweizerischen Pfahlbauten, so wie des Pfahlbaus von Mercurago und der Alterthümer von Sesto Calende vergleichen, so nehmen wir theils in der Form der Gegenstände, hauptsächlich aber in der Art, wie sie mit Linien und Punkten ausgeziert sind, eine überraschende Aehnlichkeit wahr.

Nachtrag. Am 13. Mai d. J. erhielt ich von Herrn Gastaldi folgende Anzeige: »Ich habe kürzlich das Torfmoor von Mercurago besucht, wo an der im vorigen Jahre entdeckten Pfahlbaustelle zehn neue Pfähle und zwei ganze Töpfe aus schwarzer Erde mit Ueberresten von Schnüren an den Henkeln zum Vorschein gekommen sind. Auch einige Pfeilspitzen aus Feuerstein habe ich aufgehoben, ferner Bruchstücke von Töpfen mit Verzierungen, die denjenigen anderer Töpfe (s. Taf. II.) ähnlich sind. Ferner ist ein zweites Rad (s. Taf. I. 13) mit sechs Speichen gefunden worden, von denen zwei mit der Nabe des Rades aus Einem Stücke Holz bestehen, die vier andern aber in das Mittelstück und in die Felgen eingesetzt sind. Die verschiedenen Theile des Radringes (Felgen) sind durch Stücke Holz mit einander verbunden, welche in Einschnitte (Zapfenlöcher) eingefügt sind. Diese mit grösster Genauigkeit ausgeführten Löcher weisen auf die Anwendung eines Instrumentes mit gebogener Schneide hin. Der mit *a b* bezeichnete Theil des Rades ist Ein Stück, das, so wie die übrigen Theile des Radringes, aus Nussbaumholz gemacht zu sein scheint. Die beiden Querstäbe mit dem innersten

---

[1]) Ragguaglio Archeologico intorno allo scoprimento di un antico poliandrio o sia tumolo sepolcrale di circa XL guerrieri colle loro armi. — Messagiere di Modena 24 Dicembre 1856. No. 1486.

[2]) Dieser Gegenstand besteht aus Bronze, nicht aus Eisen, wie anfänglich geglaubt wurde.

[3]) Di un Sepolcreto Etrusco scoperto presso Bologna descrizione del Conte Giovanni Gozzadini, Bologna 1855. Ferner: Intorno ad altre settantuna tombe del Sepolcreto Etrusco scoperto presso a Bologna e per far seguito alla descrizione già pubblicata cenni del conte Giovanni Gozzadini, Bologna 1856.

Ringe *d* sind ohne Zweifel von Kastanienholz. An dem ganzen Geräthe, das ich in Gyps habe abgiessen lassen, findet sich keine Spur von Metall.«

Am 31. Juli 1861 meldet mir Herr Gastaldi die Entdeckung eines neuen Pfahlbaus: »Oberhalb der Mergelgrube von Castione im Herzogthum Parma ist ein Pfahlbau von grosser Ausdehnung entdeckt worden. Die Beschaffenheit des in demselben gefundenen Töpfergeschirrs und besonders die ungemein grossen Spindelsteine weisen auf ein hohes Alter der Ansiedelung hin. Ich habe auch von Herrn Strobel, Professor an der Universität von Parma, dem ich diese Anzeige verdanke, sehr interessante Gegenstände von Knochen und Bronze erhalten, die ich bekannt machen werde.

Ich muss noch bemerken, dass zu Brescia Haufen von Kohlen und Asche mit Steinwaffen und Knochen entdeckt worden sind, dass zu Ancona häufig Steinwaffen, namentlich Pfeilspitzen, gefunden werden. Die Bauern heben dieselben auf und tragen sie am Leibe, weil sie solche als Schutzmittel gegen den Blitz betrachten. Derselbe Glaube herrscht auch nach Herrn Nicolucci im Neapolitanischen.«

Die Berichte von Auffindung von Steingeräthschaften aus den verschiedensten Theilen Italiens, Süd-Frankreichs und aus Griechenland beweisen zur Genüge, dass der Süden Europas seine Steinzeit in gleicher Weise wie der Norden desselben, wahrscheinlich aber viel früher, durchgemacht hat.

II. Flachsindustrie auf den Pfahlbauten.

In den früheren Berichten über die Pfahlbauten ist die Ansicht ausgesprochen worden, dass wenn das zu Stahl verarbeitete Eisen das Element sei, auf dessen Anwendung fast die ganze industrielle Thätigkeit der Gegenwart beruhe, so in der Urzeit der Feuerstein den Stoff gebildet habe, vermittelst dessen die ersten Einwanderer all' das Geräthe herstellten, womit sie ihr Dasein zu fristen und die Natur für ihre Zwecke umzugestalten vermochten. Ohne das Vorhandensein eines so harten, leicht in die Form des Schneidewerkzeugs zu bringenden Minerals, kann, genau betrachtet, bei gänzlicher Unbekanntschaft des Ansiedlers mit Metallen, ein dauernder Aufenthalt in unsern Gegenden und das Zusammenleben einer grössern Anzahl von Menschen an demselben Orte nicht gedacht werden.

Die Frage, ob die ersten Ankömmlinge nicht die geringste Kunde von Metallen gehabt, oder ob sie bei der weiten Entfernung von ihren ursprünglichen Wohnsitzen sich dieselben nicht länger zu verschaffen gewusst, oder ob sie endlich in ihrer neuen Heimath bei noch unzureichender Kenntniss des Bodens das freilich nur äusserst sparsam vorhandene Kupfer nicht zu gewinnen im Stande gewesen — diese Frage hat bis jetzt ihre Lösung noch nicht gefunden. Wenn wir die Bevölkerung der Pfahlbauten im Besitze mehrerer Getreidearten und mit der Errungenschaft langer Kultur, nämlich gezähmten Thieren, trefflich ausgerüstet erblicken, so scheint es fast unmöglich, dass in dem Ausgangspunkte ihrer Wanderungen der Gebrauch der Metalle nicht hätte bekannt sein sollen. War aber ihre Benutzung dort wirklich schon eingeführt, so können wir für ihre gänzliche Abwesenheit in einem grossen Theile der Seeansiedelungen kaum eine Erklärung finden. Der Annahme einer völligen Isolirung der Colonisten widerspricht nämlich das in all' den ältesten Niederlassungen zahlreich vorkommende Werkzeug aus Nephrit, einer Steinart, die, wenn wir uns auf die Versicherungen der Mineralogen verlassen dürfen, nicht in Europa, sondern in den entlegenen Ländern des Ostens zu

finden ist. Allein gerade dieser merkwürdige Umstand der Einführung von Nephritwerkzeugen, die aus Asien oder Afrika herstammen, kann als Beweis für die zur Pfahlbauzeit noch nicht stattgehabte Entdeckung der Metalle gelten, da kaum anzunehmen ist, dass die Länder, welche jene Steingeräthe verfertigten und in den Handel brachten, nicht selbst sich derselben bedient haben sollten, dass ferner, wären Metalle dort vorhanden gewesen, auch Werkzeuge aus diesen Stoffen den Weg von da in unsere Gegenden gefunden haben würden.

Wie dem aber auch sei, so ermahnen uns die durch fortgesetzte Untersuchung der Pfahlbaureste täglich sich mehrenden Aufschlüsse unser Endurtheil über den Grad der Gesittung, den die Urbevölkerung zu erreichen vermochte, zurückzuhalten, und verbieten uns auf's nachdrücklichste, denselben nicht nach der Unzulänglichkeit der Steinwerkzeuge zu bemessen. Die Gründe hiefür haben wir in den früheren Berichten mehrfach angedeutet, und werden durch die neulich gemachte Entdeckung von Producten der Weberei und Gerberei, welche in den beigegebenen Tafeln veranschaulicht sind, unsere Ansicht weiter zu befestigen versuchen.

Bevor wir diese Erzeugnisse einer vorgeschrittenen Industrie betrachten, wird es am Platze sein, um jedem Zweifel an dem Alter und der Aechtheit derselben vorzubeugen, die Beschaffenheit der Localität, in welcher sie zu Tage kommen, näher anzugeben.

Fig. 1 auf Taf. III. stellt den untern Theil des Sees von Pfäffikon in seiner vormaligen und jetzigen Ausdehnung dar, das Torfmoor, das sich am Rande desselben bildete, und namentlich an der Südseite in grosser Ausdehnung über das Wasser die Herrschaft gewann, ferner bei dem Worte Rob: (Robenhausen) die Lage und den Umfang des Pfahlbaus von Robenhausen. Quer über die Stelle läuft der vor einigen Jahren künstlich sowohl horizontal als vertikal erweiterte Abfluss des Sees, der Aabach, jetzt Aabachkanal geheissen, hin. Dieser Kanal hat — von der Ebene des Torfmoores bis zu seinem Bette hinunter gerechnet — eine Tiefe von 8 — 9′ und eine Breite von 27′. Er durchschneidet die Ansiedelung, und sein Grund ist mit den Stumpen der in Doppelreihen stehenden, bei der Regulirung seines Laufes weggebrochenen Pfähle dicht besetzt.

Bei Fig. 2 sehen wir den Querschnitt des Kanals mit der Angabe der verschiedenen Torfschichten, der Culturschichte und der von den Ansiedlern aus hieher geführtem Kies und Lehm verfertigten Estriche, die dem Fortschreiten der Torfbildung Schranken setzen sollten, so wie auch der Ueberreste des Pfahlwerkes. Fig. 3 stellt die Culturschicht vergrössert dar. Bemerkenswerth ist, dass sich unterhalb und oberhalb der Estriche ganz schöner Torf befindet und in den Estrichen selbst Gerste, Weizen, Flachs, Schnüre, Gewebe etc. vorkommen. Fig. 4 zeigt ein etwa 60 Fuss langes Stück des Kanals im Grundplan, auf welchem durch kleine Kreise die Anordnung der Pfähle und durch Namen die Natur der an verschiedenen Punkten herausgehobenen Artefacte angedeutet ist. Nicht angegeben sind die Stellen, an denen vereinzelte Fragmente von Geweben und Geflechten aus Bast und Flachs, ferner Scherben und Knochen verspeister Thiere, welche durch die zahlreich auf dem Knittelboden vorhandenen Oeffnungen in's Wasser geworfen wurden, in Menge zum Vorschein kamen. Ebenso sind auch die Punkte, in denen die Ueberreste von Beeren, aufgeknackte Haselnüsse, Gräte und Schuppen von Fischen, — welche Dinge alle haufenweise beisammen lagen und durch dieselben Löcher in's Wasser gelangten — und die Kohlenstätten, die sich über die ganze Fläche ausbreiten, nicht angemerkt. Wir sehen aber, dass auf verschiedenen Stellen Gegenstände, die ihrer Natur nach verwandt sind, sich auch vereinigt finden. Eine von diesen hat in beträchtlicher Menge Getreide (Weizen

und Gerste) und Brot, eine andere dieselben Dinge nebst gedörrten Aepfeln und Birnen geliefert, an einer dritten lagen Flachs und die verschiedenen Fabrikate desselben beisammen, bei einer vierten wurden die genannten Gegenstände in Gemeinschaft von thönernen Wirteln und den zum Webestuhl gehörigen Thonkegeln herausgefördert. Es ist kein Zweifel, dass an den erstgenannten zwei Punkten Vorräthe von Cerealien aufgespeichert waren, dass man ebendaselbst das Getreide zermalmte und mahlte, damit es in Häfen zu Brei (Muss) gekocht oder sammt den Kleien mit Wasser angerührt, auf heissen kugeligen Steinen und unter glühender Asche in eine Art Fladen oder Brot verwandelt werden konnte. Dass hier die Zubereitung des Mehles grossartig betrieben wurde, beweisen die vielen als Mahlsteine benutzten Granittafeln, welche neben den eben genannten Dingen zum Vorschein kamen. Der dritte und vierte Punkt weisen auf eine bedeutende Niederlage von Flachs hin, der hier theils in Strangen, theils versponnen, verflochten und verwebt, in Form von Faden, Schnüren, Netzen, Matten, Tüchern, wie in dem Magazine eines Kaufmanns, angetroffen wurde. Steinbeile mit und ohne Fassung, Pfeilspitzen und anderes Feuersteingeräthe findet sich über das Bett des Canals zertreut in Menge vor; es ist aber eine Verfertigungsstätte von Steinwerkzeugen, die sich durch Abfall, Splitter und das Vorhandensein misslungener Stücke verrathen hätte, bis zur Stunde nicht entdeckt worden.

Nach der Berechnung des Herrn Messikommer ist der von ihm im Canal untersuchte Raum etwa 4000 □′ gross und macht von der mit mindestens 100,000 Pfählen besetzten Fläche etwa den dreissigsten Theil aus. Wenn uns die Menge von Knochen und Topfscherben, die so gross ist, dass mit jeder Schaufel Schlamm zugleich auch mehrere dieser Dinge aus dem 6—7′ tiefen Flusse heraufgeholt werden, in Erstaunen setzt, wenn wir ferner den Umstand in Erwägung ziehen, dass in vertikaler Richtung die Thierreste und Artefacte eine Schicht, die wir Culturschicht heissen, von wenigstens 3′ bilden, so scheint der Schluss vollkommen gerechtfertigt, dass die Ansiedelung mehrere Jahrhunderte fortdauerte und dass während ihres Bestehens namhafte Veränderungen in der Construction der Wohnungen, in der ganzen Lebensweise eingetreten und bedeutende Fortschritte in der Cultur von den Colonisten gemacht worden sein müssen.

Wir gehen zur Betrachtung der in das Fach der Korbflechter, der Seiler, der Weber fallenden Artikel über.

Das Bedürfniss des Befestigens, Bindens, Zusammenheftens ist eines der ursprünglichsten, und veranlasste den Menschen frühzeitig zur Benutzung natürlicher Drähte und Bänder, die gleichsam fertig aus der Hand der Natur hervorgehen.[1]) Es sind diess entweder Gegenstände aus dem Pflanzenreich, wie Halme der stärkern Grasarten, Rohrstengel, Zweige und Bast der Bäume, oder Stoffe aus dem Thierreiche, wie Sehnen und Gedärme und zu Riemen zerschnittene Thierfelle, deren Anwendung aber schon eine gewisse Zubereitung voraussetzt. Vermittelst solcher Bindemittel konnten Werkzeuge und Waffen an Stiele befestigt, Baumstämme und Aeste zusammen gebunden und Hütten construirt werden. Das Binden führte zum Flechten, zur Herstellung von Flächen, und es entstanden Matten und Körbe, welche die menschliche Hand mit Hülfe der einfachsten Werkzeuge zu verfertigen geeignet ist. Bei fortgesetzter Industrie lernte man die besten in der Natur vorhandenen Stoffe wählen, unter diesen auch den Flachs, der die gewünschten Eigenschaften im vorzüglichsten Grade

[1]) Siehe Semper, Stil in den technischen und tektonischen Künsten § 26.

besitzt. Die Benutzung des Flachses, welche der Geschichte zu Folge in die Frühzeit der Civilisation hinaufreicht, war in den Pfahlbauten bereits zu bedeutender Ausdehnung gediehen. Aus Flachs wurden Fischerschnüre und Netze zum Fangen der Fische und der Thiere des Waldes verfertigt, Schnüre zum Tragen der Töpfe und schwerer Gegenstände; die Schifffahrt, ja selbst die Errichtung von Pfahlbauten lässt sich nicht ohne die Anwendung von Stricken und Seilen denken, auch das Aufstellen von Steinen (Menhirs, Dolmen), welcher Zeit und welchem Volke diese Denkmale auch angehören mögen, war ohne die Anwendung starker Seile durchaus unausführbar.

Nachdem die verschiedenen Verfahren der Verarbeitung des Flachses bekannt, Spinnen, Zwirnen, Flechten, Stricken im Gange waren, nachdem man Leinwand, die zu schützenden Decken und Kleidern sich so vorzüglich eignete, auf einfacher Vorrichtung und ohne Mühe zu verfertigen gelernt hatte, machte sich auch bald der dem Menschen angeborne Hang, auf die Producte seiner Hand Mannigfaltigkeit und ein gefälliges Aussehen überzutragen, geltend, und wie wir diesen Trieb in den Matten der Wilden oft so anmuthig ausgesprochen sehen, so finden wir auch in den Webeerzeugnissen der Pfahlbauten dem Streben nach Abwechslung und Schmuck ein Genüge geleistet.

Bei der Aufzählung und Betrachtung der in den Ansiedelungen zu Robenhausen von Herrn Messikommer in Menge entdeckten Fabrikate des Flechtens und Webens wird es nöthig sein, die Anfänge dieser Thätigkeit, wie sie sich in verschiedenen Fundstücken offenbart, zuerst in's Auge zu fassen.

Zu den einfachsten ohne alle technischen Hülfsmittel hervorgebrachten Objecten zum Binden und Befestigen gehören unzweifelhaft die Stricke und Seile, die durch das Zusammendrehen einer Mehrzahl dünner Zweige von Gesträuchen, hauptsächlich der Weide, entstanden, dem Henkel eines Korbes völlig ähnlich sind und von verschiedener Dicke gefunden werden.

Es kommen auch Schnüre und Stricke aus weniger zähen Stoffen, nämlich aus Binsen, Rohren, Stroh u. s. w. vor.

Sehr ausgedehnte Anwendung fand der Bast (der Linde) theils allein, theils in Verbindung mit Ruthen und Flachssträngen.

In einfachster Form zeigt sich der Bast als einzelner Streifen oder Band, womit Holzstücke und andere Gegenstände zusammengebunden sind. Dann finden wir diesen Baststreifen gedreht von rundlichem Durchschnitt, häufiger noch als Seil, das aus der Zusammendrehung mehrerer gedrehter Bänder entstanden ist, ein Fabrikat, welches die Anfänge des Seilerhandwerkes erkennen lässt. Taf. III. Fig. 6.

Als Produkte einer vorgeschrittenen Industrie, welche mit den Handgriffen des Korbmachens bekannt ist, sind die aus Bastriemen geflochtenen Matten zu betrachten. Die erste und einfachste Art dieser Matten besteht in einem Gitterwerk aus kreuzweise durch einander gezogenen Bändern. Taf. IV. Fig. 1.

Eine zweite complicirtere Art besteht ebenfalls aus einem Gittergeflecht, bei dem gedrehte Baststreifen den Zettel bilden, welche durch flache Bänder mit einander verbunden sind. Die letztern, der Eintrag, sind wohl eher, um dem Producte ein gefälliges Aussehen zu geben, als seine Festigkeit zu vermehren, auf dem Rücken des Stückes in zwei Theile, durch welche ein anderes Band sich hindurchzieht, getrennt und dann auf der entgegengesetzten Seite des Geflechtes wieder vereinigt, — eine Anordnung, die man an Körbchen und Matten der Jetztzeit häufig bemerkt. [1]) Taf. IV. Fig. 2 u. 3.

---

[1]) Im zweiten Berichte ist dieses Flechtwerk auf S. 127 und Taf. I. Fig. 24 und 25 abgebildet, aber irriger Weise als ein Strohgeflecht bezeichnet worden.

Bei Fig. 14 sind doppelte Baststreifen auf zierliche Weise durch eine Verbindung von Baststreifen und Schnüren zusammengeflochten.

Bei einer dritten Art sind die gedrehten Baststreifen in Form einer Spirale aufgewunden und durch flache Bänder mit einander verbunden. Von dieser Art Geflechte besitzen wir noch mehrere Varietäten, in deren nähere Beschreibung wir uns nicht einlassen können.

Ein mit viel Geschicklichkeit ausgearbeiteter, nicht selten, aber immer nur in zerbrochenem Zustande vorkommender Gegenstand, dessen Bestimmung bis jetzt räthselhaft geblieben, ist der auf Taf. IV. bei Fig. 4 dargestellte. Er besteht aus einer Ruthe, welche das Mittelstück bildet, und vier Spaltstücken einer solchen, welche unter sich zusammengeflochten sind und die Ruthe gleichsam wie einen Kern in einer Hülse einschliessen. Die wahre Länge des Gegenstandes, von dem hier nur die Spitze abgebildet ist, können wir nicht angeben; er kommt von verschiedener Dicke und verschiedener Feinheit der Ausführung vor, und hat in seiner Structur einige Aehnlichkeit mit den von Schnüren umwundenen modernen Reitpeitschen.

Noch sind aus Bast oder aus Bast und Zweigen zubereitet mancherlei Fabrikate zu Tage gefördert worden, jedoch immer nur in kleinen Fragmenten und in Folge der Verkohlung, welcher wir ihre Erhaltung verdanken, in einem so geringen Grade der Consistenz, dass es unmöglich ist, ihre Structur genauer zu untersuchen.

Flachs.

Der Flachs [1]), dessen Benutzung in die Frühzeit der Civilisation hinaufreicht, hat auf den Pfahlbauten und zwar schon auf den noch der Steinzeit angehörenden eine überraschend grosse und vielseitige Anwendung gefunden. Von der Art, wie er gepflanzt, geröstet, gebrochen, gereinigt, überhaupt für den Gebrauch zubereitet wurde, können wir uns ebensowenig einen Begriff machen, als von den Regeln, nach, und den Werkzeugen, mit welchen die Ansiedler den Ackerbau betrieben. Noch viel weniger ist zu ermitteln, ob, was bei allen alten Völkern des Ostens der Fall war, die Zubereitung des Flachses, das Spinnen und Weben der weiblichen Bevölkerung anheimfiel. Der sowohl zu Wangen als zu Robenhausen in unverarbeitetem Zustande d. i. in Stengeln (natürlich in verkohlten) und mit Fruchtkapseln gefundene Flachs gehört nach dem Urtheile aller Sachverständigen zu derjenigen Sorte, die unter dem Namen des kurzen Flachses ziemlich häufig im nordwestlichen Theile der Schweiz gebaut wird. Diese kleinere Art erreicht auch im besten Boden nicht die Höhe des grossen; ihre Vorzüge bestehen aber darin, dass sie feinere Fasern liefert, sich besser mit dem Klima verträgt und vom Winde nicht leicht umgeworfen wird.

Roher Flachs. Der rohe Flachs findet sich in den Pfahlbauten in Bündeln und zwar, da die letzte Operation bei seiner Bereitung mit grosser Sorgfalt vorgenommen wurde, in völlig reinem Zustande. Die Art der Verwendung des rohen Flachses zeigt sich in verschiedenen Gattungen von Geflechten. Die einfachste Art erblicken wir in dem Taf. IV. Fig. 5 abgebildeten Fabrikate. Wir sehen hier Stränge von diesem Stoffe in gerader Linie neben einander gelegt und von ähnlichen Strängen umschlungen und zusammen gehalten. Die so entstandene Fläche konnte als Matte oder umhüllende Decke benutzt werden.

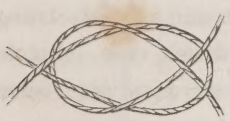
---

[1]) Von Hanf ist bis jetzt in keinem Pfahlbau eine Spur entdeckt worden.

Ueber eine merkwürdige und zwar complicirte Verbindung von Flachssträngen mit Bändern von Bast, welche schon im dritten Bericht abgebildet ist, siehe weiter unten bei Beschr. v. Taf. IV. Fig. 9.

Gespinnste. Dass die Kunst, den flockigen Lein zu einem Faden zusammenzudrehen, auf allen Pfahlbauten bekannt war und daselbst eine Hauptbeschäftigung bildete, konnte, noch ehe Ueberreste von eigentlichen Faden entdeckt wurden, aus dem häufigen Vorkommen von verkohlten Flachsfasern und von thönernen Spinnwirteln (siehe Bericht II. Taf. I. Fig. 44—51) vermuthet werden. Die zu Robenhausen aufgefundenen Bündel von einfachem Garn sowohl als Faden, der aus zwei oder mehreren Theilen zusammengedreht ist, zeugen von der grossen Geschicklichkeit, welche die Ansiedler in der Kunst des Spinnens erlangt hatten. Ob das Garn, der einfache Draht, eine bestimmte Verwendung gehabt habe, ist ungewiss; allein der aus mehreren Drähten zusammengezwirnte Faden kommt in verschiedener Dicke zu Strängen aufgewunden und zierlich zusammengebunden in grosser Menge vor. (Taf. III. Fig. 14. 15. 19.) Schnüre, Stricke, von der Dicke eines halben Zolls, aus mehreren Gliedern zusammengedreht, finden sich, als wären sie von einem Seiler verfertigt, in vortrefflicher Ausführung. (Taf. III. Fig. 18. 20.) Bei der Ausdehnung, welche die Schifffahrt, Fischerei und Jagd bei den Bewohnern eines solchen Wasserdorfes augenscheinlich gehabt hat, ist es auch ganz begreiflich, dass die Production von Schnüren und Seilen sehr bedeutend gewesen sein muss.

Geflechte und Gestricke aus Gespinnsten. Wir führen hier zuerst die Knoten an, durch welche eine feste Verbindung zwischen zwei der ebengenannten Flachsschnüre vermittelt wird.



Taf. III. Fig. 12 ist ein eigentlicher Weberknoten, welcher, ein wenig aufgelöst, nebenstehende Form hat.

Taf. III. Fig. 11 zeigt eine aus schwach gedrehten Flachssträngen bestehende Verschlingung. Eine genauere Untersuchung lässt das vor uns liegende Exemplar der Verkohlung wegen nicht zu.

Von den Gestricken sind die einfachsten die Netze, die je nach dem Zwecke, für den sie bestimmt sind, sich durch die Weite der Maschen und die Stärke der Schnüre von einander unterscheiden, obgleich ihre Construction dieselbe zu sein scheint. Unter Fig. 6 auf Taf. IV. haben wir die mittlere Sorte dieser für Jagd und Fischfang bestimmten Geräthe abgebildet.

Die Figuren 7. 8. 9. 10 auf Taf. IV. veranschaulichen vier Geflechte, die sowohl durch ingeniose Struktur als durch die Sicherheit und Sorgfalt der Ausführung sich auszeichnen.

Das erste Stück (Fig. 7) ist ein Geflecht aus eng aneinander liegenden Schnüren angefertigt, das als Matte, Decke oder Gewandstoff gedient haben mag.

Das zweite Stück (Fig. 8) besteht aus starken Schnüren, die in bestimmten Abständen durch doppelte Querschnüre verbunden sind. Das Ganze bildet eine durchsichtige sehr starke Decke.

Das dritte Stück (Fig. 9) ist der erstgenannten Art ähnlich, bei welcher die Verbindung durch eine einfache Querschnur hergestellt ist. Am Rande (a b) schlingt sich der Zettel um eine dünne Schnur. Merkwürdig ist hiebei, dass auf der einen Seite dieses Stoffes Stränge von rohem Flachs in regelmässigen Reihen eingeflochten sind, welche nachher aufgeschnitten wurden und so einen künstlichen Pelz darstellten. Dieses Stück gibt Aufschluss über die oben angeführten, auf Taf. V. Fig. 18 u. 19 des dritten Berichtes abgebildeten Fragmente, welche in ähnlicher Weise aus Baststreifen und Strängen von rohem Flachs zusammengesetzt das Aussehen eines Pelzes haben. Es ist wohl kein Zweifel, dass dieses Geflecht als Kleidungsstoff benutzt wurde.

Das vierte Stück (Fig. 10) ist nach dem Urtheile von Sachkundigen ebenfalls als Geflecht zu betrachten, obgleich man es rücksichtlich der Regelmässigkeit der Textur für ein Gewebe halten könnte. Die Schnur, welche den Einschlag bildet, verschwindet unter den dicht aneinander gereihten Schnüren, von denen sie umflochten ist. Dieser feste schöne Stoff eignete sich ganz besonders zu Gewändern.

Gewebe. Unter Fig. 11. 12. 13 Taf. IV. sind drei Stücke abgebildet, die nicht von freier Hand verfertigt wurden, sondern mit einer mechanischen Vorrichtung, die wir, wenn sie auch noch so einfach construirt war, als Webeapparat betrachten müssen. Die Erfindung des Webestuhls, nämlich eines einfachen Rahmens zum Aufspannen von Langfäden nebst einer Vorrichtung zum Hindurchflechten von Querfäden reicht in die Urzeit zurück.

Das erste Stück (Fig. 11), wo der Faden des Einschlags die Kettenfäden rechtwinklich durchkreuzt, ist einfache grobe Leinwand. Die Dicke der Fäden und die Entfernung derselben von einander ist ziemlich verschieden, doch bleibt die Menge der Zettel- sowohl als der Eintragsfäden auf der Fläche eines Quadratzolls durchschnittlich innerhalb der Zahlen 25 und 34. Dicht gewebte oder aus zarten Fäden verfertigte Leinwand ist uns bis jetzt ebensowenig vorgekommen, als solche, die in Absicht auf Gleichförmigkeit und Regelmässigkeit der Arbeit sich nur in entferntem Grade mit den Producten der Jetztzeit vergleichen dürfte.

Das zweite Stück (Fig. 12) zeichnet sich von dem vorigen dadurch aus, dass von den Fäden des Zettels je drei stellenweise ausgelassen sind, wodurch ein geköperter Stoff entsteht.

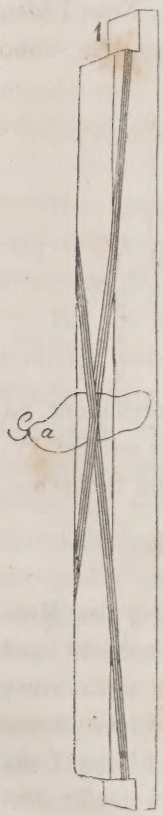
Das dritte Stück (Fig. 13) ist ein Gewebe, welches das Aussehn einer Franse hat und zur Besetzung der Gewänder gedient haben mag. Stränge von Bindfaden sind am einen Rande durch eine schmale Borte von Fäden aneinander gewebt, am andern Ende dagegen aufgeschnitten, so dass die Fäden herabhängen.

Am Schlusse dieser Aufzählung der in den Pfahlbauten von Robenhausen und Wangen gefundenen Drähte, Seile und Geflechte aus Zweigen und Bast und der Gespinnste, Gestricke, Geflechte und Gewebe aus Flachs muss ich noch die Bemerkung beifügen, dass ich bei genauer Betrachtung der Producte der letzten Art an einem einzigen Stücke einen vermittelst einer Nadel verfertigten Saum, aber nie eine Naht oder eine Spur von einem Zuschnitt des Zeuges habe bemerken können, und — einstweilen noch — die Vermuthung hege, dass diese Gewebe eher als Umhüllungen im Allgemeinen, denn als eine den verschiedenen Theilen des Körpers angepasste Bedeckung verwendet wurden.

Dagegen haben wir mehrere Fragmente des Taf. IV. Fig. 11 abgebildeten einfachen Gewebes erhalten, bei welchen die leeren Räume zwischen den Fäden mit irgend einem Stoffe in der Weise ausgefüllt sind, dass die Pfahlbau-Leinwand, die sonst in Absicht auf Textur eher einem feinen Siebe gleicht, das Aussehn eines verkohlten Papiers zeigt und völlig undurchsichtig ist. Die Natur dieses Stoffes wird sich kaum ermitteln lassen; die Anwendung desselben mag vielleicht den Zweck gehabt haben, das Gewebe wasserdicht zu machen. Es drängt sich aber bei Betrachtung dieser Tuchreste unwillkürlich die Frage auf, ob die an denselben haftende Materie nicht irgend ein Farbestoff gewesen, und ob wir hier nicht Muster des Bemalens oder Tingierens der Körperbedeckungen, ein Gebrauch, der in's höchste Alterthum hinaufreicht, vor uns haben.

Webestuhl. Als wir die ersten verkohlten Leinwandstücke von Herrn Messikommer zugeschickt erhielten — und es waren diess gerade die complicirten Muster — konnten wir die Vermuthung nicht unterdrücken, dass an der Fundstelle eine Vermengung von Artefacten sehr verschiedener Zeit ein-

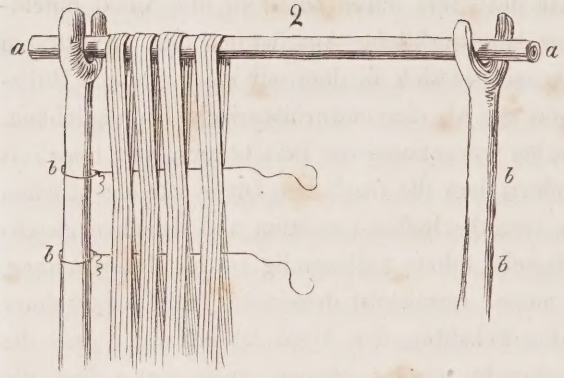
getreten und der gewebte Stoff von irgend einem Punkte des Ufers durch Zufall in den Kanal hineingerathen sein möchte. Unkenntniss der Metalle, eine handwerkliche Ausrüstung der primitivsten Art u. s. w. neben Producten einer vorgerückten Industrie, wie sie sich an dem mit mechanischen Hülfsmitteln hervorgebrachten Linnenzeuge offenbarte, erschien uns als eine culturhistorische Unmöglichkeit. Allein eine genaue, durch Geologen und Alterthumsforscher vorgenommene Besichtigung der Localität zeigte bald, dass hier keine Täuschung im Spiele sei, sondern dass die fraglichen Dinge zur eigentlichen Verlassenschaft der Pfahlbewohner gehören und mit den Geräthschaften aus Stein und Knochen gleichzeitig seien. Die Erörterung betreffend das Alter der Gewebe führte nothwendig zu der Untersuchung, von welcher Form und Construction das Werkzeug sein möge, vermittelst dessen die Pfahlbaubewohner jene kunstreichen Artikel zu Stande brachten. Aus den Schriften der Alten ist bekannt, dass die Weberei schon sehr früh zu hoher Vollkommenheit gebracht wurde; ebenso weiss man, dass die Vorrichtung, mit deren Hülfe gegenwärtig noch in Arabien, Persien, Indien sehr gute und verschiedenartige Zeuge verfertigt werden, höchst einfacher Natur ist. Von einem der ältesten Culturvölker, den Aegyptern, besitzen wir ja nicht nur in den Mumiengewändern thatsächliche Beweise ihrer Befähigung in diesem Zweige industrieller Thätigkeit; wir finden auf den Denkmälern, die sie uns hinterlassen haben, Vorstellungen des ganzen Herganges der Flachszubereitung und Verarbeitung des Hechelns, Spinnens, Zwirnens u. s. w., ja sogar Abbildungen von zwei Arten Webestühle, von denen eine Art auf den Boden gelegt wird, eine andere aber aufrecht steht.[1]) Es schwand aber aller Zweifel, dass diese Kleiderstoffe, die, wenn schon unter den Trümmern von Flachsmagazinen und Spinnkammern gefunden, dennoch durch den Handel mit einem civilisirtern Volke hieher gelangt sein konnten, wirklich am Fundorte gemacht worden seien, erst dann, als ein im Fache der Weberei ausgezeichneter Techniker, Herr Paur, Bandfabrikant in Zürich, aus Interesse an diesen frühesten Erzeugnissen seiner Kunst, eine Webevorrichtung von überraschend einfacher Construction herstellte, vermittelst deren er die auf Taf. IV. abgebildeten Zeuge mit grösster Leichtigkeit verfertigte, als er ferner zu völliger Evidenz nachwies, dass die im Berichte I. Taf. IV. Fig. 17 beschriebenen, bisher räthselhaft gebliebenen Thonkegel als ein Bestandtheil des Webegeräthes der Pfahlbauleute zu betrachten seien.

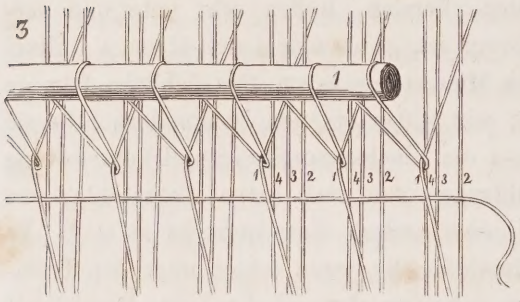


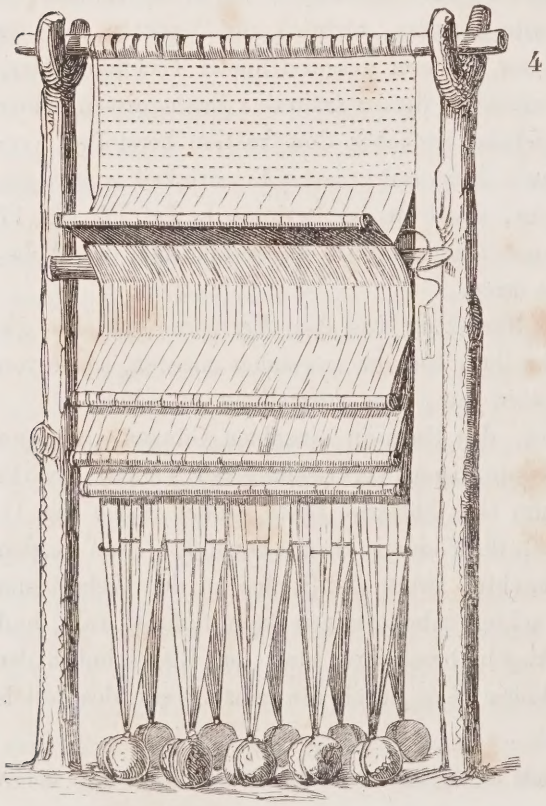
In den nachfolgenden Zeilen versucht Herr Paur von dem Verfahren, welches die Bewohner der Pfahlbauten bei Verfertigung ihrer Gewebe anwenden mussten, sowie von dem einfachen Geräthe, welches dazu nöthig war, eine Vorstellung zu geben.

»Die erste Arbeit hiebei besteht darin, das Garn in einzelnen Gängen von etwa 40 Fäden Stärke anzuzetteln. Die sogenannte Rispe (Verkreuzung der Fäden) bewirkt man, indem man den Faden kreuzweise um eine hölzerne Latte windet (siehe Fig. 1). Die quer durchgezogene Rispeschnur *(a)* hält die Fäden in dieser Form fest. Nun werden die Gänge der Reihe nach bis zur gewünschten Breite des Stoffes an den Weberbaum (Fig. 2 *a*) gehängt, welcher auf zwei senkrechten gabelförmigen Baumstämmen ruht, und am untern Ende mit thönernen Gewichtkugeln beschwert; statt der Rispeschnüre der einzelnen Gänge werden zwei längere Schnüre *(b b)* durch die ganze Breite des Zettels

[1]) Siehe Wilkinson II. 60. III. 135. Der altnordische Webestuhl ist abgebildet in Worsaae's nordiske Oldsager S. 159.







gezogen (siehe Fig. 2). Hierauf wird von 4 Fäden des Zettels je der erste durch Schleifung an einen runden Querstab befestigt (Fig. 3. 1). Den zweiten Faden nimmt man auf einen zweiten Stab, den dritten auf Stab 3 etc., so dass sämmtliche Fäden auf vier Stäbe vertheilt sind (siehe Fig. 4). Endlich befestigt man die angehängten Gewichte in der Ordnung, dass nur Fäden von Einem Stabe an eine und dieselbe Kugel gebunden werden. Nachdem dieses geschehen, entfernt man die beiden Rispenschnüre *(b b)*, und die Arbeit des Webens kann beginnen.

Die eben beschriebene Vertheilung des Zettels an verschiedene Stäbe macht es möglich, nach Belieben je 3, 2 oder 1 Faden zu ziehen und die übrigen liegen zu lassen, und durch diesen Wechsel der Züge die verschiedensten Arten von Mustern darzustellen.

Noch verdient der eigenthümliche, geköperte Stoff (Taf. IV. Fig. 12) beschrieben zu werden. Neun Fäden des Zettels sind in folgender Ordnung auf vier Stäbe befestigt:

Faden	1	2	3	4	5	6	7	8	9
auf	|	|	|	|	|	|	|	|	|
Stab	1	2	1	3	4	3	1	2	1

Auf den ersten Schuss zieht man Stab 1
» » zweiten » » » » 2. 4
» » dritten » » » » 1
» » vierten » » » » 2. 3

Vermittelst der oben angegebenen Vorrichtung ist Herr Paur im Stande gewesen, sämmtliche auf Taf. IV. vorkommende Gewebe mit Leichtigkeit und Sicherheit herzustellen.

Leder.

Es ist natürlich, dass beim Vordringen der Menschen in die unwirthlichen Länder des mittlern und nördlichen Europa sich das Bedürfniss nach einer Körperbedeckung fühlbar machte, vermittelst deren es möglich war, der Unbill des rauhern Klimas Trotz zu bieten. Ein ganz geeignetes Material hiefür bot sich in den Häuten und Fellen der Thiere dar, welche theils als gezähmte Thiere den wandernden Horden

folgten, theils auf der Jagd erlegt wurden. Die früheste Bekleidung der Bewohner unserer Gegenden konnte jedenfalls keine andere sein als diejenige, welche wir auch heut zu Tage noch an den uncivilisirten Bewohnern des hohen Nordens bemerken. Zugleich mit der Verfertigung der Stein- und Knochengeräthe, der thönernen Schalen, der Construction von Hütten u. s. w. musste auch die Zubereitung der Felle und Häute zur Bedeckung der Füsse und der übrigen Theile des Körpers als eine der unerlässlichsten Arbeiten sich unter den Ansiedlern geltend machen und grosse Ausdehnung erlangen. Leider besitzen wir über diesen Theil der Ausrüstung der Pfahlbaubewohner nur äusserst spärliche Andeutungen, da das Leder durch die Hitze durchaus verändert und durch das Wasser aufgelöst wird. Dennoch haben sich unter der Verlassenschaft der Urbewohner, welche im Seeschlamme eingebettet liegt, eine Anzahl Lederstücke vorgefunden, deren Bestimmung zwar nicht zu ermitteln ist, die uns aber eine neue Thatsache liefern, nämlich das Zeugniss, dass den Ansiedlern eine gewisse Art der Zubereitung des Leders, wodurch dasselbe biegsam und dauerhaft gemacht wurde, nicht unbekannt war, dass mithin die ersten Elemente des Gerbens schon auf den Pfahlbauten Anwendung fanden. Ueber die Art, wie die Felle behandelt wurden, wollen wir uns nicht in Hypothesen einlassen; es genügt, hier das von Sachkundigen constatirte Factum mitzutheilen, dass das Aussehen des in Robenhausen zu Tage gekommenen Leders auf künstliche Zubereitung mit Sicherheit schliessen lässt.

Nachträgliche Mittheilungen über die Pfahlbauten bei Robenhausen, Moosseedorf u. s. w.

Untergang des Pfahlbaus Robenhausen.

Herr Messikommer hat uns auf eine Erscheinung aufmerksam gemacht, die sich auf den Untergang der Ansiedelung bezieht, und wenn auch nicht die Ursache derselben, doch eines der mitwirkenden Momente vor Augen legt.

Bei der zunehmenden Ausdehnung, welche das Torfstechen auf dem Moore von Robenhausen gewinnt, werden auch diejenigen Theile desselben, die weiter vom Ufer abliegen, ausgebeutet. Wandert man von der bekannten Pfahlbaustelle (s. Bericht III. Taf. VI. Fig. 7) in nördlicher Richtung dem Rande des Moores zu, so bemerkt man, dass die in dieser Linie zum Trocknen aufgeschichteten Torfstücke ohne Ausnahme eine grössere oder geringere Anzahl von Kohlen in sich schliessen. Die Breite des mit Kohlen besetzten Streifens, dessen Abgrenzung deutlich zu erkennen ist, mag ein Paar hundert Schritte betragen. Herr Messikommer schliesst aus dem Vorkommen dieser Kohlenstücke und gewiss mit Grund, dass die Zerstörung des Pfahlbaus bei einem heftigen Südwinde (Fönsturme) stattgehabt habe, durch welchen der Brand in der angegebenen Richtung, welche genau die Bahn dieses Windes bezeichnet, über die bereits mit Schilf bedeckte Ebene hingetragen worden sei. Wenn man die Beschaffenheit der aus Holz und Stroh errichteten, der Feuersgefahr so sehr preisgegebenen Ansiedelungen in's Auge fasst und die Wirkung des so sehr gefürchteten Fönwindes, dem fast sämmtliche Dörfer der innern Schweiz schon einmal erlegen sind, selbst gesehen hat, so kann man sich des Gedankens nicht erwehren, dass durch das Walten eines solchen Missgeschickes Robenhausen seinen Untergang gefunden, und dass nach diesem Ereignisse die Bevölkerung auf festem Boden sich neue Wohnsitze gegründet habe.

Pfahlbau Himmerich.

Der Pfahlbau Himmerich befindet sich, wie bei Taf. VI. Fig. 7 des dritten Berichtes und auf der diesem Berichte Taf. III. Fig. 1 beigefügten Zeichnung zu sehen ist, etwa 2000′ von demjenigen von Robenhausen entfernt am Rande des Moores gegen den See hin. Das Profil dieses Pfahlbaues ist Taf. III. Fig. 3 angegeben. Beim Torfgraben werden in einer Tiefe von circa 3′ in der Culturschicht einzelne Pfahlstumpen, Knochen, Steinbeile, Scherben von Töpfen, grosse Steine und besonders viele Splitter und Pfeilspitzen von Bergkrystall angetroffen. Das Sonderbare auf dieser Stelle ist aber ein Wall, der sich wenige Schritte vom Seerande und parallel mit diesem hinzieht, und von dem es ungewiss ist, ob er in irgend einer Beziehung zu dem Pfahlbau steht. Er ruht etwa 2′ über der Culturschicht auf reinem festem Torf. Sein Körper besteht aus Kies, der jedenfalls auf Kähnen hieher gebracht wurde. Er ist 600′ lang, in der Mitte $3^1/_2$, gegen die Enden hin 2′ und zuletzt nur 1′ hoch und durchweg 15′ breit. Herr Messikommer hat an mehreren Punkten den Wall theils durchgegraben, theils angebrochen und merkwürdiger Weise in dem Materiale desselben Dinge römischer Cultur, nämlich Fragmente von Dachziegeln, Scherben von Terra sigillata Geschirren der spätern ganz geringen Sorte, von kleinen und grossen römischen Töpfen u. drgl. entdeckt. Der Ort, wo dieser Kies geholt wurde, kann mithin kein anderer als eine der römischen Niederlassungen sein, von denen bedeutende Ueberreste theils am Ufer des Sees, theils auf den ihn umgebenden Höhen jetzt noch vorhanden sind. Die Bestimmung dieses Walles ist durchaus räthselhaft. Wir dürfen den Wall nicht als Schutzwehr gegen den Andrang des Wassers betrachten, da in der Verlängerung seines Laufes keine Spur einer ähnlichen Anlage zu bemerken ist. Die meiste Wahrscheinlichkeit hat die Annahme, dass er als der Unterbau eines Reit- und Fahrweges zu betrachten sei, welcher die römischen Ansiedelungen zu Irgenhausen und auf Bürglen etc. durch eine kürzere, als die das ausgedehnte Moor umgehende Linie hätte in Verbindung setzen sollen, dass aber dieses Werk eben, als es in der Ausführung war, durch kriegerische Ereignisse in Stocken gerieth. Gewiss ist, dass das Alter desselben über die letzten Jahrhunderte, in welchen das Ried wenig benutzt wurde, weit hinausreicht, und dass noch viel weniger die Errichtung desselben dem Mittelalter zuzuschreiben ist. Stammt aber der Wall, wie wir nicht zweifeln, aus spät römischer Zeit her, so ist als Thatsache anzunehmen, dass das Ried im Anfange des fünften Jahrhunderts; zu welcher Zeit die römische Herrschaft in unsern Gegenden schliesst, ganz dieselbe Ausdehnung und Beschaffenheit, wie gegenwärtig, gehabt hat. Der Umstand, dass der Wall nicht vom Torf verschlungen worden und noch in seiner ursprünglichen Höhe frei hervortritt, erklärt sich vollständig aus der Beobachtung, die man bei allen Mooren macht, dass die Torfbildung, wenn sie sich über das Niveau des Wassers ein wenig erhoben hat und die Bedingung des Wachsthums nicht länger vorhanden ist, ihr Ende erreicht.

Neueste Funde auf dem Pfahlbau Robenhausen.

Unter den Gegenständen, die Herr Messikommer im Spätherbste 1860 in dem S. 15 beschriebenen Kanale, dem Fundorte so vieler Industrieproducte der frühesten Bewohner, entdeckte, kommen einige Gegenstände vor, die der Erwähnung nicht unwerth scheinen.

Der erste derselben ist eine breite, mit einer Handhabe versehene Schale aus Lehm, welchem vegetabilische Stoffe, zerhackte Strohhalme oder ähnliche Dinge beigemengt sind. Der Rand dieser

Kelle ist wie mit einer Glasur überzogen, welche zu Folge der von Herrn Professor Kenngott vorgenommenen Untersuchung aus Markasit besteht. Dergleichen Markasitüberzüge bilden sich aus Lösungen von Eisenvitriol durch Reduction unter Einfluss organischer Substanzen, besonders oft in Torflagern und Sümpfen, indem sie Pflanzenreste umhüllen und zuweilen kugelige Gebilde darstellen. Siehe Taf. III. Fig. 23.

Der zweite ist ein sehr harter Kalkstein, der durch Zuschleifen in die Form eines $4^1/_2$'' langen, 3'' breiten und etwa $1^1/_2$'' dicken Prismas gebracht ist. Obgleich ursprünglich schwarz, ist er durch die Hitze, der er beim Brande des Dorfes ausgesetzt war, stellenweise weiss geworden und zersprungen. Trotzdem hat sich auf den breitern Flächen eine gelb glänzende Belegung erhalten, welche dadurch entstand, dass auf dem Steine Kupferkies gerieben wurde. Dieser Umstand liefert einen neuen Beweis, mit welcher Sorgfalt die Colonisten alle auffallenden Naturgegenstände sammelten und prüften.

Der dritte Gegenstand ist darum von Werth, weil er auf den Zusammenhang der Stein- und Bronzeperiode hinweist. Wir haben denselben auf Taf. III. unter Fig. 10 abgebildet. Ueber seine Bestimmung sind wir leider nicht im Stande etwas zu berichten, da wir ihn nur als Bruchstück vor uns haben. Wir vermuthen, er habe als Zierrath gedient, aber ob er am Hause, am Kahne oder an irgend einem Hausgeräthe verwendet gewesen, ist völlig ungewiss. Er besteht aus Eichenholz und zwar aus dem Spaltsegmente eines mässig dicken Baumes. Die äussere gewölbte Seite ist glatt gearbeitet, die innere dagegen, welche flach ist, sculptirt. Es sind nämlich hier eine Reihe Erhöhungen und Einschnitte angebracht, die, wie der Anblick deutlich zeigt, durch die Hiebe eines wenig eindringenden Beiles, ohne allen Zweifel eines Steinbeiles, ausgeführt worden. Was diesem Stück Holz Interesse gibt, ist die Anordnung der Einschnitte, in welcher wir die früheste Anwendung des Zickzack- oder Schraffurornamentes erkennen, — ein Motiv, welches an den Thongeschirren der Stein- und Bronzezeit, namentlich aber an den Bronzegeräthschaften der letztern so oft in verschiedenen Modificationen wiederkehrt.

Weitere Bemerkungen über den Pfahlbau Robenhausen.

Von Herrn J. Messikommer.

Von Wassernüssen (Trapa natans) hatten die Colonisten, ebenso wie von Aepfeln, Vorräthe angelegt. Ich fand an einer Stelle über 300 Stücke beisammen. — Knochen lagen oft zu 50—100 ℔ neben und auf einander. Ihr Gewicht drückte auf den Seesand, so dass sie 8—10 Zoll in denselben einsanken. Da ich im Aabachkanale allein gegen 100 Centner Knochen gesammelt habe, so muss die Masse der in dem ganzen Pfahlbau begrabenen Reste von Vierfüssern eine ungeheure sein. — Fischschuppen liegen überall in grosser Menge herum, ein Beweis, dass Fische einen Haupttheil der Nahrung ausmachten. — Das Gewicht der im genannten Kanale aufgehobenen Brotstücke beträgt etwa 8 ℔, was ungefähr 40 ℔ neubackenen Brotes entsprechen mag. — Von Aepfeln habe ich mehr als ein halbes Viertel herausgehoben. — Von Steinobst sind auffallend mehr Schlehen als Kirschen vorhanden. Von Beeren gibt es sehr viel Himbeeren, Erdbeeren, Holderbeeren; Brombeeren kommen auch vor. — Was das Getreide betrifft, so wurde viel mehr Weizen als Gerste gebaut. Die letzere ist die sechszeilige, die in zwei Sorten zum Vorschein kommt. — Verkohltes Stroh als Ueberrest der Strohdächer zeigt sich massenhaft. — Mühlen und Schleifsteine sind häufig, so wie Steine, auf welchen

gebacken wurde. — Die Werkstätten der Steinbeileverfertiger habe ich noch nicht entdeckt. — Scherben mit mannigfachen Verzierungen finden sich in unendlicher Zahl. — In dem 5—6 Fuss unter dem Torf und hinwieder 1 und 2 Fuss über einer Torfschicht lagernden Estriche aus Lehm und Kies kommen schichtenweise Weizen, Gerste, Flachs, Geflechte und Gewebe aus diesem vor und unter- und oberhalb desselben das bekannte Handwerkszeug aus Stein, Horn und Knochen.

Bemerkungen über den Pfahlbau von Moosseedorf.

Von Herrn Dr. Uhlmann.

Feuerstein, Splitter, Kernstücke oder zu einem gewissen Zwecke dienendes Geräthe, auf mannigfache Weise gespalten und zurecht geschlagen, wurde letztes Jahr in mehr als 1000 Stücken an einer neu entdeckten Fundstelle unweit dem grössern Moosseedorfsee aufgehoben. Jene hügelartig aber kaum bemerkbar über das Sumpfgebiet sich erhebende, von Torf noch theilweise umgebene Localität scheint als Zurichtungsstelle des Feuersteins gedient zu haben, da ausser einigen zerschlagenen weissen Kieseln und Spuren von Kohle weiter nichts auf ihr zum Vorschein kam. Die Feuersteinsplitter kommen hier in der Kleinheit von Fischschuppen bis zur Grösse von 2 Zoll langen Spänen vor. Je nachdem es ihre Bestimmung verlangte, sind sie mit mehr oder weniger Sorgfalt ausgearbeitet. Meistens stellte man längliche, schneidende Lamellen dar, welche durch fernere Zurichtung zu Messerchen, Schabern, Sägen und Bohrern, auch zu Pfeilspitzen geformt wurden. Die Art des Gebrauches der kleinen viereckigen Stücke habe ich bis jetzt noch nicht ausmitteln können.

So verschieden wie die Form ist auch die Farbe dieser Dinge; es finden sich weisse, braune, schwarze, rothe und bläuliche in allen Nüancen, ferner durchscheinende, chalcedon- und agatartige. Die meisten scheinen aus dem schweizerischen Jura (Kreide), einige wenige aus den Alpen herzustammen. Diejenigem aus edlerm Gestein sind ohne Zweifel fremden Ursprungs.

Dass diese Messer dazu bestimmt gewesen, das Fleisch von den Knochen abzunehmen, Sehnenansätze zu durchschneiden, zähe Bandmassen zu lösen, ergibt sich aus den vielen kleinen Einschnitten, die man ganz deutlich an den Knochen bemerkt, aber ihrer Feinheit wegen oft nur durch die Loupe erkennen kann. Ferner benutzte man Feuersteinsplitter, um Knochen und Zähne zu durchbohren, und, wenn eine Kante derselben sägenförmig gestaltet war, zur Längstheilung der Knochen und Herstellung der Pfriemen und Meissel. Der Feuerstein wurde, wenn er zu dem oben genannten Zwecke dienen sollte, in ein Holz fest eingesetzt, und nach einem Lineal auf dem vorher in Wasser aufgeweichten Knochen hin- und hergeführt. Vermittelst dieses Verfahrens lassen sich die an den Knochen vorhandenen Rinnen täuschend nachmachen. Auch das Einschneiden der zu Beilen bestimmten Steine lässt sich unter Anwendung von Kieselsand, freilich nur mit Aufbietung grosser Geduld, bewerkstelligen. Dass die Sägen auch zur Verfertigung der Angeln und Harpunen, namentlich zum Ausschneiden der Widerhaken benutzt wurden, ist einleuchtend.

Ueber die Pfahlbauten am schweizerischen Ufer des Untersees.

Auszug aus dem Berichte des Herrn Dekan Mörikofer. (In den thurgauischen Beiträgen Heft I. 1861.)

Die Untersuchungen wurden im Februar 1861 von dem historischen Vereine des Thurgaus vorgenommen und von Herrn Messikommer geleitet. Oberhalb Mammern, am sogenannten Neuen-

burger Horn, zunächst der Taubenmühle, zieht sich am Fuss eines stark abfallenden Abhanges eine gegen Nordwest geöffnete Bucht hin, wo die seichte Stelle eine Breite von 200 — 250′ einnimmt. Die Pfähle beginnen in einer Entfernung von ungefähr 160′ vom Lande, und scheinen sich in einer Länge von 400′ dem Ufer nach hinzuerstrecken. Der grösste Theil derselben ist versandet oder verschlammt. Die Ausdehnung des von ihnen eingenommenen Raumes scheint mehr als 40,000 □′ betragen zu haben. Diejenigen Pfähle, welche noch zu sehen sind, ragen etwa 1′ über die Oberfläche des Seegrundes hervor, haben einen Durchmesser von 3 — 4 Zoll, und bestehen aus Eichen-, Tannen- und Erlenholz, sind aber in einem so morschen Zustande, dass es nicht möglich ist, ein einziges Stück herauszuziehen. Das Graben in die Tiefe blieb hier ohne Ausbeute. Alles, was man fand, lag an der Oberfläche, und bestand in Steinbeilen, kleinen Feuersteingeräthen, Scherben und Knochen; auch ein tief ausgehöhlter Schleifstein kam zum Vorschein, dagegen kein feineres Werkzeug von Knochen oder irgend eine Spur von Nahrungsstoffen. Der Wellenschlag ist aber bei unruhigem See an dieser Stelle so stark, dass leichtere Gegenstände bewegt und weggespült werden. Dieser Pfahlbau gewährt indessen eine reiche Ausbeute an Steinbeilen, die bei Hunderten hier gefunden werden. Es scheint, dass diese Station sich besonders mit der Verfertigung dieser Dinge beschäftigte. Da sich ferner keine Brandschichte, überhaupt nur wenige Trümmer vorfinden, die auf eine gewaltsame Zerstörung des Wohnsitzes, wie es bei Wangen der Fall war, gedeutet werden könnten, so mag angenommen werden, dass einst die Bevölkerung ihre Wasserwohnungen freiwillig aufgab und auch ihre alten Steingeräthschaften nicht in die neuen Wohnsitze und in die neue Lebensweise übertrug, sondern als unbrauchbare Reste der Vergangenheit zurückliess, daher dieselben sämmtlich am Ufer obenauf liegen.

Was die Station Ermatingen betrifft, so ist die ganze grosse Bucht unterhalb des Dorfes mit Pfählen besetzt, von denen sehr viele einige Zoll bis einen halben Fuss über den Boden hervorragen. Auf diesem Pfahlbau bemerkt man wenig grössere ganze Kieselsteine, dagegen eine Menge Steinsplitter, die von der Zurichtung der Steinbeile herrühren. Unter den aufgehobenen Steinbeilen bestand eines aus Nephrit. Feuersteinsplitter, welche von der Verfertigung von Schneidewerkzeugen und Geschossen herrühren, kommen hier in ungeheurer Menge vor, obwohl Messer und Pfeilspitzen ziemlich selten sind.

Die Station Ermatingen, welche sehr ausgedehnt war, scheint freiwillig verlassen worden zu sein, indem nur so erklärlich ist, dass so wenig Gegenstände sich hier vorfinden, und dass keine der bis in die Tiefe von 3′ ausgegrabenen Stellen schwärzliche Erde, verkohltes Holz u. drgl. aufweist.

Untersee (Bodensee) deutsches Ufer.

Wangen. Herr Löhle setzt seine Ausgrabungen eifrig fort, hat aber neulich keine Gegenstände, die ihrer Form oder Bestimmung nach unbekannt sind, gefunden. Erwähnenswerth sind einzig eine Pfeilspitze aus Knochen mit daran haftendem Erdpech, das zu ihrer Befestigung an das Schaftholz diente (s. Taf. III. Fig. 8), ferner ein thönerner Spinnwirtel, der auf die nämliche Weise verziert ist, wie der im zweiten Bericht Taf. III. Fig. 6. abgebildete Topf, der ebenfalls von Wangen herstammt, und zwei andere thönerne Wirtel, von denen der eine mit einer Spirallinie, der andere mit Tupfen verziert ist. (Taf. III. Fig. 21. 22.)

Neuenburgersee.

Mittheilung von Herrn Professor Desor.

Zu Auvernier habe ich einen eigentlichen Steinberg entdeckt und untersucht. Er befindet sich im Hintergrunde der Bucht und zwar an der geschütztesten Stelle derselben, und ist ungefähr 350′ vom südlichen und 200′ vom westlichen Ufer entfernt. Sein Flächeninhalt beträgt nahezu zwei Morgen, nämlich 78,000 □′. Der Grund auf der ganzen Ausdehnung desselben ist etwas erhöht und mit losen Steinen überdeckt, deren Grösse zwischen 2—3″ und 1½—2′ wechselt. Die erstern sind mehr oder weniger abgerundet und vom Ufer hergeholt, die letztern aber theilweise so scharfkantig, als wären sie erst gestern aus dem Steinbruche gekommen. Ohne Zweifel sind diese von Serrières oder Neuchâtel, wo die Kalkfelsen vom See bespült werden, hergebracht worden. Auf diesem Steinpflaster stehen die Pfähle, von denen keiner weniger als 6″, die meisten 8—10″ dick sind. An den Köpfen vieler bemerkt man entweder Erhöhungen oder Vertiefungen, was daher kommen mag, dass diejenigen unter ihnen, die zu hoch waren, in der erforderlichen Höhe vermittelst Steinsägen rundum eingeschnitten und dann abgebrochen wurden.

Ganz wie der Steinberg von Auvernier verhält sich auch derjenige von Hauterive, den ich verflossenen Sommer entdeckte. In keinem von beiden kommt Metall vor; man findet nur Knochen und Feuersteinwaffen, zu Hauterive indessen auch Scherben von Töpfen. Hier liegt gleich hinter dem Steinberge die Bronzestation, deren Pfähle schon 100′ von dem Rande des erstern hervortreten. Die Bronzestation hat einen ganz andern Charakter, indem der Boden aus feinem, schlammartigem Sand besteht und die in ungeheurer Menge vorkommenden Pfähle nur 4—5″ dick sind, dagegen sämmtlich 1½—2′ über den Seeboden hervorragen. Sie sind so geordnet, dass sie eine Zickzacklinie bilden und sich in 4, 5, ja 6 parallelen Reihen nach dem Lande hinziehen. Der Steinberg von Auvernier liegt 6′ unter dem mittlern Wasserstand, der von Hauterive noch tiefer. Die Bronzestation von Auvernier befindet sich sogar 14—15′ unter Mittelwasser.

In der Bucht von Auvernier liegt ein beinahe 30′ langes Kanoe aus Eichenholz, das ich herausziehen lassen werde. Das auf dem Boden befindliche, einst zum Schutze der Hütten aufgestellte Flechtwerk besteht aus 1¾—2″ dicken Stangen, die 2′ von einander abstehen. Leider ist es zu morsch, um herausgezogen werden zu können. Quer durch diese sind in dichten Reihen ¾—1″ dicke Ruthen eingeflochten.

Nach dem, was eben über die Stärke der Pfähle in der Stein- und Bronzestation zu Auvernier bemerkt worden, scheint sich die Annahme, dass das Pfahlwerk der Bronzeperiode kräftiger sei als dasjenige der Steinzeit, an diesen Stellen nicht zu bewähren.

Wir kennen jetzt drei Stationen aus der Eisenzeit im Neuenburgersee, nämlich: Marin, Bied, am Ausfluss der Reuse und die neuentdeckte zwischen Cudrefin und Port Alban. Bei der letztern hat mein Fischer einen merkwürdigen Dolch (s. Taf. III. 7) und ein Messer herausgezogen. [1]) Die Eisenstationen, die offenbar ein Verbindungsglied zwischen der vorhistorischen und historischen Zeit bilden, scheinen mir vom höchsten Interesse zu sein.

---

[1]) An dem Dolche ist das Mundblech verzinnt, der aus Holz bestehende Handgriff nach innen geschweift. Wenn nicht Alles trügt, ist er fränkischen Ursprungs und somit ein Beweis, dass die sogenannten Eisenstationen auch nach dem Abzuge der Römer noch im Wesen blieben.

Genfersee. Morges.

Bericht des Herrn F. Forel, Präsidenten des geschichtsforschenden Vereins der romanischen Schweiz.

Les renseignements que vous me demandez sur le nouvel emplacement de pilotis découvert près de Morges, ne présentent qu'un intérêt médiocre, et je ne suis pas encore en mesure de vous donner des détails définitifs sur le seul point réellement intéressant, celui qui concerne l'étude des ossements qui y ont été trouvés. Mais j'espère que la question sera bientôt éclaircie par les recherches de Mr. Rutimeyer.

Les pilotis découverts dernièrement sont situés au fond du golfe de Morges, tout près de roseaux qui bordent le rivage, et à une profondeur beaucoup moindre que celle du grand emplacement situé en face de la ville. Ils occupent un espace peu considérable, sont très usés, et dépassent de très peu le fond du lac. Nous y avons trouvé de la poterie très grossière, et un assez grand nombre d'ossements de cerf, de mouton, de boeuf et de cochon. On n'y a découvert jusqu'à ce moment aucun instrument en pierre, en os ou en métal, à l'exception toutefois d'une certaine quantité de ces pierres arrondies et usées par le frottement, que l'on considère comme ayant servi à broyer du grain ou d'autres substances solides.

En l'absence d'instruments fabriqués, il est assez difficile de déterminer exactement l'âge de cet emplacement lacustre. Cependant, l'examen d'un certain nombre de pieux qui ont été extraits du fond de l'eau, et sur lesquels j'ai reconnu les traces manifestes de l'action des haches en métal, permet de supposer que cet établissement a été contemporain de l'âge du bronze.

Mr. Rutimeyer m'écrit qu'il a trouvé, parmi les ossements soumis à son examen, plusieurs mâchoires appartenant au cochon des tourbières à l'état domestique: *Sus palustris domesticus.* Cette observation aurait une certaine importance, car il paraît que jusqu'ici on n'a trouvé cet animal qu'à l'état sauvage dans les dépots de l'âge de la pierre. Mais ce n'est pas à moi qu'il appartient de formuler une opinion sur une question de cette nature, et j'attends les conséquences que Mr. Rutimeyer pourra tirer de ce fait intéressant.

Endergebniss der Untersuchungen der Thierreste aus den Pfahlbauten.

Von Herrn Professor Rütimeyer in Basel.

Nach Ihrem Wunsche gebe ich Ihnen in Folgendem eine kurze Uebersicht der Resultate, welche die fernere Untersuchung der Thierreste der Pfahlbauten seit meinem Bericht vom vorigen Jahr geliefert hat. Zu dem damals benutzten Material ist fast aus allen bisher bekannten Localitäten Neues, zum Theil in grosser Menge hinzugekommen, namentlich aus Robenhausen und Concise; auch wurden mehrere neue Localitäten untersucht, so Inkwyl, mehrere Stellen am Neuchâteler- und Genfersee und eine grosse Knochensammlung, welche Herr Gilliéron in Neuveville mit dem Schleppnetz aus der Zihl oberhalb ihres Einflusses in den Bielersee herausgehoben hat, und welche wahrscheinlich grössten Theils aus einer sowohl im Flussbett selbst zu Tage stehenden als auch seitwärts durch Grabungen bis auf 6' Tiefe aufgedeckten Culturschicht stammt, in welcher Töpferwaaren, steinerne Geräthschaften und Knochen reichlich sich vorfanden.

Die Resultate der frühern Arbeit wurden in ihren wesentlichen Theilen durch die seitherige Untersuchung vollkommen bestätigt und in vielen Punkten vervollständigt, allein auch einige ganz neue und interessante Thierarten aufgefunden. Das Hauptaugenmerk war indess vorzugsweise auf Verfolgung der Fauna der Pfahlbauten in abwärts steigender Linie gerichtet, um ihre Beziehungen zu der heutigen Fauna kennen zu lernen, und in dieser Rücksicht erschienen die Hausthiere von erster Wichtigkeit, da die historischen Veränderungen in der Vertheilung der wilden Thiere einmal weit einfacherer Art und überdies schon in der früheren Arbeit einlässlich behandelt worden waren.

Alle diese Ergebnisse sind der Gegenstand einer besondern Arbeit geworden, welche mit den nöthigen Zeichnungen versehen unser nunmehriges Wissen über die wilden und die zahmen Thiere der Pfahlbauten, sowie über die Veränderungen darlegt, welche sie im Verlauf der Zeit bis auf die Gegenwart erlitten haben. [1])

Auf einige Punkte dieser Arbeit, welche nicht nur den Zoologen, sondern auch den Antiquar interessiren können, will ich indess gerne in diesem kurzen Bericht hinweisen.

Es war zu erwarten, dass besonders die kleinere Thierwelt, die Vögel, Fische und kleinen Säugethiere noch manchen Beitrag zu der früher erhaltenen Liste der Pfahlbauten-Thiere beifügen würde. An Fischen sind auch wirklich die meisten häufigern Bewohner unserer Seen und Bäche zum Vorschein gekommen, und auch eine ganze Anzahl von Vögeln, welche alle uns eine Gesellschaft vorführen, wie sie noch heutzutage in wilden und stark bewaldeten Sumpfgegenden unseres Landes vorkommt. Zu den schon früher als besonders reichlich erwähnten Raubvögeln, Reihern und Enten gesellte sich nun ausser einigen kleinern Vögeln der Steinadler und der Fischadler, der Storch und der Singschwan, die Schneegans, die Möwe, das schwarze Wasserhuhn, das Haselhuhn. Die Anwesenheit des Schwanes, der nur in sehr kalten Wintern, in den Monaten December und Januar auf unsern Seen erscheint, hat das besondere Interesse, dass er uns zeigt, dass also die Pfahldörfer auch in strenger Winterszeit, da selbst die grössern Seen oft auf lange Zeit überfrieren, nicht verlassen wurden. Von zahmem Geflügel hat sich in den Resten aus den Pfahlbauten noch keine Spur gezeigt; ein einziges Knochenstückelchen vom Haushuhn, in Morges aufgefunden, verdient kaum erwähnt zu werden, da es aus einem offenen See stammt und ohnedies ganz verdächtig aussah.

Auch die kleinen uns so unbequemen Haussäugethiere, wie Ratten und Mäuse, scheinen die Bewohner der Seedörfer nicht geplagt zu haben; um so eher konnten sie auch die Katze entbehren, die ebenfalls bis jetzt gänzlich vermisst wurde. Die einzige Spur einer Maus, die bisher zum Vorschein kam, gehört der niemals in Häusern lebenden Waldmaus an. Zum ersten Mal fand sich indess endlich eine Spur vom Hasen in Moosseedorf.

Geringer ist natürlich der neue Beitrag an grössern Säugethieren. Es fand sich indess zum Steinbock auch die Gemse ein und überdies zwei Hausthiere, der Esel und, in Concise und Chevroux, ein mächtiger Ochse mit grossen halbmondförmig in der Stirnebene nach vorn gekrümmten Hörnern, ein Thier, welches bisher nur noch im fossilen Zustand in dem Diluvium Italiens und als Zeitgenosse des Mammuth und Flusspferds bekannt war; für Concise und Chevroux kann bestimmt erwiesen werden, dass es hier Hausthier war. An Grösse stand dieser bogenhörnige Ochse dem Urochsen wenig nach.

---

[1]) Die Fauna der Pfahlbauten in der Schweiz, Untersuchungen über die Geschichte der wilden und Haus-Säugethiere Mitteleuropas. Mit Holzschnitten und 6 Tafeln Abbildungen. Basel, Bahnmeier'sche Buchhandlung 1861.

Dieser letztere sowie der Wisent, in dem frühern Bericht noch als ziemlich spärlich angegeben, figuriren nunmehr als zum Theil selbst häufige Bewohner der Wälder in der Periode des Steinalters, allein von Concise an, wir dürfen wohl sagen mit der Einführung metallener Waffen, verschwinden sie gänzlich; von da an tritt überhaupt alles Wild, früher den Hausthieren an Zahl weit überlegen, in erheblichster Weise und rasch hinter die letztern zurück. Der Urochs ist nunmehr ausser in Moosseedorf und Robenhausen auch in Wauwyl und Concise nachgewiesen überall in mehreren, in Robenhausen in einer Anzahl von Individuen. Den Bison kenne ich immer noch nur aus Wauwyl und Robenhausen, allein am letztern Ort in mindestens einem Halbdutzend Exemplaren verschiedenen Alters.

Wenn indess auch der Urochs mit dem Bison ziemlich früh ausstarb, — denn wir werden nicht annehmen, dass er aus der Schweiz sich allmählig bis nach seinem heutigen Aufenthalt zurückzog — so erloschen damit ihre Spuren keineswegs vollständig. Eines der wichtigsten und sichersten Ergebnisse der seitherigen Untersuchungen besteht in dem Nachweis, dass im Steinalter der Urochs gleichzeitig wild und als schon seit langer Zeit gezähmtes Hausthier in der Schweiz lebte. Wir dürfen also nicht etwa annehmen, dass seine Zähmung von hier an datirt; denn er hatte bereits in Moosseedorf und Robenhausen, so gut wie der eben erwähnte Bos trochoceros am See von Neuchâtel, viel von der Grösse seines wilden Vorfahren und Zeitgenossen eingebüsst, sei es durch Kreuzung mit kleinerem Vieh, sei es, was noch wahrscheinlicher ist, durch kärgliche Haltung. Denn wir finden, dass dasselbe Hausthier, bei guter Pflege, heutzutage die Riesengrösse seines nunmehr weit hinter ihm zurückliegenden Vorfahren wieder vollkommen erreicht. Merkwürdiger Weise treffen wir indess dieses Hausthier nicht mehr in der Schweiz, sondern in den Marschen der Nordseeküste. Vom Bos trochoceros konnte unter heutigen Viehracen keine Spur aufgefunden werden.

Eine einzige Viehrace, welche schon im Steinalter, namentlich in ältern Stationen desselben, neben den beiden vorigen den Hauptbestandtheil des Viehstandes bildete, die in dem frühern Bericht schon mit Bestimmtheit umgrenzte Torfkuh, hat sich bis auf den heutigen Tag im grössern Theil der Schweiz forterhalten. Die Torfkuh entspricht in jeder Beziehung dem heute sogenannten Braunvieh, das fast den ganzen gebirgigen Theil der Schweiz ausschliesslich einnimmt und in vielen wilden Bergthälern die Grösse seiner kleinen Stammart nicht überschritten hat; dasselbe Vieh lässt auch mit Sicherheit einen Rückschluss auf die Farbe der Torfkuh des Steinalters zu.

Ein anderes Hausthier, das schon früh in verschiedenen Racen sich vorfindet, ist das Schwein. Doch fehlt es, wie ich noch jetzt annehmen muss, im zahmen Zustand in den ältesten Ansiedelungen des Steinalters, wo dagegen zwei wilde Schweinsracen, man dürfte fast sagen Arten, vorkommen, das heutige Wildschwein, und das schon früher einlässlich besprochene Torfschwein. Die ersten Spuren vom zahmen Schwein finde ich in Robenhausen, Meilen und Concise, also ungefähr mit den ersten Spuren von Metallbesitz, und zwar ist es zuerst das Torfschwein, später, in Concise und in der Zihl, das Wildschwein, welche sich zahm vorfinden; in Morges kommt dazu eine dritte Race, noch kleiner als die erste und allem Anschein nach theilweise fremden Ursprungs, wie auch Bos trochoceros.

Auch die Racen von Hund und Schaf vermehren sich von dieser Periode an und vervollständigen allmählig den Bestand der Hausthiere bis auf seine heutige Höhe. Es ist hier nicht der Ort, einzugehen auf die nähere Bezeichnung dieser Racen, auf ihre vermuthlichen Quellen und ihre heutigen Vertreter. Eine Hälfte der hier angezeigten »Fauna der Pfahlbauten« ist wesentlich dieser histori-

schen Verfolgung der Hausthiere gewidmet, und bespricht dieselbe mit der dermalen möglichen Einlässlichkeit, obschon die Schwierigkeit der Untersuchung noch reichlich Raum zu fernerer Vervollständigung gelassen hat.

Nur auf zwei unerwartete und in vielen Beziehungen merkwürdige Ergebnisse kann ich schliesslich auch hier noch hinweisen. Ich vermisse erstlich durch das ganze Zeitalter der Pfahlbauten hindurch ein wichtiges Hausthier, das heutzutage in der Schweiz unter allen seinen Genossen die wichtigste Rolle spielt und in ökonomischer Rücksicht die erste Stelle einnimmt. Es ist dies das grosse schwarz und weiss oder roth und weiss gefärbte sogenannte Fleckvieh der nördlichen und westlichen Schweiz, in seinen reinsten Stämmen unter dem Namen des Freiburger und des Simmenthal-Saanen Schlages bekannt. Die sehr auffälligen osteologischen Merkmale dieser Race, welche sie sogar auf eine besondere Stammart zurückführen lassen, so gut wie die drei andern Racen von Hausvieh der Pfahlbauten, lassen hierüber keinen Zweifel. Dieselbe fehlt der ganzen Pfahlperiode und tritt erst sehr spät auf, wahrscheinlich ungefähr zur selben Zeit, als die grosse Primigenius-Race des Steinalters in der Schweiz allmälig ausstarb oder dieselbe verliess. Eine einzige Localität, und zwar kein Pfahlbau, Steckborn am Bodensee, hat bisher mit den letzten Repräsentanten der frühern Epoche die ersten Spuren dieses neuen und wichtigsten Repräsentanten der Gegenwart geliefert.

Doch nicht ganz mit den letzten Vertretern der frühern Epoche, denn es wurde ja soeben das auf so weitem Raum verbreitete Braunvieh erwähnt, welches sich fast unverändert seit den ältesten Zeiten unserer nunmehr bekannten Culturgeschichte bis jetzt forterhalten hat; allein es ist dies auch fast das einzige Erbthum aus jener frühern Zeit. Nur in einem abgelegenen Winkel unserer Alpen, im Hintergrund des Vorderrheins, stossen wir merkwürdiger Weise auf noch andere derartige Ueberbleibsel aus alter Zeit, auf das Schaf des Steinalters und auch auf den letzten, obschon vielfach verwischten und veränderten Rest des Torfschweins. Es ist von nicht geringer Bedeutung, dass in denselben Gegenden ein Menschenstamm lebt, der ausser einer alten, im ganzen übrigen Theil der Schweiz grossentheils und seit Langem verwischten Sprache ein nachweislich noch weit älteres Gepräge in seinem Schädelbau trägt.

Hierin, im Studium des Menschen selbst, liegt auch ohne Zweifel der Schlüssel zu manchen noch bestehenden Schwierigkeiten und das Material zu Ausfüllung mancher Lücken, welche die Untersuchung der Thierwelt noch gelassen hat. Auch mehrt sich allmälig das Material zu Anhebung dieses Theils der Aufgabe. Wir dürfen hoffen, dass die anatomische Untersuchung der menschlichen und der thierischen Ueberreste sich in nicht ferner Zeit gegenseitig ergänzen und controlliren lassen.

Diese Andeutungen über einige wesentlichere Theile der am angeführten Ort niedergelegten Ergebnisse der Untersuchungen des verflossenen Jahres mögen Ihnen für Ihren vierten Bericht über die Pfahlbauten genügen. Ich kann mich indess nicht enthalten, schliesslich auch hier noch meine Ueberzeugung auszusprechen, dass auch die ältesten Seeansiedelungen uns noch keineswegs die primitive Bevölkerung unseres Landes vor Augen führen; ich muss sie zwar als autochthone oder wenigstens als schon damals sehr alte Einwohner dieser Gegenden ansehen, da sie eine Anzahl unzweifelhaft hier ursprünglich einheimischer Thiere als Hausthiere halten, so namentlich den Urochs und das Torfschwein; allein dass sie von Anfang an das Schaf und den Hund besitzen, für welche einstweilen ein einheimischer Ursprung wenigstens sehr unwahrscheinlich ist, deutet an, dass ihnen eine noch ältere Bevölkerung vorausging. Ebensowenig zweifle ich daher meinerseits an

der einstigen Gegenwart einer ächt primitiven Bevölkerung auch in Europa. Eine solche scheint auch durch die jüngste Entdeckung in Aurignac für Frankreich constatirt zu sein.[1]) Es scheint diess die erste Stelle zu sein, wo wir uns vor der Evidenz einer europäischen menschlichen Bevölkerung, die nicht nur vom Urochs und vom Bison, sondern auch vom Mammuth und vom Nashorn sich nährte, und die Ueberreste ihrer Mahlzeit nicht nur dem Wolf und dem Fuchs, sondern auch dem Tiger und der Hyäne überliess, nicht mehr sträuben können. Freilich ist es eine alte psychologische Erfahrung, dass wir stets das, was wir am weitesten hinter uns sehen, für wirklich primitiv halten, trotz der so zahlreichen Lehren, welche uns immer und immer wieder auf noch weiter rückwärts liegende Etapen hinwiesen. Die Untersuchung der Anfänge der Geschichte des Menschen wird kaum das Vorrecht haben, von dem nur stufenweisen Fortschritt befreit zu sein, welchen die Paläontologie bisher einhalten musste. Die Entdeckung in Aurignac setzt so unserer Pfahlbautenzeit einen relativ schon sehr späten Termin, obwohl auch bei uns fast unmittelbar unter den Torfmooren mit ihrem reichen Inhalt dieselben Fossilien, ja nur um weniges tiefer, in der Schieferkohle von Dürnten, vielleicht 40 Fuss unter der Sohle des Pfäffikoner-See's, schon ältere Fossilien liegen als die, welche in Aurignac in ähnlicher Weise wie in Robenhausen vom Menschen des Markes beraubt, allein dann dort nachträglich von der Hyäne benagt, vorkommen. Dieser letztere Umstand würde uns auch den Ort andeuten, wo wir nach den Vorgängern der Pfahlbewohner zu suchen hätten, nämlich unter dem Gletscherschutt; denn offenbar waren die Bewohner der Grotte von Aurignac älter als die Ausbreitung der Gletscher und also auch Zeugen dieses gewaltigen Phänomens. Allein derselbe Umstand benimmt uns andrerseits alle Hoffnung, an Stellen, über welche die alten Gletscher weggegangen, noch Spuren menschlichen Daseins zu finden. Beispiele der Art aus neuester Zeit fehlen ja in unserem Lande keineswegs.

Immerhin ist mit dem Fund in Aurignac die letzte Lücke zwischen geologischer und historischer Zeit vor der Hand ausgefüllt.

Chemische Analyse alter Bronzegeräthschaften

durch Herrn Professor L. R. von Fellenberg in Bern.

Von grossem Interesse ist die Untersuchung der Legierungsverhältnisse, welche auf die Bitte des Herrn Professor v. Morlot der bekannte Chemiker Herr v. Fellenberg an den im Gebiete der Schweiz und der angrenzenden Länder aufgefundenen Bronzegeräthschaften vornimmt. Herr v. Fellenberg hat die Resultate seiner Untersuchungen in den Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern, Jahrgang 1860/61, bekannt gemacht. Es geht aus denselben hervor, dass die Bronze vieler im westlichen Theile der Schweiz entdeckten Waffen und Geräthschaften aus reinem Zinn und Kupfer besteht, welchem letztern Nickel beigemischt ist, während sich bei anderswo gefundenen Bronzegegenständen keine Spur von diesem Metalle zeigt. Da im Annivierstthale des Kantons Wallis Kupfer- und Nickelminen, welche letztere gegenwärtig noch ausgebeutet werden, neben einander vorkommen, so vermuthet Herr v. Fellenberg, das Kupfer der Nickel enthaltenden Geräthschaften möchte aus

[1]) Siehe Société philomatique de Paris. Extrait de la séance du 18 mai 1861.

dem Wallis stammen. Er macht hierüber im zweiten Berichte folgende Bemerkung: »Die an verschiedenen Fundorten bronzener und kupferner Geräthschaften aufgefundenen thränen- und tropfenförmigen, geflossenen Massen *(bavures et culots de fusion)*, sei's von Bronze, sei's von Kupfer, lassen schliessen, dass an jenen Fundstellen, z. B. Tschugg, Stäffis, Echallens, die dort gefundenen Geräthschaften gegossen und fabrizirt worden sind, mit durch den Handel bezogenem Zinn und aus der Nähe, z. B. dem Wallis, gebrachtem Kupfer.

Nach den geringen Proben von antikem Zinne, welche ich untersuchen konnte, ist dasselbe als rein zu betrachten, da es nur Spuren von Eisen, sonst keine metallischen Bestandtheile enthält. Dieses erklärt sich daraus, dass, namentlich in Kornwall, woher wahrscheinlich in alten Zeiten das Zinn bezogen wurde, dasselbe vorzugsweise aus den sogenannten Zinnseifen durch Waschen und Schlämmen und Verschmelzen der reinen Zinnsteine in Hochöfen dargestellt wurde.«

Da Herr v. Fellenberg seine Untersuchungen noch nicht abgeschlossen hat, so werden wir im fünften Berichte darauf zurückkommen.

Der fünfte Bericht wird ferner die neuesten Entdeckungen des Herrn Oberst Schwab in den Seen von Biel und Neuchâtel und diejenigen des Herrn Oberst Suter von Zofingen im Wauwylersee behandeln, auch von den in Schottland entdeckten Pfahlbauten Nachricht geben.

Erklärung der Tafeln.

Taf. I.

Gegenstände aus dem Pfahlbau zu Mercurago bei Arona am Lago Maggiore. Fig. 5 u. 6 Profil und Grundplan des Pfahlbaus. Fig. 7 u. 8 irdenes Geschirr. Fig. 4 Spinnwirtel aus Thon. Fig. 1, 3, 9 Geräthschaften aus Bronze. Fig. 10 u. 11 Messer und Pfeilspitzen aus Feuerstein. Fig. 2 Kahn. Fig. 12 u. 13 Räder. Fig. 14 u. 15 Geräthschaften aus Holz.

Taf. II.

Fig. 1—5 Steinbeile von Imola. Fig. 6 u. 7 Bronzegeräthe aus den Mergelgruben im Gebiete von Reggio. Fig. 8—19 Gegenstände von Cumarola bei Modena (8. 10. 12. 15 Feuerstein; 11. 13. 14 Serpentin; 18 Thon; 9. 16. 17. 19 Bronze). Fig. 22 Bronzeschwert von Moregna am Lago di Viverone, Ivrea. Fig. 29 Thongeschirr von S. Martino, Ivrea. Fig. 20 u. 21 Bronzebeil und Feuersteinspitze aus dem Torfmoore von Bosisio. Fig. 23—28 Thongeschirr von Sesto Calende.

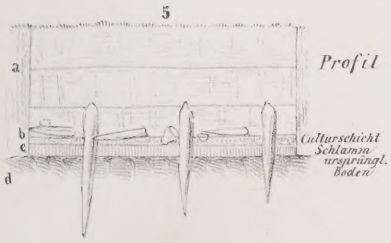
Taf. III.

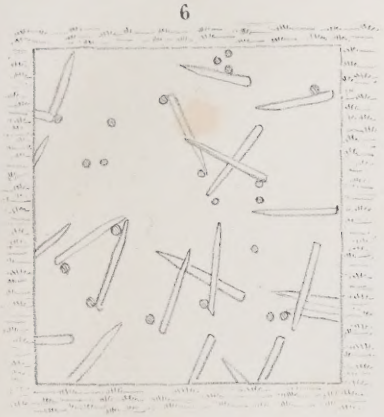
Fig. 1 unterer Theil des Pfäffikersees. Fig. 4 Grundplan des Aabachkanals. Fig. 2 Querschnitt des Aabachkanals. Fig. 3 Culturschicht. Fig. 5 Wall im Himmerich am Ufer des Sees. Fig. 6. 11. 12. 14. 15. 18. 19. 20 Fäden, Schnüre, Seile. Fig. 8 Pfeilspitze aus Knochen mit daran haftendem Asphalt, von Wangen. Fig. 9 Rippen mit Bindfaden umwunden, — wahrscheinlich von einem Bogen, von Robenhausen. Fig. 13 Pfeilspitze aus Knochen mit Ueberresten der Befestigung, nämlich Faden und Asphalt. Fig. 10 Holzornament. Fig. 17 behauener Pfahl. Fig. 16 Beil in Holz gefasst, von Robenhausen. Fig. 21 u. 22 Spinnwirtel aus Thon, von Wangen. Fig. 23 Kelle aus Thon. Fig. 7 Dolch aus der Eisenstation zwischen Cudrefin und Port Alban im Neuenburgersee.

Taf. IV.

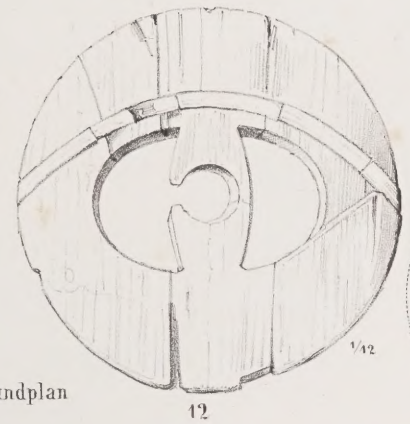
Fig. 4 Geflecht aus Ruthen und Bast. Fig. 6 Netz aus Flachs. Fig. 1. 2. 3 Matten aus Bast. Fig. 14 Matte aus Bast und Flachsschnüren. Fig. 5 Matte aus Flachssträngen. Fig. 8. 9. 10 Decken und Matten aus Flachs. Fig. 11 u. 12 Gewebe aus Flachs. Fig. 13 Fransen aus Flachs.

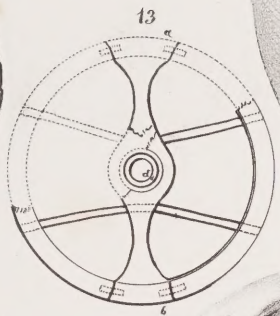
MERCURAGO.

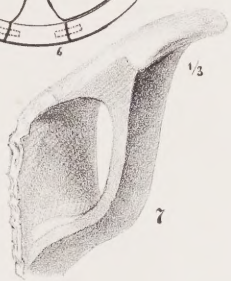


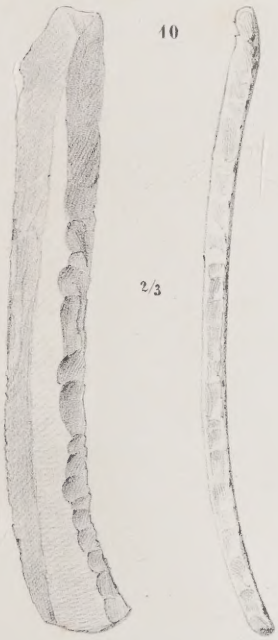


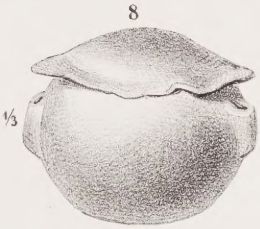
Grundplan

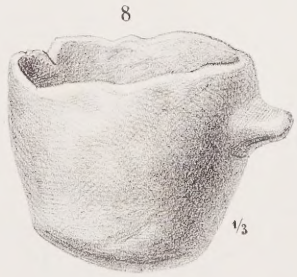


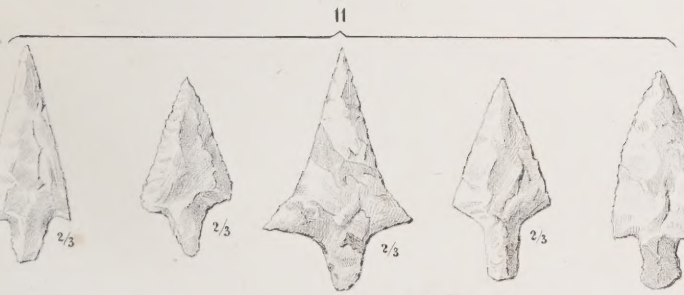


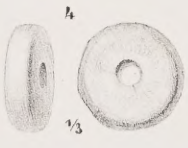


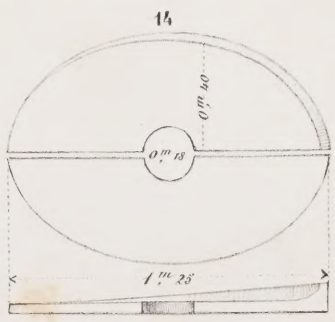


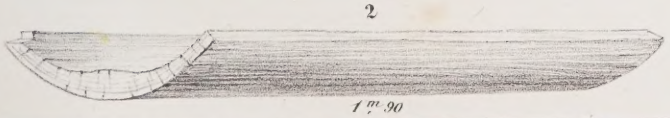












Druck v. J. J. Hofer, Zürich.

Jmola

Marniera del Reggiano

Modena

Cumarola presso Modena

Moregna presso il lago di Viverone (Ivrea)

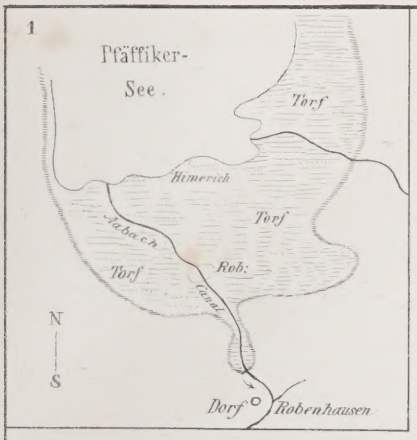
Torbiera di Bosisio

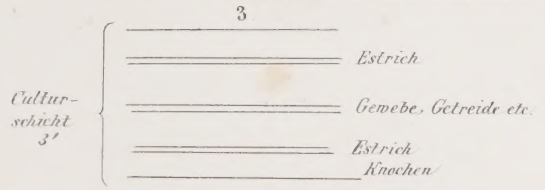
Sesto Calende

San Martino (Ivrea)

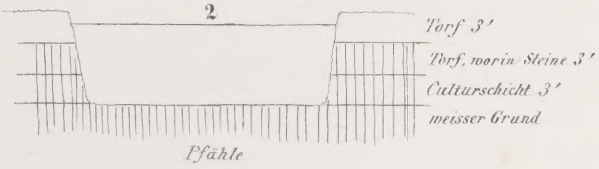
Sesto Calende

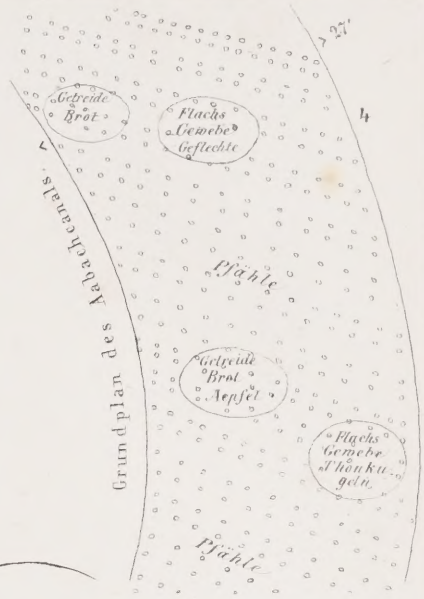
Druck v. J. J. Hofer, Zürich.

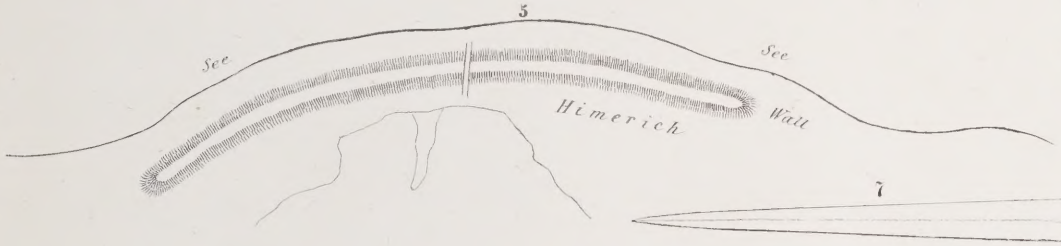


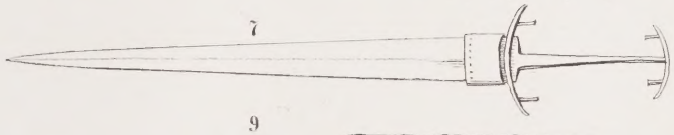


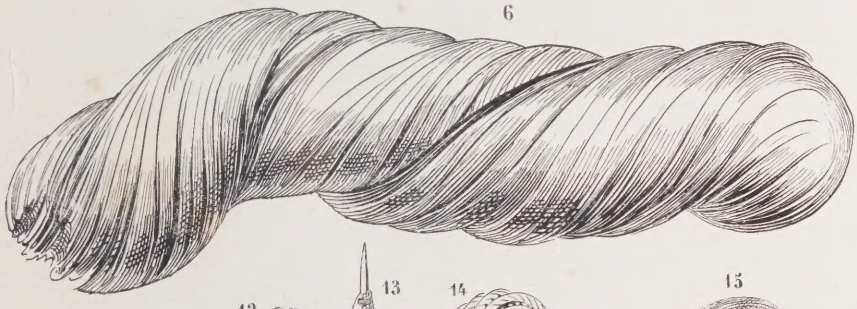
Querschnitt des Aabach-Canals.

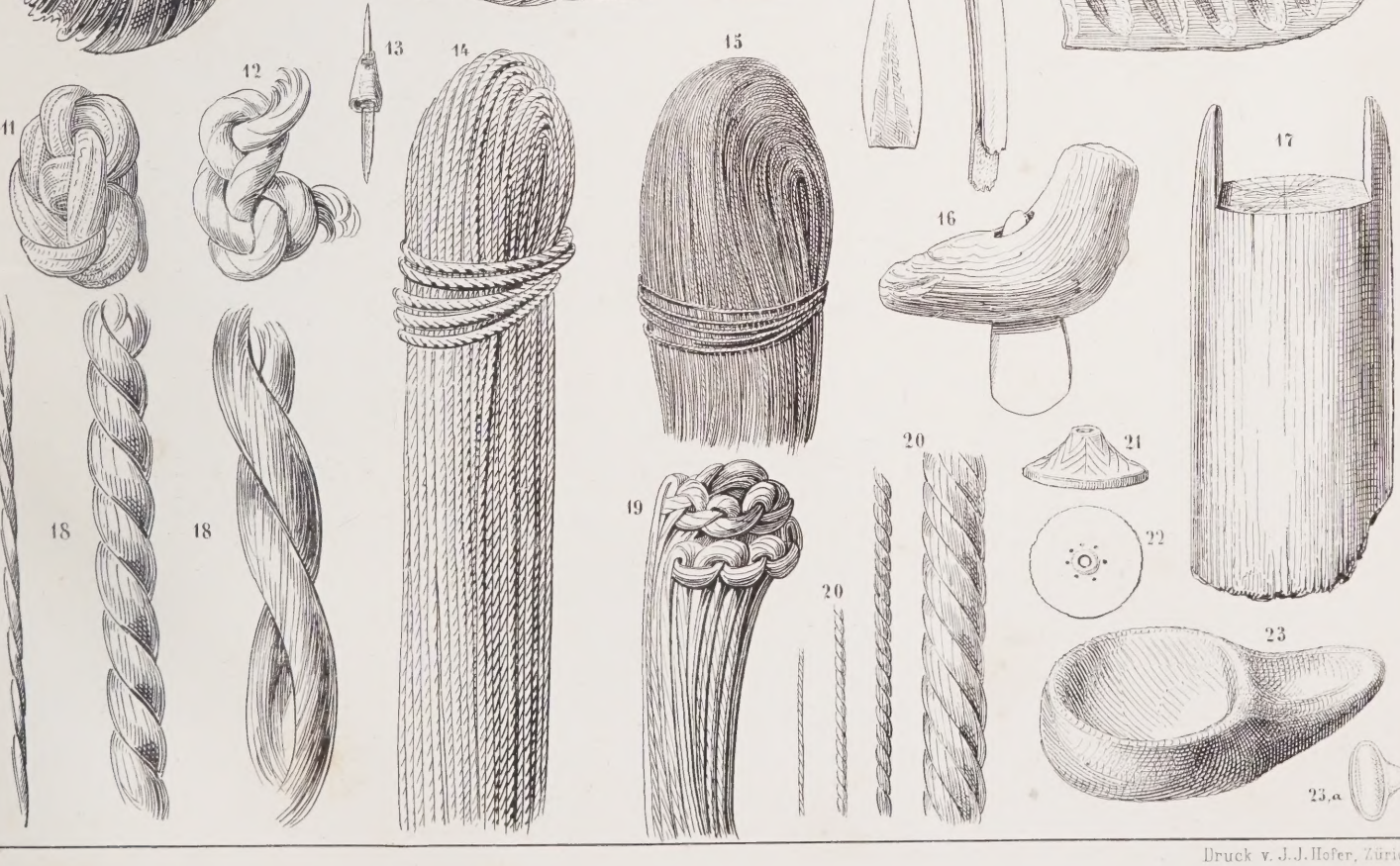




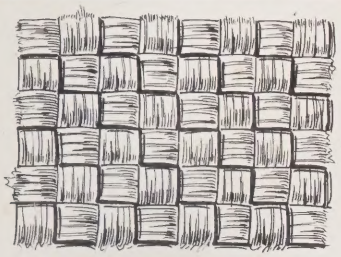


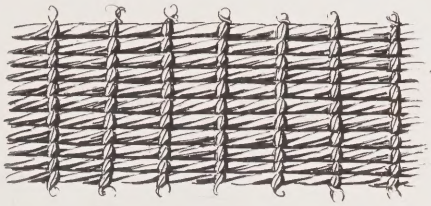




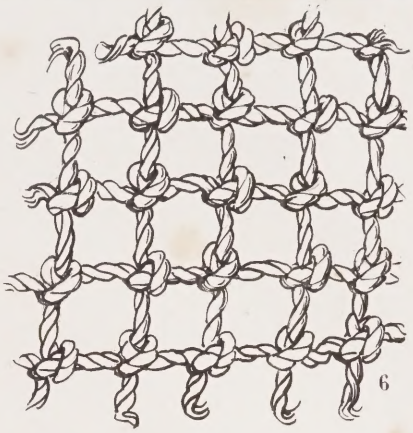


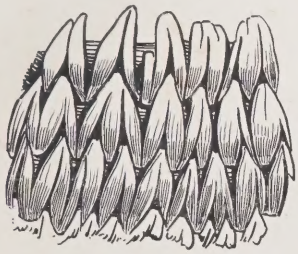
Druck v. J.J. Hofer, Zürich.

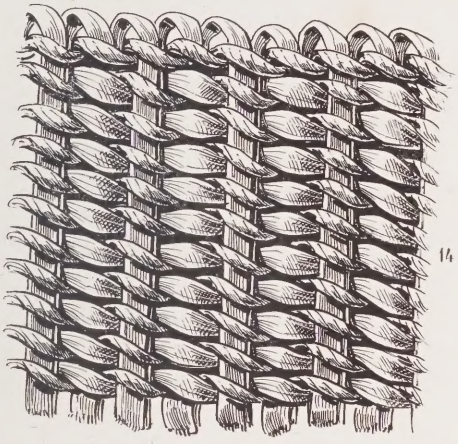

1

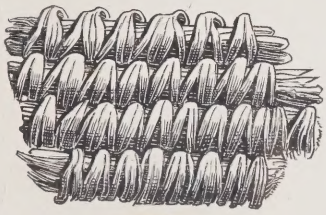

7

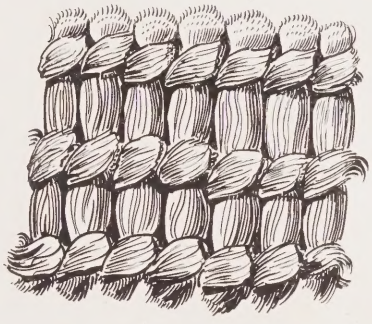
4

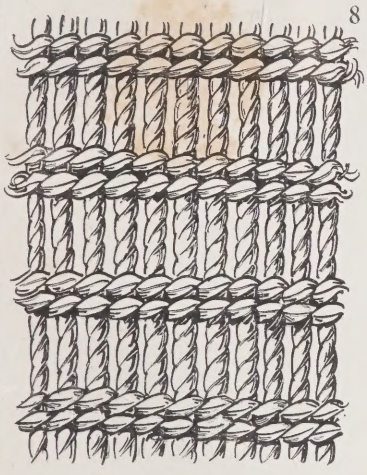

6

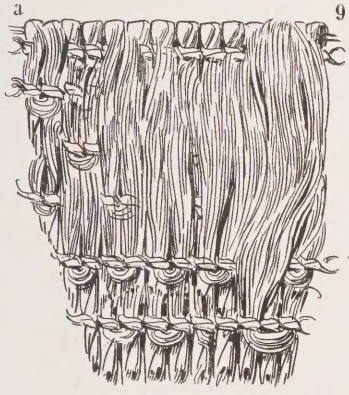

2

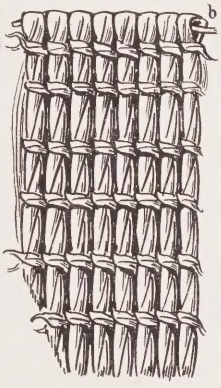

14

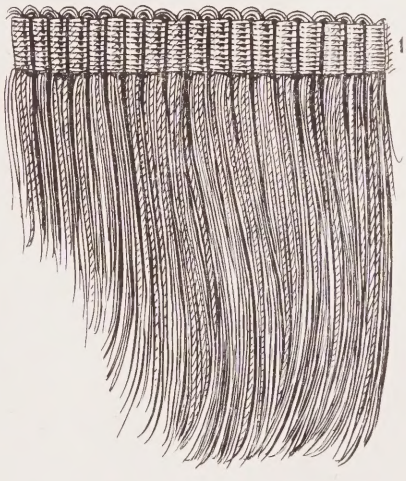

3

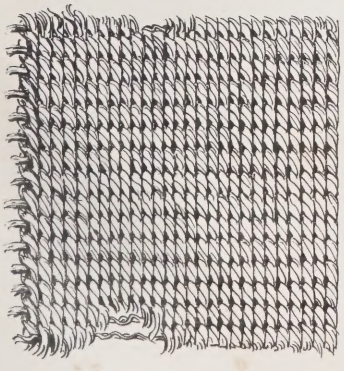

5

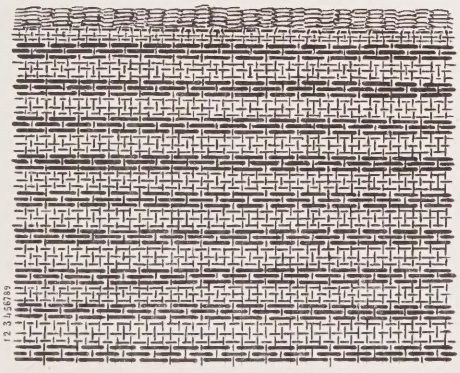

8

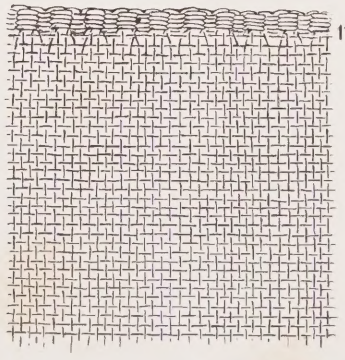

9


b


13


10


12


11

Druck v. J.J. Hofer, Zürich.

DAS KLOSTER RÜTI

Stiftung der Freiherren von Regensberg

und

Grabstätte der Grafen von Toggenburg.

Zürich.
In Commission bei S. Höhr.
Druck von David Bürkli.
1862.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Band XIV. Heft 2.

Das Prämonſtratenſerkloſter Rüti im Kanton Zürich, die Grabſtätte des umliegenden Adels und insbeſondere der Grafen von Toggenburg, ſteht zu dieſen in einem ſo eigenen Verhältniſs, daſs ſich über ſeine Stiftung im Laufe der Zeit drei Berichte bildeten. Eine Unterſuchung über die Stiftung wird uns recht lebendig in die Geſchichte der Häuſer Regensberg, Rapperswyl und Toggenburg und in ihre wechſelſeitigen Beziehungen zu Anfang des XIII. Jahrhunderts einführen, vielleicht auch im Weitern noch für die Toggenburger einige Beiträge an die Hand geben.[1])

Man ſieht bald, daſs faſt alle neuern Berichte über die Stiftung des Kloſters auf Stumpf und Tſchudi zurückgehen. Wir wollen alſo dieſe vernehmen und an der Hand der Quellen zwiſchen ihnen zu entſcheiden verſuchen.

Stumpf ſagt (Ausg. v. 1606 Seite 474): »Rüti ein abtey von Prämonſtratenſerſect und weiſser bekleidung ligt an der rechten ſeiten der Jona bei einer ſtund fuſswegs ob Rapperswyl und alſo weit under Wald. Dis cloſter iſt geſtiftet durch herrn Lütolden von Regensberg, damals Herren zu Grüningen anno dom. 1208. Alda ligt vil adels begraben als etlich herren von Tockenburg, die auch gutthater ſind, item von Thierſtein u. ſ. w.« Ebenſo S. 461 b. Nach ihm Bullinger (Reform.-Geſch. von Hottinger und Vögeli S. 231), Rahn (Mscpt.) und wohl ſelbſtſtändig J. H. Hottinger (Speculum S. 350), Guilliman (Hartm. ann. Einſidl. p. 227), J. v. Müller (I. 412).

Tſchudi dagegen bringt einen völlig entgegengeſetzten Bericht, dem ſich Leu (Zuſätze zu Schinz Mſcpt. S. 128 u. 202), ſelbſtſtändig Füſsli (Schw. Muſeum 1787) und nach ihm Kopp (Eidg. Geſch. VI. 357) anſchlieſsen. Er ſagt (im Zürcherſchen Autograph und ebenſo in der gedruckten Ausgabe I. S. 114): »dis 1217 jars am 1. tag höwmonats wurd angefangen ze buwen von den graven von Toggenburg das cloſter zu Rüti im Grüninger amt gelegen Premonſtratenſer wyſses ordens, und wie der erſt ſtein ward gelegt waren zegegen biſchoff Cunrad der ander diſs namens von Coſtenz, grav Rudolf von Rapperswyl der caſtvogt, herr Lütold der elter und herr Lütold der jünger, fryherren von Regensberg; dieſelben fryherren hatten das Grüninger amt (darin dis gotshus ligt) zu lehen vom gotzhus St. Gallen, deſs erbkemmerer ſie warend und muſstend deſshalb dem gotzhus dienſtwärtig ſyn. Ir underamptman was der edelknecht von« —

Zu diesen beiden Berichten geſellt ſich nun noch ein dritter, der ſich mehr an den Tſchudiſchen anſchlieſst. Es ſcheint dieſer eine Rapperswyler Localtradition zu ſein. Bregger ſagt (in seiner Rapperswylergeſchichte Mſcpt. 1821, ähnlich in der gedruckten Ausgabe 1826): Schon längſt hatten die Grafen von Rapperswyl, Nachkommen der alten Herren der March, der Beſchützer Galls und Columbans, ihr Augenmerk auf ihren Meierhof zu Rüti, welchen sie früher an St. Gallen vergabt und nun

---

[1]) Möchte dieſe der Kenner der Toggenburger, Herr Dekan Pupikofer, nicht ganz unbrauchbar finden. Ihm verdanke ich für dieſen verſuch ſo vieles, das er mir mit ſtets gleicher Bereitwilligkeit mittheilte. Nicht weniger haben mich die HHerrn Profeſſor G. v. Wyſs, Rechenſchreiber Nüſcheler, Staatsarchivar Hotz und der hochwürdige Bibliothekar Pater Gall Morell durch freundliche Theilnahme und zutrauensvolle Zuvorkommenheit beehrt und verpflichtet.

von da zu Lehen hatten, um hier, wo ſchon eine nach der Ufenau pfarrgenöſſige Capelle ſtand, ein Kloſter zu bauen und durch die Prämonſtratenſer das Chriſtenthum ausbreiten zu laſſen. Inzwiſchen gieng der Hof durch Heirath an Diethelm von Toggenburg über, und dieſer baute auf den Rath Graf Rudolfs von Rapperswyl das Kloster, deſſen Stiftung Biſchof Conrad von Conſtanz, Graf Rudolf und die beiden Herren von Regensberg beiwohnten.

Was nun zunächſt dieſen letztern Bericht anbetrifft, ſo ſieht er ſehr verdächtig aus. Daſs Rüti nach der Ufenau pfarrgenöſſig geweſen, iſt bloſs falſche Interpretation der Ottoniſchen Urkunden für Einſiedeln. Zudem kommt noch in Frage, ob wir es hier mit einer Tradition oder einer ſpätern gelehrten Combination zu thun haben, denn der urkundliche Rapperswyler Chroniſt Rothenfluh geht mit Stumpf einig, die Stiftung den Regensbergern Ao. 1208 zuzuſchreiben. Im Uebrigen ſcheint Bregger abhängig von Tſchudi, zwiſchen welchem und Stumpf wir alſo vorläufig zu entſcheiden haben.

Der Tſchudiſche Bericht macht den Eindruck des richtigern, indem er nicht nur die Verhältniſſe im Allgemeinen ganz genau angibt, ſondern auch das Regest einer Urkunde zu ſein ſcheint, und wenn wir bedenken, daſs Stumpf zwar als Johanniter zu Bubikon in der Nähe von Rüti lebte, doch aber über die Genealogie der Toggenburger gerade zu dieſer Zeit falſch berichtet iſt, Tſchudi dagegen ganz richtig; wenn wir ferner bedenken, daſs Tſchudi nicht nur 1562—1565 ebenfalls in der Nähe lebte, nämlich zu Rapperswyl, ſondern 1558 als Schiedsmann veranlaſst war, vom Kloſterarchiv Einſicht zu nehmen, wie er denn auch wirklich in ſeinem Werk mehrere Urkunden beibringt (vgl. beſ. II. 211); endlich, daſs er uns einige Notizen über das Kloster aufbehalten hat, die wir ſonſt nirgends finden: so wird uns das alles auffordern, den entgegenſtehenden Bericht mit groſser Sorgfalt zu prüfen, um ſo mehr, als der eigentliche Stiftungsbrief jedenfalls nicht mehr exiſtiert.

Unſere Quellen ſind demnach einige andere Inſtrumente aus den Jahren 1209—1221, die man alle bei Neugart II. findet, gelegentliche Notizen aus ſpätern Urkunden, ſodann eine a. 1441 im Kloſter ſelbſt verfaſste Stiftungsgeſchichte, endlich heraldiſche Monumente. Da nun die Stiftungsgeſchichte auf alle noch vorhandenen Urkunden Bezug nimmt, ſo werden wir ihr am beſten Schritt für Schritt folgen und ſie nach denſelben prüfen, ſodann mit den heraldiſchen Denkmälern vergleichen, endlich auf die Stellung der Häuſer Toggenburg und Regensberg einen Blick werfen. Das Cartularium Rütinense (Codex libertatum et instrumentorum, im Staatsarchiv, abſchriftlich in Dürſtelers Kloſterbuch, Stadtbibl. Mſcpt. E 14, und bei Schinz, Mſcpt. J 297, auch in der Scheuchzer'ſchen Sammlung No. 1281 b) beginnt ſo:

»Es iſt die Gewohnheit des Prämonſtratenſerordens, daſs der Stifter, welcher eine Kirche jenes Ordens neu ſtiften will, ſie einer andern Kirche desſelben Ordens untergeben macht, ſo daſs jene Gewalt hat, daſelbſt zu ordnen, einzurichten, zu befehlen, was immer die Strenge und das Recht des Ordens erfordert. So wurde es nicht gehalten mit dem Haus der h. Maria zu Rüti; denn es wurde beim Anfang ſeiner Gründung anders zu Werke geſchritten, und wir glauben ſicher, das ſei nach Gottes Anordnung geſchehen, ſo wie es ſpäter an ſeinem Orte wird geſagt werden.

»Die Kirche von Churwalden im Curiſchen Rhätien hatte einen Probſt, Ulrich mit Namen, einen Zürcher, welcher, als er einige Gewohnheiten in derſelben Kirche nach den Ordensvorſchriften verbeſſern wollte, die Brüder ſo rebelliſch gegen ſich fand, daſs er nach vielen Anfechtungen den Ort verlieſs und ſich mit ſeinem Prior und acht Chorherren, die ihm noch gehorſam blieben, zurückzog; auch dieſe wurden zerſtreut und nachher nicht mehr vereinigt. Drei kamen nach der Kirche von

Steingaden, zwei nach (Minder) Au, zwei zu den Hofpitalitern, einer wählte ſich das Einſiedlerleben aus. So waren noch der Probſt ſelber und ſein Prior Luther übrig geblieben, ungewiſs und zweifelhaft, wohin ſie ſich wenden ſollten. Und ſo zweifelhaft kamen ſie durch irgend einen Zufall zu Herrn Lütold von Regensberg, einem edlen und freigebornen Mann und einem der Grofsen des Landes (virum nobilem et libere conditionis et unum de majoribus terre). Dieſer hatte ſchon früher von ihrem Weggang von der Kirche zu Churwalden gehört, und fieng ſie an zu befragen, was in ihrem Vorhaben läge. Noch ſeien ſie ungewiſs, antworteten ſie, wohin ſie ſich wenden ſollten. Er aber ſagte ihnen nun, ſchon lange habe er ſich in ſeinem Herzen vorgenommen, einige Beſitzungen von den Gütern, die Gott ihm anvertraut, Gott ſelber zu weihen, dafs auf ihnen eine Kirche gegründet werden und eine Verſammlung etlicher Mönche entſtehen könnte. Wenn ſie nun dieſe Mühe über ſich nehmen möchten, ſo wäre ihm das eine grosse Freude. Der Probſt aber und ſein Prior ſagten (nicht ohne Berathſchlagung, aber aus göttlicher Eingebung), ſie ſeien bereit, dieſe Arbeit über ſich zu nehmen. Dennoch wuſste der genannte Herr Lütold ſelber nicht, welchen Ort er ihnen als hiezu geeignet anweiſen könnte. Er empfieng aber in ſeinem Sinne auf Gottes Anordnung die Eingebung, ihnen ein Gut in Rüthi mit Wäldern und Weiden und allen Zubehörden zu übertragen, dafs ſie hier eine Kirche ihres Ordens zur Ehre der ſeligen Jungfrau Maria bauen möchten.«

Die Thatsache, dafs Rüti von Churwalden aus ſeinen Urſprung nahm, iſt jedenfalls geſichert. Nicht nur ſagt die Urkunde von 1217 (Neugart II. 135), welche die Meiſten als die Stiftungsurkunde betrachten: hoc autem (praedium) Udalricus praepositus quondam in Churwalde eo intuitu in vice fratrum suorum recepit ut Praemonstratensium ordinem ibi instituerent; ſondern ganz unabhängig von unſern Quellen erzählt ein Churwaldiſches Manuſcript Guberts von Wiezel (das Haller III. 411. No. 1270 citiert): »Der 2. Abt von Churwalden, Udalricus I., muſste das Kloſter 1220 verlaſſen, ſtarb in der Rüti am Zürichſee.« Auch Lehmann (Geſchichte des Kloſters Churwalden im Schweiz. Muſeum von 1788 S. 81. 96. 105 u. 106) ſchöpfte aus dieſem Manuſcript, und nennt als das Jahr der Rebellion 1220, als Abt aber Conrad I. Eine dritte Quelle endlich iſt Bayrhamer (Historia canoniae Roggenburgensis im VI. Theil der Collectio scriptorum rerum hiſtorico-monastico-ecclesiasticarum, Ulmae 1768 part. I. cap. VIII. § IV.), der aber den Eindruck machen muſs, als hätte er unſern ſchlichten Text bloſs paraphrasiert, da nicht nur Gedankengang und Stoff, sondern ſelbſt die Ausdrücke oft wörtlich gleich lauten; da hilft es dann wenig für die Selbſtſtändigkeit, dafs einzelne Namen verdorben ſind, für Rütinense Riethense, für Regensberg Reifenſperg u. ſ. w. — Probſt Ulrich erſcheint in den Churwaldiſchen Urkunden ſeit 1200. (Eichhorn, Ep. Cur. 353.)

»Die Bauern aber dieſes Gutes — ſo fährt das Cartularium fort — waren faſt alle Sectierer (haeretici), und einer von ihnen, welcher Berchtold hiess, ein Schuſter, war gleichſam der Meiſter (quasi magiſter) nicht allein der Sectierer aus der Umgegend, ſondern fast aller, welche im Lande waren. Er hielt in ſeinem Hauſe ihre Verſammlungen (conventicula); dahin kamen ſie von allen Seiten zusammen, und hier wurden die Ungelehrten gelehrt, welche die vollkommne Ketzerei erlernen wollten. Viele Seelen (mit Schmerz ſprechen wir es aus) empfiengen hier ihre Verdammniſs. Als aber der Probſt und ſein Prior von dem genannten Herrn Lütold von Regensberg vor vielen Zeugen die Schenkung dieſes Grundſtücks und jener Beſitzungen nach der Gewohnheit des Ordens empfangen, da wurden jene Bauern entfernt. Und nun im Jahr des Herrn 1206, als auf dem apoſtoliſchen Stuhl Pabſt Innocentius III. ſafs, das Römiſche Reich König Philipp regierte, und zu Conſtanz Conrad II. als Erwählter ſafs, fiengen ſie zuerſt an eine hölzerne Capelle und andere nothwendige Arbeitsſtätten zu bauen. Die gröſste Arbeit aber, die ſie hatten, rührte von den Sectierern her, welche dort ausgeworfen worden waren; denn der Teufel miſsgönnte ihnen, dieſen Platz zu beſitzen, wo er oft ſo viele Seelen gewonnen hatte, und er lieſs nicht nach, ſeine eignen Knechte dazu anzuſtacheln, dieſen neuen Bewohnern alles Böſe, was er konnte, zuzufügen; denn eines Jahres zündeten ſie ihnen ihre

Scheune mit aller Frucht und Heu an. Dieſe aber ſtunden darum als feſte Kämpfer Chriſti, auf Gottes Beiſtand vertrauend, von dem Unternehmen nicht ab.«

Hier begegnet uns nun aber eine Schwierigkeit. Es iſt aus Neugarts und aus unſern eignen Urkunden ganz gewiss, daſs Conrad II. von Conſtanz erſt Ao. 1208 erwählt und erſt 1209 conſecriert wurde; ſo datiert er z. B. am 6. März 1219: anno electionis nostre XI, consecrationis vero X; 1. Juni 1218: anno electionis X, consecrationis vero IX. Dagegen 1206 wurde ſein Vorgänger Werner erſt gewählt. Es frägt ſich alſo, da dieſe Beſtimmungen und jene Zahl nicht zugleich richtig ſein können, ob die Erinnerung an der Zahl haften blieb und hienach die Namen zuſammengeſtellt wurden, oder ob nicht wahrſcheinlicher König Philipp, und Conrad als Conſtanziſcher Erwählter noch im Bewuſstſein geblieben waren, und in der Berechnung der Jahreszahl dann, wie ſo hundert Mal ein Fehler entſtand. Dieſs letztere angenommen, kämen wir dann alſo, da König Philipp ſchon am 22. Juni ermordet wurde, in die erſte Hälfte des Jahres 1208.

Was ſodann die Sectierer im Grüninger Amt anbetrifft, ſo iſt die Wichtigkeit dieſer Notiz von den Aeltern ſchon ganz erkannt worden. Nur dürften ſie zu weit gegangen ſein, wenn ſie ſie nun beſtimmen wollen (Füssli, Erdbeſchreibung I. 136 z. B. als Haurichianer, Andere als Manichäer); es war eine uralte Oppoſition gegen die Kirche, welche bald dieſe, bald jene eigne Lehrgeſtaltung annehmen mochte, und gewiſs iſt Joh. v. Müller (I. 411) im Unrecht, wenn er in der Brandſtiftung nur ein Zeichen des allgemeinen Widerwillens des Landvolkes gegen das Mönchthum erblickt.

»Doch mitten unter ſolchem Unglück und Widerwärtigkeiten beſuchten ſie häufig in frommem Sinne geiſtliche und weltliche (litteratae et illitteratae) Perſonen, und der Ort fieng an von Tag zu Tag zu erblühen. Nach dieſen Dingen giengen der genannte Herr Lütold und ſein Sohn gleichen Namens den genannten Conrad, den erwählten Biſchof, vielfach mit Bitten an, indem ſie von ihm mit ſeiner Zuſtimmung zu erlangen wünſchten, daſs er die von ihnen zuerſt gemachte Schenkung des Bodens und des Gutes mit all ſeinen Zubehörden an die genannte Kirche in Rüti nach der Rechtsform und der erforderlichen Gewohnheit zum zweiten Male beſtätigen möchte. Dieſe Beſtätigung hatte denn auch im Jahr 1209 (so heiſst es im Original, nicht 1210) den erforderlichen Erfolg, wie aus dem hierüber ausgegebenen Inſtrumente deutlicher erhellet.«

Das Inſtrument iſt im Cartular unter dem ganz richtigen Titel »Verrich secunda confirmatio super hunc locum«. Notum sit quod comes Lütoldus de Regensperg et filius suus ejusdem nominis predium quod prius Ste Marie tradiderant rursus coram electo Constantiensi Conrado eadem ratione qua et prius confirmaverunt. Hec facta sunt a. 1209 16. kal. maji in kaminata Thuricensis prepositi. Den weitern Wortlaut und die Zeugen ſiehe Neugart VI. 131. Den Inhalt gibt das Cartular ſelbſt ganz genau, faſt wörtlich an, wenn es nun fortfährt:

»Dennoch ſtand ihnen Ein Hinderniſs entgegen. Ihre Beſitzungen waren der Pfarrkirche in Buſskilche zehntbar, und auch die ihnen ſo nahe gelegene St. Niclauscapelle auf dem Berge war derſelben Kirche untergeben. Sie fiengen alſo an ſich unter einander zu berathen, wie ſie ſie loskaufen könnten, und machten mit dem Pleban der genannten Kirche in Buſskilche ſelbſt einen Tauſch, mit Einwilligung des Abtes (Conrad) von Pfäffers, der daſelbſt Patron war, und des Herrn Grafen Rudolf von Rapperswile, welcher Tauſch a. d. 1217, wie in den Inſtrumenten enthalten iſt, dieſen Erfolg hatte: Es hatte damals die genannte Pfarrkirche ein Pleban mit Namen C. inne, ein recht verſtändiger Mann (homo bone discretionis). Den hatten ſie öfter angegangen, daſs er anſtatt ſeiner Zehnten in Rüti und ſeinem Recht an der Capelle daſelbſt einen für ſeine Kirche eben ſo vortheilhaften oder vielleicht noch vortheilhaftern Tauſch annehmen möchte. Weil dieſs aber ohne Zuſtimmung des Abtes von Pfäffers, welchem das Patronatsrecht derſelben Kirche in Buſskilche zugehörte, und auch des Kaſtvogts, Grafen Rudolf von Rapperswyl, nicht geſchehen konnte, ſo wurde beider Einwilligung nachgeſucht, und kamen der Probſt ſelbſt von Rüti und der genannte Pleban auf Folgendes überein, daſs der Kirche in Buſskilchen von den Stiftern ein Grundſtück zu Kempraten gegeben

wurde, das ihnen, Herrn Lütold und ſeinem Sohn, gehörte, und welches ſie ſelbſt, als jährlich 5 Mütt Waizen ertragend, empfangen hatten — und ein anderes in Bietenholz, welches jährlich volle 6 Mütt Waizen ertrug, welches ihnen Graf Rudolf von Rapperswyl auf die Bitte eines ſeiner Krieger, Rudolf Vögteli, gegeben. Dieſe zwei Grundſtücke waren viel mehr werth als Zehnten und Capellenrecht, alles zusammengerechnet. Die Kirche von Buſskilche (aber) ſteht mit all ihrem Recht unter dem Dioceſanbiſchof, wie es in den hierüber ausgefertigten Inſtrumenten vollſtändiger enthalten iſt. Und ſo wurde dieſs alles, wie es vorher von ihm geprüft wurde, von Herrn C., unſerm rechtmäſsigen Dioceſanbiſchof, beſtätigt in dem genannten Jahr der Regierung Friedrichs des Römiſchen Königes.«

»A. 1217 im Jahr der Regierung Friedrichs des Römiſchen und Siciliſchen Königs« — ſo lautet wirklich der Ausdruck der hierüber erhaltenen Urkunde. (Fr. M. A. 396, abgedruckt Neugart II. 135.) Sie ſtimmt, gegen die von 1209 gehalten, theilweiſe wörtlich mit dieſer überein, und erzählt nun zur Verabredung noch die Ausführung. So weist ſie durchaus auf jene zurück, obſchon ſie merkwürdiger Weiſe im Cartular fehlt. Und doch ſah — wahrſcheinlich in der Freude, ſie zuerſt wieder entdeckt zu haben — der gelehrte H. H. Füſsli (in ſeiner Geſchichte der Regensberger, wo er die Stiftung von Rüti ausführlich behandelt, Schweiz. Muſeum 1787 S. 791) dieſe Urkunde für den eigentlichen Stiftungsbrief an, worin der Stiftung nicht als eines nach und nach, ſondern als eines gerade damals entſtandenen Werkes gedacht werde, und daraus zieht er den Schluſs, daſs weder Tſchudi noch Hottinger, noch Leu, noch Fäſi, noch Füſsli ſie geſehen haben, weil allerdings keiner von dieſen den Brief als das Donationsinstrument betrachtet. Und wie kann man das nur? Ausgeſtellt iſt er nicht von Lütold von Regensberg, ſondern von den Mönchen in Rüti (nostri fundatores heiſst es einmal); beſiegelt iſt er ebenfalls nicht von dem Regensberger, ſondern 1) von dem Biſchof von Conſtanz, 2) von einem Abte (wohl von Pfäffers), 3) vom Probſt von Rüti (Sigillu ... ositi domus S. Marie). Als Zeugen erſcheinen lauter Geiſtliche (wie es auch heiſst: hec omnia tandem confirmata sunt Humbrechtikon in conventu clericorum in festo beati Hilarii confessoris), und keiner von den Regensbergiſchen Verwandten und Lehenträgern, die ſonſt in ihren Urkunden auftreten; es iſt mit Einem Wort nicht, wie eine gleichzeitige, merkwürdiger Weiſe nur mit zwei (abgeriſſenen) Siegeln verſehene Copie ſagt, »Copie der erſten und anfänglichen Stiftung des Kloſters«, ſondern, wie Neugart richtig geſehen, »notitia publica de concambio facto inter prepositum Rüti et plebanum in Buſskilche«. Der Tauſchvertrag aber, der 1212 ſchon bereinigt ſein muſste, wurde erſt 1217 ſchriftlich fixiert. Bei allen dieſen Verhandlungen muſs es uns auffallen, daſs nirgends St. Gallen in den Urkunden erſcheint. Das wäre unmöglich, wenn die Regensberger hier als Lehenträger der Herrſchaft Grüningen handelten (alle St. Galliſchen Briefe unſers Archivs beziehen sich auf später von Andern geſchenkte Lehengüter). Vielmehr war Rüti, wie Seegreben und andere Orte Regensbergiſche Eigengüter in der von freien Gütern auch ſonſt vielfach durchbrochnen Herrſchaft. Cartular und alle Urkunden ſind alſo darin einig, die Stiftung den Regensbergern zuzuſchreiben und vor das Jahr 1209 zu ſetzen. Hier iſt alſo Tſchudi urkundlich des Irrthums überführt, und zugleich ſehen wir, daſs ſein Bericht, die Regensberger ſeien als Lehenträger von St. Gallen gegenwärtig geweſen, nicht ein urkundliches Regeſt, ſondern eine hiſtoriſche Combination iſt zweier entgegenſtehender Ueberlieferungen. Einen neuen Beweis dafür gibt die Fortſetzung des Cartulars.

»Als das alles ſchon vollſtändig ins Reine gebracht war, wurde es nöthig, Kloſter und Kirche aus Steinen zu bauen, weil ſie ſchon ſeit acht Jahren in der hölzernen Capelle Gottesdienſt gehalten hatten. Der Probſt ſelber nemlich und ſein Prior waren im Jahr der Menſchwerdung des Herrn 1206 an dieſen Ort gekommen (als auf dem Römiſchen Stuhle Papſt Innocentius ſaſs, als König Philipp regierte, welcher zu Babenberg vom Pfalzgrafen von Wittelsbach ermordet wurde, und unter Conrad, Biſchof von Conſtanz, dem zweiten dieſes Namens, wie auch oben geſagt worden). Und Ao. D. 1214 legten ſie das Fundament, und fiengen an, die Kirche von Steinen zu erbauen, wie ſie heute zu ſchauen iſt. Denn wie ſich ein Vater freut, wenn er ſeine leiblichen Söhne in ihrer Jugend tugendhaft und ſittſam ſein Vermögen nicht vergeuden, ſondern zuſammenhalten ſieht, ſo erwuchs auch dem Herrn Lütold, dem Stifter, Freude ſolcher Art, als er ſeine neue Stiftung ſo blühend, und Probſt und Brüder ein ſo frommes und ehrbares Leben führen ſah, daſs der Dienſt Gottes täglich zunahm an dem Orte, welchen

ſich der Teufel ſo lange Zeit hindurch ausſchlieſslich zum Verderben ſo vieler Seelen auserſehen hatte. Denn ſchon beim Anfang des Kirchenbaus waren das Presbyterium und zwei Abſiden vollendet, und nun wurde Herr Conrad, Biſchof von Conſtanz, zur Weihung jener Altäre gerufen, deren einer neben dem Kloſter zur Ehre des ſeligen Auguſtinus (als des Ordensſtifters, deſſen Regel die Prämonſtratenſer annahmen) und des ſeligen Othmars, der andere auf der andern Seite zur Ehre des h. Johannes des Täufers und des h. Apoſtels Petrus den 1. Juni 1217 von ihm geweihet wurden. Nach dieſer Weihung gedachte Herr Lütold, der Stifter, ſelbſt über Meer zu gehen; aber vor ſeiner Meerfahrt gab er ihnen noch einen Hof in Grensperg hinzu, und hätte ihnen vielleicht noch viel mehr gegeben, wenn er von den überſeeiſchen Ländern geſund zurückgekehrt wäre, was aber leider nicht geſchah; denn er ſchiffte ſich Ao. D. 1218 ein, und ſtarb zu Acharon am Tag St. Othmars des Bekenners (16. Nov.). Doch vergaſs er ſeiner Armen in Chriſto keineswegs, ſondern ſchickte ihnen von dem Vermögen, das er bei ſich hatte, 100 Mark reinen Silbers und ein ſilbernes vergoldetes Weihrauchfaſs mit einem Steine von groſser Kraft (magnae virtutis).«

Den Tod Lütolds in Paläſtina bezeugen auch die gleich folgenden Urkunden ſeines Sohnes und Bruders; das Necrologium von Einſiedeln (im liber Heremi) ſtimmt wenigſtens ſo weit, als es ihn unbeſtimmt in den November ſetzt. Hingegen möchte ich mir hier noch einige Vermuthungen erlauben: Wenn der eine Altar dem h. Othmar, der andere dem Joh. Bapt. geweiht war, ſo ſind das wohl die Heiligen, an deren Jahrestag (16. Nov.) und in deren Stadt (St. Jean d'Acre) Lütold ſein Leben ſchloſs, und alſo die Altäre nach ſeinem Tod zu ſeiner Ehre geweiht. Eine andere Vermuthung liegt nahe über die Veranlaſsung ſeiner Fahrt. Auf der 4. Lateranſynode im Jahr 1215 verkündete Innocenz III. einen neuen Kreuzzug und verſprach hiefür Ablaſs. Sein Nachfolger, Honorius III., nahm die Sache ebenfalls mit Eifer an die Hand, und als daher Jacobus Vitriacus, Erzbiſchof von Accon, 1216 durch Gallien reiste und das Kreuz predigte, befahl jener dem Abt Helinus von Floreff, d. h. alſo dem zweiten Vorſteher des Prämonſtratenſerordens, ihn auf ſeinen Wanderungen perſönlich zu begleiten und in ſeiner Predigt zu unterſtützen. Das paſste auch den Prämonſtratenſern wohl; denn ſie hofften durch einen neuen Kreuzzug auch ihre alten, nun verlornen Abteien St. Samuel und St. Habakuk in Syrien wieder zu gewinnen. Daher der Ordensgeneral, der Abt von Prämonſtrat, mit dem Patriarchen von Jeruſalem, in directe Unterhandlungen trat und ihn der kräftigſten Unterſtützung verſicherte (Miraeus). Ob unter dieſen Umſtänden an dem Entſchluſs des alten Herren der Geiſt der Zeit, das Beiſpiel der Nachbarn (z. B. des Grafen von Rapperswyl) oder unſere (vermuthlich ſelbſt wieder inſpirierten) Prämonſtratenſer den gröſsten Antheil hatten — das laſſen wir unentſchieden. Auch das Cartular knüpft an Lütolds Tod noch eine Betrachtung, aber eine andere.

»Die Brüder in Rüti muſsten ſehr um den Tod ihres Stifters trauern, und Niemand konnte ſie tröſten auſser Herr Eberhard, dem Erzbiſchof von Salzburg, dem Bruder des Stifters ſelbſt; denn dieſer hatte ihnen ſchon vor dem Tode des Bruders viel Gutes erwieſen, und hörte auch nach demſelben nicht auf, das Gleiche zu thun, denn jene Stiftung war ihm ſehr theuer. Im Jahr 1219 alſo geſchah es, daſs der genannte Herr Eberhard, Erzbiſchof von Salzburg, zu der Kirche in Rüti ſelbſt kam, eines Augenſcheines wegen (visitationis causa), um ihren Ort und Stand zu ſehen und um den Hauptaltar ſelber oder durch den Biſchof von Kiemſee zu weihen. Die Weihung aber geſchah auf demſelben Altare zur Ehre der heil. Jungfrau Maria durch Herr Rüdger, Biſchof von Kiemſee. Und als ſchon der Erzbiſchof auf demſelben Altar perſönlich das Amt verrichten wollte, fieng er an, Herrn Lütold, den Sohn ſeines Bruders, des erſten Stifters, zu bitten, daſs er dieſe Kirche von aller Forderung und Gerichtsbarkeit frei laſſen möchte. Aber als ſein Brudersſohn ihm hierin nicht willfahren wollte, trat der Erzbiſchof, ohne die Meſſe zu feiern, zurück. Am zweiten Tage, als der Herr von Salzburg und ſein Brudersſohn mit ſehr vielen von ihren Verwandten und Kriegern, auch andern Freunden zu Regenſpurg wieder zuſammengekommen, auch der Probſt ſelbſt und einige

ſeiner Brüder gegenwärtig waren, fieng der Erzbiſchof wieder an, für die Freiheit der Kirche in Rüti zu bitten, wie früher; jener aber, der einen beſſern und vernünftigern Entſchluss gefaſst hatte als geſtern, erklärte ſie den 6. Mai 1219 frei und ledig von aller Forderung und Gerichtsbarkeit, ſo daſs irgend welche Gewalt oder Anſprüche auf ſie weder er, noch ſeine Erben haben ſollten, auſser daſs ſie einfach den Namen Stifter führen dürften — wie aus den Instrumenten deutlicher erhellet.«

Und wirklich haben wir vom 6. Mai 1219 noch zwei Briefe, den einen von Erzbiſchof Eberhard, den andern von ſeinem Brudersſohn Lütold von Regensberg, beide im Original (Fr. M. A. 396 I. — Neugart II. 141 u. 142). Allein weit entfernt, auf ſeine Rechte als Kaſtvogt zu reſignieren (dieſe waren aber, wie der Brief von 1237 zeigt, ſehr mäſsig), verſpricht Lütold vielmehr, da nun ſein Vater jenſeits des Meeres geſtorben, er aber der Erbe wie ſeiner Rechte, ſo auch ſeiner Ehre ſei, dem Kloſter an ſeiner Statt den kräftigſten Schutz; ja er hofft hiefür die göttliche Vergeltung zu erlangen. Der Erzbiſchof von Salzburg aber berichtet ebenfalls in Kurzem des Stifters Werk und Tod, und bezeugt dann, auf ſeine Ermahnung hin habe nun der Sohn des Verſtorbenen, den er ſeinen Couterinus nennt, die Gnade, des Kloſters Schutzherr zu ſein, ohne indeſs unter dieſem Titel das Kloſter zu ſchädigen, nicht etwa reſigniert, ſondern neu beſtätigt (recognovit), und gibt darum zu dieſer Recognitio ſeines Neffen Namen und Siegel. Was nun aber der ſchönen Geſchichte, wie Lütold auf die Kaſtvogtei verzichtet habe, vollends den Boden ausſchlägt, das iſt der Umſtand, daſs Eberhards und Lütolds Brief beide zwar vom 6. Mai 1219, jener aber von Ulm, dieſer von Regensberg datiert ſind. Dieſs führt allerdings zunächſt auf einen noch weiter gehenden Verdacht, daſs nämlich auch von dieſen Briefen beide oder wenigſtens einer unächt ſein möchte. Und wirklich fehlt es an mancherlei Schwierigkeiten nicht bei Lütolds Brief. Der Styl iſt merkwürdig aufgedunſen; Lütold glaubt, was er zu ſagen hat, am beſten einzuleiten durch eine Vergleichung mit dem barmherzigen Samariter oder vielmehr dem von den Räubern Geſchlagenen; es kommt ein Albertus de Walpurg vor, der in einer andern gleichzeitigen Urkunde Frater A. d. W. heiſst. Aber was kann das beweiſen? Einmal iſt auch von 1219 eine Beſtätigungsurkunde dieſes Briefes vorhanden, die Biſchof Conrad von Conſtanz ausſtellte und beſiegelte, und in der er ſich wörtlich derſelben Ausdrücke bedient wie hier Lütold. Und dann, wenn eine Urkunde ſollte gefälſcht werden, ſo hätte man ſie doch ohne Zweifel die Reſignation der Kaſtvogtei und nicht die feierliche Uebernahme von Seite Lütolds ausſagen laſſen!

Dieſe Geſchichte bildete ſich aus den ſpätern Verhältniſſen heraus; denn allerdings vom Erlöſchen der Regensberger an hatte Rüti keine ſpeciellen Kaſtvögte mehr, wie das die dem Cartular gleichzeitigen kaiſerlichen Privilegien beweiſen. Ganz irrthümlich iſt es, Rudolf von Rapperswyl dafür anzuſehen. Advocatus, wie er im Cartular ſelbſt, auch in unſern Urkunden von 1229 heiſst, iſt ſein Ehrentitel als Schirmherr von Einſiedeln, den er in noch andern Urkunden braucht, ſeit 1230 aber, wo er Graf geworden, ablegt. Ebenſo unrichtig werden die Toggenburger (z. B. Rothenfluh 441) Kaſtvögte genannt. In Betreff alſo der beiden Briefe haben wir uns etwa zu denken, Eberhard habe das gemeinſam Verabredete zu Ulm ſchriftlich aufgeſetzt. Am 8. Mai finden wir ihn und Lütold zu Merspurg (Einſiedlerregeſten No. 50). Eberhard ſcheint, um die Familienangelegenheiten zu ordnen, in dieſe Gegenden gekommen zu ſein.

Aber nun iſt noch eine andere Frage zu erörtern, nämlich, wer iſt dieſer Erzbiſchof von Salzburg? oder näher beſtimmt (da es keine Frage leidet, daſs wir den berühmten Anhänger Kaiſer Friedrichs vor uns haben, der das Bisthum Chiemſee ſtiftete, daher auch hier Biſchof Rüdger von Chiemſee ihn in untergeordneter Stellung begleitet), in welchem verwandtſchaftlichen Verhältniſs ſteht er zum Stifter von Rüti? Nicht nur das Cartular, ſondern auch er ſelbſt nennt ſich ſeinen Frater couterinus. Nun müſsten wir alſo ganz beſtimmte Gründe haben, um dieſe Bezeichnung nicht in ihrem eigentlichen, ſondern in ihrem uneigentlichen Sinne zu faſſen, nicht als Bruder von der Mutter, ſondern als Bruder vom Vater her, welchen Sprachgebrauch man allerdings nachweiſen kann. Wir müſsten alſo genöthigt ſein, ihn mit dem bei Neugart 1186 vorkommenden Conſtanziſchen Domherrn Eberhard von Regensberg zu identificieren. Aber dazu nöthigt Nichts. Im Gegentheil, wenn der Erzbiſchof ein Regensberger war, ſo war es eine unnöthige Verſicherung: nos quoque cum simus heredes sicut et ille plantationis novelle et omnis donationis ei facte; wohl aber hatte dieſe ihren guten Sinn, wenn Eberhard aus mütterlichem Gut dem Kloſter Vergabungen gethan, wie oben ausdrücklich berichtet wurde. Es hat nun Herr Profeſſor G. v. Wyſs im hiſtoriſchen Anzeiger 1856 S. 15 mit groſsem Scharfſinn und Umſicht anderweitig die Combination durchgeführt, die Mutter dieſer Couterini (Eberhard, und Lütold von Regensberg) möchte eine geborne von Vatz und ihr zweiter Gemahl ein Truchſeſs von Waldburg geweſen ſein, und er ſelber hat darauf aufmerkſam gemacht, wie einfach und natürlich hieraus ſich erklären lieſse, daſs die aus der Vatziſchen Familienſtiftung von

Churwalden vertriebenen Mönche ſich an Lütold von Regensberg wandten; ferner, wie Rudolf von Rapperswyl, deſſen Gemahlinn ebenfalls eine Vatz war, dazu kam, das neue Kloſter bei ſeiner Stiftung ſo zuvorkommend zu unterſtützen, wie wir das oben geſehen. Es könnte hier auch das vielleicht zur Unterſtützung dienen, daſs ehemals in der Vorhalle des Kloſters Rüti an ganz beſonders herausgehobnem Platz das Freiherrlich Vatziſche Wappen gemalt ſtand und zwar neben dem Toggenburg-Vatziſchen Schilde Friedrichs VI. von Toggenburg (ſiehe hinten). Nun iſt uns aber keine Spur bekannt, daſs die Gemahlinn Friedrichs VI. von Toggenburg oder ihr Vater mit Rüti in Verbindung geſtanden hätten. Und weiter lieſse ſich vielleicht noch hiemit in Verbindung bringen, daſs noch zu Eberhards Lebzeiten das Kloſter Diſentis unſerm Kloſter eine ſchöne Vergabung machte. Daſs aber Eberhard mit Diſentis noch in Verbindung ſtand, als ſein Avunculus Walther nicht mehr Abt daſelbſt war, zeigt ein Zeuge Dns. Cuonradus de Tiſentins, der ſchon in der Urkunde 1209 vorkommt. Der Erzbiſchof aber war mit Walther von Diſentis durch die Vatziſche Familie verbunden, wie ebenfalls Herr Georg v. Wyſs am bezeichneten Orte nachgewieſen. Nach dieſem Excurs kehren wir wieder zu unſerem Cartular zurück, das wir im Folgenden wieder ganz hiſtoriſch finden werden.

»Im Jahr 1219, als auf dem päpſtlichen Stuhle Honorius III. und an der Regierung des Reiches Kaiſer Friedrich ſaſs, unter Conrad, Biſchof von Conſtanz, wurde das Patronatsrecht über die Kirche zu Seegreben mit Gütern und Mühle und Fiſchteich und allen ſeinen Zubehörden und geſammten Rechten vom Sohn des Stifters um 100 Mark gekauft und der oft genannten Kirche zu Rüti überliefert und von genanntem Papſt Honorius und Conrad, Dioceſanbiſchof, beſtätigt, wie aus dem Privilegium und den Instrumenten deutlicher erhellet. Nachher, als noch derſelbe Honorius auf dem päpſtlichen Stuhle ſaſs, wurde von Biſchof Conrad im zwölften Jahre ſeines Biſchofthums (d. h. 1221) den 15. Juni die Beſorgung und Leitung beſagter Kirche in Seegreben demſelben Kloſter übergeben und beſtätigt, welche Kirche auch nachher von Papſt Gregor IX. und 1228, als Kaiſer Friedrich noch regierte, vollſtändig beſtätigt, wie aus den Privilegien desſelben Gregors deutlicher erhellet. Endlich Ao. 1244 wurde die Beſorgung der genannten Capelle von Honorius aus gegen einen Conſtanzer Biſchof, nachdem er das Inſtrument ſeines Vorgängers Biſchofs Conrad geſehen und überdieſs eine apoſtoliſche Beſtätigung überreicht worden war, für alle Zeiten beſtätigt nach hierüber gepflogener Berathung und mit Zuſtimmung des ganzen Conſtanziſchen Domcapitels, was aber, wer die Inſtrumente anſieht, beſſer inne wird.«

Alle dieſe Inſtrumente finden ſich und zwar im Original, auſser dem Beſtätigungsbrief Honorius III. Es ſcheint dieſer auch nur eine Verwechslung mit Gregors Brief von 1228 zu ſein, welcher ſeiner Seits nicht die Beſorgung des Gottesdienſtes, ſondern die Schenkung Lütolds zu Seegreben beſtätigt und der eigentliche päpſtliche Beſtätigungsbrief iſt. Hingegen iſt noch ein Brief desſelben Papſtes von 1231 vorhanden, in dem die Beſorgung des Gottesdienſtes zu Seegreben dem Kloſter zugeſtanden iſt. Stumpf ſagt, dieſe Schenkung ſei aus Gütern derer von Aathal, Regensbergiſcher Dienſtleute, geſchehen nach ihrem Erlöſchen.

»Es geſchah aber zu einer Zeit, als der Herr ſeinen Knecht Ulrich, den Probſt der Kirche zu Rüti, welchen er über die irdiſchen Güter treu erfand, über ſeine ewigen himmliſchen Güter ſetzen wollte, daſs derſelbe Probſt Ulrich zu Herrn Eberhard, dem Erzbiſchof von Salzburg, reiste, wie er oft dorthin zu gehen pflegte, und nachdem er verrichtet, warum er gekommen war, fieng er an, auf der Heimreiſe zu kränkeln, und da er nach Ursberg kam, ſchied er wenige Tage nach ſeiner Ankunft, in Gegenwart der Probſte von Ursberg und Au und im Beiſein des ganzen Conventes derſelben Kirche, den 11. December 1221 (Bayrhamer 1224) in einem ſchönen Ende. So wurde er todt nach ſeiner Kirche Rüti geführt und daſelbſt begraben. Er hatte aber daſelbſt fünfzehn Jahre vorgeſtanden.«

Den nachfolgenden Schluss der Stiftungsgeſchichte hat das Originalcartular in Zürich nicht mehr, ſondern nur eine Copie, deren Mittheilung ich der Güte des hochwürdigen Herrn Pater Gall Morell verdanke. Sie findet ſich in einem Octavband verſchiedener zum Theil ſonſt unbekannter Actenſtücke

aus der Geſchichte des Kloſters Rüti bis zum Kappelerkriege. Da nun dieſer Schluss der durch Urkunden am ſicherſten zu beglaubigende Theil des ganzen Stiftungsberichtes iſt, ſo iſt er wohl nicht als ſpäterer Zuſatz, ſondern als urſprünglicher, in unſerer Redaction von 1441 ſchon ausgefallener und hier erhaltener Schluſs zu betrachten, wie er denn auch in der Einſiedlerhandſchrift ohne alle Unterbrechung fortläuft.

»Nach ſeinem Tode war es nöthig, einen Andern an die Spitze zu ſtellen, und es wurde nach ihm ſein Prior Luther zum Probſt erwählt, welcher, auch mit ihm an dieſen Ort gekommen, daſelbſt das Grundſtück mit ſeinen Zubehörden mit ihm übernommen hatte — ein guter und einfacher Mann, vorzüglicher in geiſtlichen als in weltlichen Dingen — welche aber beide jedem Prälaten nothwendig ſind. Nach Verfluſs von drei Jahren aber fieng er an zu kränkeln, und am 6. November 1224 ſtarb er ſelig und glücklich, und wurde in der Kirche daſelbſt begraben.

»Nach ſeinem Tode aber wurde dort ſogleich als Nachfolger ein Eberhard zum Probſt erwählt, Chorherr derſelben Kirche, welcher einer von denen geweſen war, die zuerſt zur Gründung der Kirche dorthin gekommen waren. Er war nämlich ein demüthiger und gar freundlicher Mann; er wurde von den Seinen und von Fremden ſehr geſchätzt, wie er auch für das Frommen der Kirche viel arbeitete. Er ſtand nur drei Jahre und drei Monate vor, und trat freiwillig zurück. Er gieng nach der (Minder) Aukirche, und vollbrachte daſelbſt ſein Leben wohl. Nach ſeinem Rücktritt wurde daſelbſt ein anderer Chorherr dieſer Kirche zum Probſt erwählt, Namens Berchtold, ein gelehrter Mann, gegen Fremde mild, gegen die Seinen ſtrenge. Als dieſer einmal beim Herrn von Salzburg war und dieſer Erzbiſchof an einem Sonntag den Erwählten von Agmunde zum Abte weihen ſollte, fieng er an, den Probſt von Rüti zu fragen, warum er ſelbſt nicht Abt ſei, da der Orden das nicht vorſchreibe, und brachte ihn auf jede Weiſe dahin, daſs er ſich mit dem Abt von Agmunde zum Abt weihen liefs. Als Probſt war er ausgezogen von ſeinem Hauſe, bald kehrte er als Abt zurück, und von da an begannen in der Kirche Rüti die Aebte, wie man jetzt erſieht, ſich weihen zu laſſen. So fieng er an, allen Fleiſs, den er konnte, anzuwenden auf die Mauern des Kloſters; auch erſchien ihm und vielleicht Andern jener gröſsere Altar, welchen der Erzbiſchof von Kiemſee geweiht hatte, zu hoch und zu beſchwerlich zum Aufſteigen zu ſein, und ſo riſs er nach eingeholter Erlaubniſs und Bewilligung des Dioceſenbiſchofs ſelber dieſen Altar nieder, und baute einen andern, der Erde nähern, welcher jedoch zu ſeiner Zeit nicht eingeweiht wurde. Und obgleich er den Seinigen hart erſchien, wie es früher geſagt worden iſt, ſo erweiterte ſich doch unter ihm die Kirche ſehr an Perſonen, Gebäuden und Beſitzungen.«

Vom zweiten und dritten Abt wiſſen wir einzig aus dem Cartular, denn aus ihrer Zeit haben wir nur Eine Urkunde. Hingegen erſcheint Berchtold in zwei St. Blaſier Urkunden von 1232 als Bevollmächtigter Gregors IX., der einem Prieſter eine Pfründe im Schwarzwald angewieſen, auf erfolgte Reclamation aber unſern Abt und Probſt C. von Embrach beauftragt hatte, den Schritt rückgängig zu machen. Der Biſchof von Conſtanz, der zuerſt gegen dieſen Römiſchen Eingriff proteſtierte, gibt zu ihrem Verfahren ſeine Confirmation. — Was nun die Abtwürde betrifft, ſo nennt nicht nur Berchtold ſelbſt ſich 1232 Abt, ſondern auch ſchon Gregor IX. braucht dieſen Titel 1228 u. f. f.

»Eines aber fehlte ihnen noch, nämlich, daſs ſie keinen Rath oder Hülfe hatten von einer Kirche ihres Ordens, ſo wie Töchter von einer Mutterkirche zu haben pflegen. Nach gepflogenem Rathſchluſs aber erwählten ſich Abt Berchtold und der ganze Convent unter allen Kirchen die von (Minder) Au, daſs dieſe ihm mit dem Recht der Vaterſchaft vorangehe, und er ſelbſt durch ihren Rath und ihre Hülfe regiert werde nach den Anordnungen des Ordens. Und weil dieſs ohne Anordnung und Vorſchrift des Generalcapitels nicht geſchehen konnte, ſo wurde dieſs dem Probſt Ulrich, der damals,

der Au vorſtand und an dem Generalcapitel ſelbſt gegenwärtig war, vorgeſchrieben in Form dieſes Briefes: Conrad aus Gottes Langmuth, Abt von Prémontré genannt, und das Generalcapitel der Aebte desſelben Ordens dem ehrwürdigen Bruder in Chriſto, Probſt Ulrich, und den geliebten Söhnen, dem Prior und Convent von Au, Heil und aufrichtige Liebe im Herrn. In Betracht, daſs die Kirche von Rüti, welche eine neue Stiftung iſt, keinen Vater hat, zu dem ſie mit kindlicher Unterwürfigkeit Aufblick habe nach den Ordnungen des Ordens, haben wir, nach hierüber gepflogenem Rathſchlag und mit gemeiner Zuſtimmung der Kirche ſelber, dafür gehalten, zu beſchlieſsen, daſs ſie unſere Tochter ſein und zu uns gehören ſolle als eine Tochter ihrer Mutterkirche, ihr aber zu dieſer Kirche wie eine Mutter zur Tochter, ohne Gefährde, und daſs ihr im Uebrigen ihr die Sorge angedeihen laſſet, wozu ihr verpflichtet ſeid gemäſs den Statuten und erprobten Ordnungen des Ordens. Zum Zeugniſs dieſer Sache haben wir beſchloſſen gegenwärtiges Blatt mit unſerm gemeinen Siegel und Autorität zu befeſtigen. So geſchehen zu Prémontré auf dem Generalcapitel a. d. 1230.«

Die Beziehungen zwiſchen Rüti und Minderau gehen wohl darauf zurück, daſs bei der Auswanderung von Churwalden zwei Chorherren nach der Minderau (bei Ravensburg, gegründet 1145) giengen. Schon 1219 und 1221 zeugt der Probſt von Minderau Ulrich für Rüti, und der Biſchof von Conſtanz ſtellt die Beſtätigungsurkunde für Seegreben aus (rogatu Udalrici prepositi Augie). Dieſs Verhältniſs ſetzt ſich bis ans Ende fort; bei wichtigern Verhandlungen wird der Abt von Minderau beigezogen, wie er auch unter die Viſitatoren gehört. Nach dem Tod eines Abtes von Rüti werden ihm Siegel und Schlüſſel überſchickt; er regiert unterdeſs, und wählt aus den drei Klöſtern Rüti, Minderau und Schuffenriet einen neuen Abt. Bei der Aufhebung von Rüti proteſtierte er als »husfatter« zwanzig Jahre lang. Sonſt ſtand Rüti in gar keiner Beziehung zu andern Ordensklöſtern, einige flüchtige Berührungen mit St. Lucii und Churwalden ausgenommen.

So weit alſo das Cartularium und die die Stiftung betreffenden Urkunden. Das Cartular hat ſich im Ganzen und Groſsen aus dieſen als richtig erwieſen; denn alle Urkunden (eine ausgenommen) werden dort citiert, und alle citierten beſitzen wir im Original. Allein da iſt von einer Toggenburgiſchen Stiftung auch nicht die Spur. Und welches Gewicht erhält nicht dieſe Beſchreibung des Kloſters als einer Regensbergiſchen Stiftung, wenn wir bedenken, daſs ſie im Jahr 1441 verfaſst wurde, d. h. alſo mehr als hundert Jahre, nachdem die Regensberger im Elend untergegangen waren, dagegen fünf Jahre, nachdem Graf Friedrich von Toggenburg, der letzte Sproſſe dieſes Hauſes, das ſeit 1229 unausgeſetzt die Stiftung mit Wohlthaten überhäuft hatte, in dieſer ſelben Kirche war beſtattet worden; vier Jahre, nachdem ſeine Wittwe all das Gut, das er im Kloſter verlaſſen, dieſem geſchenkt; zwei Jahre, ſeit dem ſie auf fürſtliche Weiſe ihrem Gemahl Jahrzeit geſtiftet und ſich ſelbſt hier die Grabſtätte vorbehalten hatte, in einem Augenblick, wo die Unterhandlungen darüber noch gar nicht geſchloſſen waren.

Ferner beweist es wohl vollſtändig für die Regensberger, wenn der alte unglückliche Lütold von Regensberg, als er bereits nichts mehr zu ſchenken hatte, 1282 ſein Recht als Stifter ſehr nachdrücklich betont und auch vermöge desſelben 1283 noch bei einem Conventbeſchluſs erſcheint; wenn dagegen die Toggenburger nie ſich Stifter nennen, während ſich ihnen hiefür in den Urkunden ſo mannigfacher Anlaſs geboten hätte. Aber noch mehr: Wenn die Zürcher, als Herren von Grüningen, die Nachfolger der Regensberger waren, ſo ſind die Schwyzer die Erben von Toggenburg. Nun aber iſt 1441, wo das Cartular abgefaſst wurde, gerade das Jahr, wo nicht mehr Zürich, ſondern Schwyz Grüningen inne hatte und zwar zur groſsen Freude der Unterthanen. In dieſem Augenblick hätte man ſich gewiſs der Toggenburgiſchen Stiftung erinnert; allein nicht nur geſchieht das nicht, ſondern 1442 laſſen ſich die Mönche vom Kaiſer Friedrich ihr Kloſter als eine Regensbergiſche Stiftung

beſtätigen, wie ſchon 1415 Sigmund ausdrücklich gethan hatte. — Dieſelbe Sprache führen denn auch die übrig gebliebenen Monumente des Kloſters. Die Toggenburger bauen ſich daſelbſt eigne Capellen. Alſo ſehen ſie ſelbſt doch ganz offenbar das Kloſter nicht als ihre Familienſtiftung an, ſondern ſie kaufen und bauen ſich in dasſelbe ein. Dem Andenken des letzten Toggenburgers wird 1436 oder vielleicht noch ſpäter ein Wappenſchild aufgerichtet; zugleich nun wird ein ſolcher verfertigt zur Erinnerung an den erſten Regensberger, deſſen Haus alſo, ſeit längſten Zeiten erloſchen, in keinen Verwandten, ſondern nur in der Erinnerung der Mönche die Wahrer ſeiner Rechte und ſeiner einſtigen Verdienſte haben kann. Die Inſchrift aber dieſes Denkmals lautet: »1218 iſt geſtorben der wolgeboren her Lütolt von Regensperg ſtifter diſer wirdigen apty.« [2]) Ja noch 1499, als aus der Toggenburger Capelle eine neue Thüre in die Kirche angebracht wurde, ſchmückte man ſie rechts mit dem Regensberger, links mit dem Toggenburger Wappen.

Und hiemit ſtimmt denn auch vollkommen überein, was wir ſonſt vom damaligen Stand der zwei Häuſer wiſſen. In Lütold, den unſer Stammbaum den IV. nennt, dem Schwiegerſohn des mächtigen Grafen Wernher von Kyburg, der ſelbſt wohl auch Graf hieſs, der den Zähringern zeugte, hatte offenbar das Haus der Regensberger ſeinen Gipfel erſtiegen. Immer aber liebte das Gefühl einer ſolchen Stellung, ſich in einer kirchlichen Stiftung auszudrücken. Wir wiſſen aber nicht nur von den Regensbergern, daſs ſie beſonders der Kirche zugethan waren, wie ſie ja auch Stifter und fortwährende Gutthäter des Kloſters Fahr waren, ſondern von unſerm Lütold insbeſondere, daſs er an Engelberg den Kirchenſatz zu Oberwyl (Wyler) bei Lunkhofen, an Wettingen Güter zu Küſsnach und die St. Niclauſenkapelle zu Rapperswyl ſchenkte, und daſs er das Familienſtift Fahr unter die Botmäſsigkeit von Einſiedeln fügte; wir wiſſen aber auch — von allem Bisherigen ganz unabhängig — aus dem liber Heremi in doppelter Bezeugung, daſs er das Kloſter Rüti gründete.

Auch die Toggenburger ſtanden zu Anfang des VIII. Jahrhunderts in hoher Macht, und von Diethelm (IV.) insbeſondere iſt es bekannt, daſs er ein milder, frommer und daneben ſehr reicher Herr war, der Kirche wohl geneigt. So war es ohne Zweifel unter ſeinem Einfluſs, daſs 1214 Diethelm und Friedrich Peterzell ſtifteten; ſo iſt bekannt, wie er nach der Ermordung ſeines Sohnes Friedrich ſeine Herrſchaft an St. Gallen gab; ſo ſtiftete er endlich um 1228 die Rittercomthurey Tobel, freilich zum geringen Vergnügen ſeines Sohnes und ſeiner Enkel, die aber doch verſprechen muſsten, in dieſem Haus ihr Familienbegräbniſs zu erwählen, was nun ſchon die Stiftung des Kloſters Rüti von ſeiner Seite höchſt unwahrſcheinlich macht. Geradezu unmöglich aber erſcheint ſie, wenn wir bedenken, daſs ſein Vater um 1204 das Ritterhaus Bubikon gegründet. Wie ſoll denn der Sohn im Jahr 1206 oder 1208 oder auch 1217 eine halbe Stunde davon entfernt eine Prämonſtratenſerabtei anlegen? beſonders wenn wir uns erinnern, in welchem Gedränge gerade in jenen Jahren die Toggenburger durch die Streitigkeiten zwiſchen St. Johann und Bubikon waren, dem ſie ſich kaum durch Stiftung eines dritten Kloſters entziehen konnten.

Iſt ſomit Stumpf in vollem Rechte, die Toggenburgiſche Stiftung dagegen eine Unmöglichkeit, ſo bleibt einzig noch die Frage nach dem Urſprung dieſer Sage. Offenbar iſt ſie in der Umgegend entſtanden aus dem ſpätern Verhältniſs der Grafen zur Abtei. Nun iſt es das Wahrſcheinlichſte, daſs eben

---

[2]) Dieſer Schild war, wie die drei übrigen, auf der Waſſerkirche zu Zürich aufgehängt, fiel aber 1794 von der oberſten Gallerie herunter und zerſplitterte. Wir haben ihn Tafel III. 1. nach Schinzens Zeichnung wieder gegeben.

jene Rapperswyler Tradition die urſprünglichere Faſſung ſei, die Tſchudi während ſeines Aufenthaltes zu Rapperswyl kennen lernte und in ſeiner Weiſe verarbeitete. Wir können bei jener Ueberlieferung drei Beſtandtheile unterſcheiden: 1) die Volksanſchauung der Stiftung durch die Toggenburger, 2) das dunkle Bewuſstſein, wie auch Graf Rudolf von Rapperswyl an derſelben betheiligt geweſen, 3) die Notiz, die auf eine Aufzeichnung oder ein Regeſt zurück zu weiſen ſcheint, daſs bei der Stiftung Biſchof Conrad, Graf Rudolf und die beiden Regensberger — bemerke, die Toggenburger ſind nicht ausdrücklich genannt — gegenwärtig waren. Nun läſst ſich durch eine kleine Aenderung dieſe letztere Notiz trefflich für die 1217 ſtattgehabte Kirchweihe verwerthen. »Am 1. tag höwmonat 1217« ſagt Tſchudi, der hier offenbar das Genauere hat, d. h. alſo Kal. Julii ſei der Grundſtein gelegt worden. Das Cartular aber ſagt, Kal. Junii 1217 ſei die Kirche geweiht worden. Ohne Zweifel iſt hier vom gleichen Ereigniſs die Rede, das ſich in der ſpätern Erinnerung (wohl einer alten Rapperswyler Aufzeichnung) aus der Kirchweihe in die Grundſteinlegung verwandelte. Dieſe Rapperswyler Aufzeichnung alſo nahm Tſchudi auf, ferner die Localtradition der Stiftung durch die Toggenburger, wohingegen er die Kunde vom Antheil der Rapperswyler an derſelben, die er in ihrer Faſſung für unhiſtoriſch erkannte, ganz aufgab. Und da ihm auch die entgegengeſetzte Regensbergiſche Ueberlieferung nicht unbekannt war, ſo combinierte er, freilich ganz unrichtig, dieſe mit dem Regensbergiſchen Lehensverhältniſs der St. Galliſchen Herrſchaft Grüningen.

Wir müſſen alſo urtheilen, daſs Stumpf in Kürze den richtigen Bericht, die Rapperswyler Sage aber einige hiſtoriſche Ergänzungen neben Unrichtigem enthalte, und daſs ſich Tſchudi aus einer Combination Beider völlig erklären laſſe. Zuerst 1229 treten die Toggenburger in unſern Urkunden auf. Es exiſtieren nämlich von dieſem Jahr zwei Inſtrumente, [3]) in deren erſterm Rudolfus de Raprechtswiler, advocatus, im zweiten Diethelmus comes de Toggenburg mit faſt gleichen Worten die Kirche Bollingen an Rüti ſchenken. Da unter Rudolfs Zeugen der erſte R. de Vats nepos meus iſt, und da Diethelm von Gattinn und Söhnen ſpricht, anderſeits ſeine Eltern noch nicht als todt erwähnt werden, ſo iſt der Rapperswyler der bald darauf Graf gewordene, a. 1262 geſtorbene Rudolf, Diethelm aber der Brudermörder, deſſen Vater 1229 noch lebte, aber keine weitern Söhne mehr hatte. Wie erklärt ſich nun dieſe auffallende Schenkung? Es iſt durch verſchiedene Spuren und Traditionen [4]) eine gewiſſe Sache, daſs zu dieſer Zeit die Häuſer Rapperswyl und Toggenburg (durch eine Rapperswyliſche oder Wandelburgiſche Erbtochter) unter ſich verſchwägert waren, und zwar iſt es durchaus das Wahrſcheinlichſte, daſs dieſe Diethelms Gattinn Gutta war. Es würde ſich alſo das Verhältniſs ſo darſtellen: Siehe Nebenblatt A.

Ebenſo lautet auch eine alte Rapperswyler Ueberlieferung, welche Rothenfluh [5]) aufbehalten hat. Er ſagt: »Es war vor Ziten (a. 1196) ein êlicher Contract beſchloſſen zwüſchen Rudolfs III. Grafen von Rapperswyl Tochter, mit Diethelms I. von Toggenburg Sohn, Diethelm II. Bei dieſem Anlaſs ſoll Graf Rudolf ſeiner Tochter zur Morgengabe das Schloſs Wandelburg im Gaſtel gelegen, die Landſchaft Uznach ſammt etlichen Pfarrkirchen, Recht und Kirchenſätz gegeben haben. Nach dem Ableiben

---

[3]) Sie liegen zu Rapperswyl, wohin ſie mit der Hoheit über Bollingen 1537 kamen.

[4]) Vgl. Tſchudi zum Jahr 1337. Unabhängig davon weiſs man, daſs Ulrich von Rapperswyl, der 1192 Werner von Toggenburg als Abt von Einſiedeln verdrängte, ſein ſehr naher Verwandter war. Vgl. Ann. Heremi und liber Heremi.

[5]) Rapperswyler Chronik, Stadtbibl. Zürich, Mſcpt. A 136 und L 53.

Graf Rudolfs aber hatten die hinterlaſſenen Erben den getroffenen Ehecontract aufgeworfen, wollten die Kirchenſätz und das jus patronatus der Kirchen Tuggen, Eſchenbach, Wangen, Bollingen, Nuolen dazu gehörig gänzlich nit übergeben; es war unter beiden Parteien eine groſse Zerwürfniſs und Uneinigkeit, bis ſie ſich endlich reſolviert die im Streit liegenden Kirchen mit ihren Rechten dem Gottshauſs und Kloſter Rüti um ihrer Vordern und ihrer Seelen Heil willen zu vergaben, und wurden hiedurch wieder die beſten Freunde.« Und ganz ähnlich erzählt er die Sache noch einmal, wo die Tochter dann Eliſabeth heiſst.

Allein kaum iſt dadurch die Sache erklärt. Wie kam Rudolf von Rapperswyl dazu, dem furchtbaren Diethelm und ſeinen gewaltigen Söhnen das Erbe ihrer Mutter und Groſsmutter abzunehmen, wenn ihnen dieſes nicht von anderer Seite her entzogen werden wollte? Wir müſſen uns aber erinnern, daſs 1226 Diethelm ſeinen Bruder Friedrich ermordet und in Folge davon alle St. Galliſchen Lehen verloren hatte. Nun iſt es kaum zweifelhaft, daſs bei dieſem Anlaſs der kriegeriſche und ſchlaue Abt Conrad von St. Gallen um ſich griff, ſo weit er konnte, und ſich nun auch der urſprünglich Rapperswyliſchen Güter bemächtigen wollte. Natürlich hatte jetzt Rapperswyl das Intereſſe, dieſelben wieder an ſich zu ziehen. Wie begreiflich, daſs der Toggenburger nicht im Stande war, ſie gegen den doppelten Angriff zu halten und ſie wenigſtens lieber einem dritten Unbetheiligten als Gottesgabe überlaſſen wollte als dem Abte. Dieſe Combination, die wir Herrn Decan Puppikofer verdanken, wird wohl zur Gewiſsheit, wenn wir bedenken, daſs in jenen Jahren Diethelm als Flüchtling nichts zu verſchenken hatte, daſs ſich vielmehr alles, was er vornahm, auf ſeinen Kampf mit dem Abte bezog, endlich, daſs mit Graf Ulrich von Kyburg auch Rudolf von Rapperswyl ſchlichtete.

Fragen wir nun, ob Rüti die Zuwendung dieſer Gottesgabe dem Rapperswyler oder dem Toggenburger verdankte, ſo werden wir uns ohne Zweifel für jenen entſcheiden. Nicht nur war Rudolf einer der gröſsten Wohlthäter der Kirche, ſondern, wie ſchon ſein Vater, Rüti insbeſondere zugethan. [6])

Zum erſten Mal ſelbſtſtändig begegnen uns die Toggenburger 1238 in Verbindung mit unſerm Kloſter. Es iſt aber, bevor wir auf Einzelnes eingehen, nöthig, die Reihenfolge dieſes Hauſes feſtzuſtellen, wie ſie ſich uns meiſt aus den Urkunden von Rüti in Uebereinſtimmung mit Puppikofer ergeben hat: Siehe Nebenblatt B.

Im Jahr 1238 verkauften die Toggenburger die Hoheit über das kleine Dörfchen Verrich dem Abt von Rüti. Der Brief enthält genau alle gegenſeitigen Rechte; daher theilen wir dieſe Urkunde, die älter iſt als alle Offnungen in Grimm's Weisthümern, die auch ſchon Raumer kannte, in Beilage I. mit.

Es iſt bekannt, wie Diethelms V. Brudermord das Toggenburgiſche Haus bis auf den Grund erſchütterte, und wie von ſeinen Söhnen Kraft I. in ſeine blutigen Fuſsſtapfen trat. [7]) Weniger klar hingegen

---

[6]) Der Beſtätigungsbrief für das Haus zu Rapperswyl 1233, der erſte, in dem Rudolf als Graf erſcheint (Hergott II. 245), ſpricht ſein Wohlwollen aus. Die Schenkung ſelbſt hatte er ſchon vor 1228, alſo auch vor dem Bollinger Handel, gethan. Einer weitern Vergabung erwähnt 1267 der Beſtätigungsbrief ſeiner hinterlaſſenen, damals mit H. von Montfort wieder verheiratheten Gemahlinn. (Vgl. Hergott II. 406 und Kopp Geſch. II. 348. N. 3.)

[7]) Alles bei Kuchemeiſter und Tſchudi und in v. Arx und Wegelins Bearbeitung; vgl. auch Puppikofers Geſchichte des Thurgaus mit den Urkunden. Zu berichtigen iſt nur die gewöhnliche Annahme, daſs Kraft 1259 erſtochen worden ſei; denn ſchon 1254 ſpricht Abt Berchtold von St. Gallen a quondam Kraftone c. d. T. (Urkunde von Rüti), daher er auch 1255 nicht an der Jahrzeitſtiftung ſeiner Mutter Theil nimmt.

ſind die Verhältniſſe der andern Brüder. Diethelm VI. ſtarb ſchon 1249 ohne Kinder. Berchtold, Abt in Erlach, und Rudolf, Probſt in St. Gallen, erſcheinen nur bis 1255, ſpäter nicht mehr in den Familienangelegenheiten; wogegen Wilhelm, Domherr zu Baſel und zu Conſtanz, zwiſchen 1270 und 1275 ſich einen eignen Antheil ausſcheiden ließs, über den er perſönlich frei verfügte. So blieb, was ſich vom Toggenburgiſchen Erbbeſitz gerettet hatte, bei Kraft, und als er ſtarb, bei ſeinen Söhnen einer- und bei ſeinem Bruder Friedrich II. anderſeits, und zwar ungetheilt bis 1275. In dieſem Jahr nämlich machte Diethelms VII. Geldnoth eine Ausſcheidung erforderlich. Ueber die einzelnen Grafen bemerken wir nur Folgendes, was ſich uns aus der Fixierung der Genealogie ergeben hat:

Kraft I. und beſonders ſein Bruder Friedrich II., der mit Lütold von Regensberg in die Zürcherfehde verwickelt wurde, in manchen Kloſterannalen traurigen Andenkens, erſcheint fortwährend als groſser Wohlthäter unſers Kloſters. Er reſigniert namentlich 1260 mit ſeinem Bruder Wilhelm auf gewiſſe väterliche Güter, welche Rüti entweder von ihrem Vater oder von ihren Brüdern Diethelm und Kraft, »als ihrer keiner noch Söhne oder Töchter hatte,« ſollte »erlangt« haben. Es geſchah dieſer Receſs in groſser vornehmer Geſellſchaft, als nämlich die Grafen ihre Mutter, Gertrud von Neuenburg, zu Bubikon beſtatteten. Friedrich können wir urkundlich bis 1282 verfolgen, Wilhelm bis 1278.

Es iſt ſomit Thatſache, daſs von allen Brüdern der einzige Kraft das Geſchlecht fortpflanzte. Von ſeinen drei Söhnen iſt Diethelm VII. derjenige, welcher zwar 1270 noch aus dem ungetheilten Erbgut ſeines Vaters eine Schenkung machen kann, 1271 aber das am Fuſse der Toggenburg ſo günſtig gelegene Lichtenſteig um 60 Mark (!) verpfänden muſste, und deſſen Verſchwendung oder Geldnoth die ſchon erwähnte Theilung von 1275 zwiſchen ihm und ſeinem Oheim Friedrich herbeiführte und ihn 1276 nöthigte, alles was ihm bei jener Theilung zugefallen war, den Spitalbrüdern zu Tobel zu übergeben, welche ihm dafür Kleider kauften und ſich für ihre Schulden auf ihn ſchadlos hielten. Insbeſondere waren in dieſem Receſs begriffen die Kirchenſätze Merwiler und Tüfenbrunnen, die ihm 1275 ohne allen Vorbehalt gegen ſeinen Bruder zugefallen waren. Nun müſſen wir aber nothwendig annehmen, daſs ſeine dieſsfallſigen Verfügungen entkräftet worden ſeien (wie denn auch wirklich dieſer Verkauf, wenigſtens in Betreff der Burg Hartnau, dem im vorigen Jahr geſchloſſenen Familienpact zuwiderlief). 1286 nämlich ſchenkt Diethelms Bruder, Friedrich, den 1275 von Wilhelm an Tobel geſchenkten Kirchenſatz von Affeltrangen und den 1276 von Diethelm ebendahin verkauften Kirchenſatz von Merwiler wiederum dieſem Hauſe und 1289 das ebenfalls von Diethelm an Tobel verkaufte Patronatsrecht von Tüfenbrunnen dem Kloſter Rüti — alles ohne der vorhergegangenen Transactionen auch nur mit Einem Worte zu gedenken.

Von dem zweiten Sohne Kraft II. wiſſen wir aus den Urkunden nur den Namen (1261 und 1265), und daſs er 1266 nicht mehr erſcheint; hingegen iſt dieſer nach Herrn Profeſſor Wackernagels gütiger Mittheilung der Minneſinger. [8]) Der dritte Sohn Friedrich III. iſt 1270 auswärts, und 1309 im Januar

---

[8]) »Bei der Wahl unter den verſchiedenen Kraft geheiſsenen Toggenburgern fällt natürlich der 1368 geſtorbene weg als zu jung ſowohl für dergleichen Gedichte, wie für die Handſchrift, welche dieſelben enthält. Der Chorherr und Probſt kann auch nicht wohl der Dichter ſein. Wie viel tiefer zu des erſtern Zeit bereits Sprache und Versbau geſunken waren, zeigt ſein Zeitgenoſſe Hadloub, und die Handſchrift bezeichnet den bei einem Minneſinger auffallenden geiſtlichen Stand nicht, was ſie doch bei andern der Art thut. Der erſte Kraft kann es aber auch nicht ſein: für dieſe Zeit ſind Sprache und Versbau und die Poeſie überhaupt nicht gut genug. Die Gedanken haben wenig Eigenes, die Sprache verſtöſst ſchon mannigfach gegen die Regeln des ſtreng und claſſiſch Mittelhochdeutſchen, der Bau der Strophen und der Verſe zeigt ein Gemiſch

todt. Er ist es also ohne Widerspruch, welcher 1292 die Zürcher vor Winterthur führte und dort kaum sein Leben rettete, den 1297 Lütold von Regensberg in seinem Bund mit Zürich als seinen Oheim vorbehält (Graf Friedrich von Toggenburg der älter). Da nun dieser Graf Friedrich (wie die Identität der Siegel es beweist) seit 1270 ununterbrochen in unsern Gegenden erscheint, sicher zuletzt 1302, und zwar theilweise in Geschäften, die nahe Bekanntschaft mit den Localzuständen voraussetzen, wie ihn z. B. die Gräfinn von Rapperswyl zum Rechtsbeistand nimmt; da er ferner 1294, 1297, 1298, 1299 Graf Friedrich der ältere heifst: so ist es wohl gewifs, dafs der Friedrich, dessen Gattinn Ita von Homburg, das Jahrzeitbuch Fraumünster als relicta Friderici de Toggenburg junioris bezeichnet, nicht er, sondern sein Sohn ist. Dieser Sohn Friedrich IV., der junge, der 1303 als Zeuge zu Liestal erscheint, 1305 die ganze Hombergische Herrschaft, das Erbe seiner Frau, verkauft, kommt nun in unsern Gegenden einzig 1298 und 1299 gegenwärtig vor, was sich nur erklärt, wenn er anderswo seinen Sitz hatte, eine neue und unabhängige Bestätigung unserer Annahme. Dieser Friedrich IV. schenkt 1309 mit seinem Bruder Kraft den Kirchensatz Eschibach an Rüti, ist der Obmann zwischen Oestreich und Zürich, ebenfalls 1309, ist 1314 Oestreichischer Pfleger zu Grüningen, wendet sich 1314 an Schwyz um Befreiung seines Oheims von Regensberg, ist 1315 im September Bürge der Herzoge von Oestreich, aber Freund der Schwyzer, denen er den Frieden mit den Herzogen vermitteln will, aber nicht kann, und denen er am Morgarten den feindlichen Plan verräth. [9]) Wann er gestorben, wissen wir nicht genau; 1319 ist er todt, 1317 vermissen wir ihn, wo er, wenn lebend, erscheinen sollte. Fiel er am Morgarten?

Friedrichs IV. jüngerer Bruder ist der bekannte Kraft III., Chorherr zu Constanz, Probst zu Zürich und Inhaber mehrerer anderer geistlicher Pfründen, unserm Kloster seit 1298 ununterbrochen freundlich zugethan. In der Verwaltung der Güter seines Hauses erscheint er theils mit seinem Bruder und nach dessen Tod mit seinen Söhnen verbunden, theils aber auch selbständig.

Ueber diese Brudersöhne nun, Friedrichs IV. Kinder, haben die genauen Vergleichungen der Urkunden und besonders der Siegel folgendes sichere Resultat ergeben: Der erste Sohn ist Diethelm VIII., erwähnt seit 1319, vermählt mit Adelheid von Griesenberg, lebte zu Schwarzenberg, und stiftete sich selbst und seiner Gattinn 1336 zu Rüti Jahrzeit. Schon im folgenden Jahre fiel er zu Grynau im Kampf gegen Johann von Habsburg als Hauptmann der Zürcher. Aber eben so sehr verfocht er die eigenen Interessen; denn damals war Habsburg durch die 1309 und 1327 gemachten Eschibachischen Schenkungen aufs Neue an das alte Rapperswyler Erbe erinnert worden, um das sie schon vor hundert Jahren sich entzweit und aus dem sie Bollingen als Gottesgabe an Rüti vermacht hatten.

---

von Gleichgültigkeit gegen die Form und von mühsamer Künstelei; kurz alles ist hier so beschaffen wie bei dem Epigonengeschlecht, welches um die Mitte des XIII. Jahrhunderts für etwa ein Menschenalter aufkam. Da aber bei all dem die Gedichte doch immer noch besser sind als bei den Dichtern zu Ende des Jahrhunderts zur Zeit des dritten Kraft, so bleibt meinem Urtheil nach als einzig zulässig der zweite übrig, leider freilich der geschichtlich unbedeutendste und urkundlich am wenigsten genannte. Es ist aber auch gar nicht nöthig, dafs dieser sehr gewöhnliche Poet sonst irgendwie ein vielbedeutender und vielgenannter Mensch gewesen sei.«

[9]) Man kann gewifs nicht zweifelhaft sein, in einem Bericht über diese Schlacht dem Vitoduran gegenüber Tschudi Recht zu geben. Zudem zerfällt die Fabel vom Hünenberger in sich, da sich ein Heinrich von Hünenberg jener Zeit gar nicht findet aufser dem Pfarrer zu Arth. (Vgl. Stadlin, Burgen der Schweiz Bd. I. 394 und alle seitdem im Geschichtsfreund gedruckten Hünenberger Urkunden.)

Ein zweiter Sohn, Friedrich V., wurde dem geiftlichen Stande beftimmt. Diefem verfchrieb fchon 1315 der Abt von St. Gallen ein geiftliches Beneficium. 1319 ift er Chorherr zu Conftanz, 1321 Kirchherr zu Beroltswile; dann aber finden wir ihn feit 1323 — auf gleiche Weife wie bisher als Diethelms Bruder und Krafts Neffen bezeichnet und mit demfelben Siegel — im weltlichen Stande und mit Kunigunde von Vatz vermählt. Diefer Wechfel erklärt fich leicht. Auf den beiden Brüdern beruhte damals das ganze Haus: Diethelm war (und blieb) kinderlos; fo mufste für Fortpflanzung geforgt werden. So fcheint fich nun auch leicht auszugleichen, was Vitoduran von dem Grafen von Toggenburg erzählt, der mit fo grofser Tapferkeit Meersburg gegen Kaifer Ludwig vertheidigte »tunc temporis canonicus illius ecclesie existens« (S. 100 Ausg. v. Wyfs); S. 104 aber erwähnt er den Tod Donats von Vatz (1323): reliquit suo heredi seu successori comiti Friderico de Toggenburg *cujus supra mencionem habui* cui tunc noviter filiam suam desponsaverat — [10]). Das ift alfo der berühmte Graf Friedrich, der gewaltigfte Herr der Oftfchweiz, der das ganze Toggenburgifche Erbe nochmals vereinigte und nach allen Seiten erweiterte, während ihm feine Gemahlinn noch die Vatzifche Herrfchaft zubrachte, um deffen Freundfchaft fich die Oeftreicher fo angelegentlich bewarben, dem fie Erlenbach, die ganze Rapperswyler Erbfchaft zu Grynau und Tuggen verkaufen mufsten, den fie in ihren Rath für die vordern Länder und öfter zum Vermittler mit den Eidgenoffen und über alles noch zum Gläubiger hatten. Von ihm an ift die Stammfolge unbeftritten und die Uebertragung aller öftreichifchen Herrfchaften im Toggenburg bekannt.

Wir wollen nun die Zeugniffe für die Toggenburgifchen Grabftätten zu Rüti zufammenftellen.

1) Als die Stiftung von Efchibach an Rüti durch die Rapperswylifchen Erben 1327 angefochten wurde, fchickte Friedrich V. defshalb auf Bitte des Klofters an den Papft einen Brief, in dem, wie wir aus der Antwort von Avignon fehen, der Graf fagte, wie er und feine Vorfahren zu diefem Gotteshaufe befondere Vorliebe gehabt und ihr Erbbegräbnifs darin erwählt haben.

2) Schenkt 1396 Graf Donat den Kirchenfatz von Elfau »die ewig Mefs ze vollbringen, die fin Vater felig, Graf Fridrich von Toggenburg, ze dem nüen Altar in ihrer Capell ze Rüti, die gewicht ift in aller Heiligen Ere ze ftiften hat angfangen«.

3) Derfelbe ftiftet 1398 für feine Tochter Clementia Jahrzeit »zu einer ewigen Mefs zu dem nüwen Altar vor unferm Grab, der gewicht ift in aller Heiligen Ere, da unfre Vordern beftattet fyen in demfelben Gotzhus nach Lut und Sag der beiderfitigen Briefen hierumb«.

4) Friedrich VII. fchenkt Wangen 1407 an Rüti, »da ouch unfer Vordern begraben ruwent und ouch wir, ob Got will, des jungftlichen Tages meinen ze warten«.

---

[10]) Vitoduran würde alfo Friedrichs Titel nur noch in zu fpäter Zeit anführen. An den Probft und Chorherrn Kraft zu denken, verbietet neben allem andern fchon deffen Alter. Schon 1286 tritt er urkundlich auf. Bei diefer Combination der Friedriche ergiebt fich ficher, dafs die Anführung bei Puppikofer (Anzeiger 1855 S. 17) »Krafts, Friedrichs und Diethelms feiner Brüder 1319 und 1328« nur ein Verfehen fein kann, da oft genug »Kraft, — Friedrich und fin Bruder Diethelm« genannt werden. Ebenfo 1324: Krafto ppos. — Fridericus et Diethelmus fratres, Urk. Rüti. So ift uns nun keine Urkunde bekannt, die nicht völlig mit unferm Schema übereinftimmte, wohl aber find die abweichenden Citationen bei von Arx II. 41 nach den Urkunden, die wir theils im Original, theils in guten Regeften verglichen haben, hienach zu verbeffern. (Vgl. über Alles Kopp's Bemerkungen im II. Band feiner Gefchichtsblätter S. 117, mit welchen felbftändig übereinzuftimmen wir uns freuen.)

5) Anläfslich der Incorporation eben diefer beiden Kirchen werden 1426, alfo noch bei Lebzeiten des Grafen, folgende Nachrichten gerichtlich niedergelegt und befchworen:

a. Quod XIV domini comites — e quibus etiam Donatus comes de Toggenburg unus fuerit — tumulati sint in monasterio Rüti et in capella Toggenburg nuncupata.

b. XIV comites de Toggenburg in capella sepulture in qua duo sunt altaria tumulati et sepulti sunt. Ipsa capella situata est in introitu monasterii.

Es ift das fogenannte Vorzeichen, welches auch durch die Wappen an der Decke als die Toggenburgercapelle bezeichnet war. Wer find nun die vierzehn Grafen? Der letzte ift alfo Donat. Der erfte, der nach der Zeit in Betracht kommen kann, wäre Diethelm III., welcher zu Bubikon liegt. (S. deffen Grabmal auf Taf. II.) Diethelm IV. und deffen Sohn Diethelm V. find wohl zu Tobel begraben zu denken, welches der Vater ftiftete und wo der Sohn feine Grabftätte zu wählen urkundlich verfprach. Friedrich I. führte Abt Conrad nach St. Gallen in die Kirche. Von Diethelms V., des Brudermörders, Söhnen wird Berchtold ohne Zweifel ebenfalls zu St. Gallen, Rudolf zu Erlach, und Wilhelm zu Conftanz oder Bafel, in ihren Gotteshäufern liegen; ebenfo Kraft III. im Chorherrenftift zu Zürich. Endlich von Diethelm IX., des letzten, Friedrichs Vater, wiffen wir, dafs er zu Uznach begraben ift. Es bleiben fomit noch ohne beftimmte Bezeichnung Heinrich der Johanniterritter, dem ohne allen Zweifel der noch vorhandene Stein mit dem Wappen und dem Johanniterkreuze zugehört; des Brudermörders Söhne Diethelm VI., Kraft I. und Friedrich II., alle drei Wohlthäter von Rüti; Krafts Söhne, Diethelm VII., Kraft II., der Minnefinger, und Friedrich III., von denen Kraft früh wegftarb, die beiden andern aber zu den Wohlthätern des Klofters gehören. Gleicher Weife Friedrich IV. und fein Sohn Diethelm VIII., die auch ihre Jahrzeit dafelbft hatten. Es folgt Friedrich V., deffen durch das Vatzifche Wappen noch kenntlicher Grabftein erhalten ift, mit feinen Söhnen Georg, Friedrich VI., Kraft IV. und Donat. Ueber Donat haben wir das ausdrückliche Zeugnifs vernommen. Das find nun bis 1426 alle hiftorifch nachweisbaren Grafen, alle, wie wir fahen, in beftimmter Beziehung zu dem Klofter. Es find diefs aber genau XIV comites de Toggenburg, und wir haben wohl, bis über einen derfelben eine entgegenftehende Nachricht beigebracht wird, das Recht, diefe vierzehn in jenen urkundlich genannten vierzehn Grafen, die zu Rüti liegen, zu fehen, womit alfo die Grabftätten des ganzen Gefchlechtes beftimmt find.

Mittlerweile rückte auch dem letzten Grafen, Friedrich VII., fein Ende näher. Der Welt überdrüffig theilte er feinen Aufenthalt in den letzten Jahren zwifchen den Gräbern feiner Väter zu Rüti und zwifchen der Einfamkeit feines Schloffes Schattenburg bei Feldkirch. Hier war es, wo ihn am letzten Tage des April 1436 der Tod überrafchte. Fünf oder fechs Jahre ruhte hier fein Leichnam, als er nach Rüti in die Familiengruft geführt und nach alter Sitte mit Schild und Helm beigefetzt wurde. [11]) Vermuthlich rührte diefer lange Auffchub vom Bau der neuen Grabcapelle her, welche die

[11]) Das gleichzeitige Jahrzeitbuch von Pfäffers fagt: »1436 am Mayabend ift abgangen der wolgeborn Herr Herr Graff »Frydrich von Toggenburg der hinterft und letzt zu Feldkirch uff dem Schlofs, und nach fünf oder fechs Jahren wurd er »erft gen Rüti gefürt und lit da begraben bi andern Herren von Toggenburg.« (V. Arx II. 226.) Uebereinftimmend hiemit Tfchudi und Rothenfluh. Wenn dagegen Stumpf und Bullinger angeben, er fei zu Rüti felbft geftorben, fo werden fie durch zwei Urkunden, vom 25. März (Hergott) und noch vom 28. April (Miffiv an die Stadt St. Gallen, Samftag vor Jubilate), beide datiert aus Feldkirch, berichtigt. Uebrigens drückt fich Stumpf im Manufcript (I. 354) nur ungenau, und erft in der gedruckten Chronik (1606 p. 420 b und 732) unrichtig aus.

in diesen Jahren so sehr beschäftigte und in Anspruch genommene Gräfinn aufführen liefs, und welche erst 1442 geweiht wurde,[12]) also sechs Jahre nach des Grafen Tode. Sie errichtete nun auch in der Capelle ein prächtiges Grabmal, stiftete ihrem Herrn und sich selbst eine reiche ewige Messe,[13]) und erwählte sich neben Friedrich ihre Grabstätte. Hingegen wollte sie den Rest ihrer Tage zu Rapperswyl zubringen, daher sie schon 1437 dem Kloster alles überlassen hatte, was sich noch von den Zeiten ihrer Hofhaltung her dort befand.

Aber nicht lange sollte der Graf hier der Ruhe geniefsen. Im alten Zürichkrieg wandte sich die allgemeine Erbitterung gegen sein Andenken, und als daher im Brachmonat 1443 das siegreiche Heer der Eidgenossen sich über die Landschaft ergofs und gerade im Grüningeramt sich auflöste, so hatte Rüti alle Schrecken eines solchen Tages zu erfahren. Tschudi selbst berichtet darüber (II. 379): »Sie verbrannten desselben tages (18. brachmonat) am herabziehen etwa meng hus ze Wangen in dero von Rapperschwyl gerichten, si namend ouch alle gloggen us dem kloster ze Rüti, ouch schlofs und gehenke ab den türen und zerschlugend in dem münster daselbs die helm und schild der edellüten, dero vil da begraben lagend und etlich vor ziten ze Glarus umkommen und dahin begraben gefürt worden, sie namend ouch die panneren herab, so in demselben münster ob der alten grafen und herren gräberen hangetend, wie man denn die grofsen herren zuhenkt, so man die begrabt, und zerriffens, ze fätzen. Sie brachend ouch der grafen ze Toggenburg und Tierstein gräber, namend graf Waldrachs von Tierstein bein ufs dem grab und wurfend einander damit« u. s. w. Ebenso berichten Hemmerli (dialogus de nobilitate cap. 33 de Suitensibus, Reber S. 257), Steiners Chronik, und Anwyl, der Zeitgenosse, bei Bullinger (Tom. II. XI. cap. 8), der Tschudi berichtigt: jene Mifshandlungen seien an Friedrichs von Toggenburg Leichnam verübt worden.[14])

Wie lange das Kloster so verwüstet lag, wissen wir nicht. Der vorletzte Abt aber, Marcus Zimmermann, liefs es 1490—99 mit grofsen Kosten erneuern. Da wurde denn auch die alte Toggenburgercapelle neu ausgemalt mit den Wappen der Wohlthäter und der hier bestatteten Grafen. Der sorgfältige Joh. Heinrich Schinz hat alle diese Malereien noch gesehen und genau copiert (Stadtbibl. Msc. L. 48 und bei Dürsteler) und nach ihm Müller in den Alterthümern sie — in seiner Weise, aber doch nicht unbrauchbar — gestochen. Man sah die grofsen Wappenschilde von Alt- und Neu-Toggenburg, von Vatz und von Toggenburg-Vatz, und die Pannerträger von Toggenburg, Thierstein und Raron; ferner waren Tafeln aufgehängt, wo die Grafen (zwei Mal vierzehn) vor Christus im Purpurmantel knieten, jeder mit dem Wappenschild neben sich. Auch an der Eingangsthüre sah man diesen wieder. Das alles ist nun mit der Vorhalle verschwunden, als 1771 die ganze Kirche niedergerissen und um 40 Fufs verkürzt wurde; auch die Stelle der neuen Capelle kennt man nicht mehr. Hingegen sind noch die oben genannten Grabsteine erhalten, die man jetzt in der Kirchenmauer eingesenkt sieht. Endlich rühren wohl von Abt Marcus die hölzernen Wappenschilde her, welche, einst im Langhaus der

---

[12]) Consecravimus capellam in mon. R. per generosam dominam comitissam de T. de novo edificatam et altare ibidem situm.

[13]) Die Schenkungsurkunde von 1442, welche auch die Kleinodien aufzählt, die die neue Capelle erhielt, darunter einen Dorn von der Krone Christi, übergab die Aufsicht über diese Messe dem Stift Einsiedeln, woraus bei der Reformation langjährige, nur durch das Wohlwollen von Schwyz beigelegte Streitigkeiten erwuchsen.

[14]) Die ganze Litteratur über diese Vorgänge mit den Anschuldigungen der Zürcher und Vertheidigung der Schwyzer bei J. J. Hottinger (Kirchengesch. II. 408). Merkwürdig, dafs Edlibach und Stumpf, die Zürcher, ganz schweigen.

Kirche, dann auf der Stadtbibliothek, jetzt in unfrer Sammlung hangen (Taf. III.). Der erſte hat die Umſchrift: 1436 jar am mey abent ſtarb der wolgeboren friderich graf zu dogenburg der leſt her. Der zweite: der wolgeboren her graf waldraf von tierſtein lit hie begraben. Wir wiſſen nicht, ift es der bei Näfels gefallene oder der am 27. Februar 1427 beim Brand des Schloſſes Feldkirch, als er eine Tonne Pulver retten wollte, verunglückte. Der dritte: 1479 am lezſten tag höwmonat ſtarb der wolgeboren her peter von rar fryher der letſt hie begraben. Es ift diefs der Sohn des berühmten Guiscard Raron, ſeit ſeines Bruders Hildebrand Tode 1442 alleiniger Erbe der Grafſchaft Toggenburg, die er 1469 wieder verkaufte. Ueber den vierten (eigentlich erſten) ſiehe oben S. 49 Note 2.

Wenn wir nun fragen, warum die Toggenburger ſich ihre Grablege nicht bei den Johannitern zu Bubikon oder Tobel, oder bei den Benedictinern zu Fiſchingen oder St. Johann erwählten, welche Klöſter ſie geſtiftet hatten, ſondern bei den Prämonſtratenſern zu Rüti, in einem fremden Hauſe, — ſo iſt diefs eine jener Fragen, welche ſich durch allgemeine hiſtoriſche Combinationen unmöglich löſen laſſen, ſondern nur durch genaue Kenntniſs perſönlicher Motive, und dieſe fehlt uns hier gänzlich. Es mag aber dieſe Thatſache mit einer andern, nicht weniger befremdenden zuſammen hangen, daſs nämlich, ſo viel wir wiſſen, kein Regensberger zu Rüti liegt.[15]) Für dieſes Haus iſt das XIII. Jahrhundert die Geſchichte des Verfalls, der ſchon mit dem Sohn des Stifters beginnt. Deſſen Sohn Lütold bethätigte zwar auf jede Weiſe die Anhänglichkeit an das Kloſter; ausdrücklich machte er ſeine Stellung als Stifter geltend, aber durch ihn wurde Rüti in groſse Schulden geſtürzt. Einer ſeiner Söhne, Diethelm, muſste hier Mönch werden, nachdem durch ihn das Kloſter ebenfalls in Verluſt gekommen war.[16]) Die letzten Briefe werden (31. December 1297) in ſolchen Angelegenheiten ausgeſtellt. Aber die Prämonſtratenſer bewahrten ihren Stiftern, wie wir oben ſahen, ein freundliches und treues Andenken.

Doch ſagt Stumpf in ſeiner Chronik (Mscpt. S. 62 Nebenblatt): »Es ligen ouch zu Rüti begraben graven von Doggenburg, von Tierſtein und fryherren von Raron, von Regensberg, von Batzenberg und von Clingenberg, ouch ſonſt vil edellüt, als von Wagenberg, von Hunwyl, von Dürnten, Gielen, von Wartenſew.« Die gedruckte Chronik fügt noch bei: von Kempten, von Hofftetten, von Wolfensberg. — Rothenfluh (S. 498) ſagt: »Hans von

---

[15]) Einzig ſagt Hermann Kolomotz 1431, er wolle »hinter des Stifters Grab« beigeſetzt werden. Aber das iſt wohl des Stifters Kenotaphium. Oder iſt es des Stifters Sohn, Lütold V.? Lütold VI. ſoll im Auguſtinerchor zu Zürich liegen. Von andern Gliedern des Hauſes wiſſen wir gar nichts. An den Grabſtein in der Capelle Fahr hat ſich eine vielleicht hiſtoriſche Tradition geknüpft.

Stumpf ſagt noch von denen von Balp, den Verwandten der Regensberger: »aber zu Rüti im cloſter, da etliche diſes geſchlechts begraben ligen, hanget ir wapen obverzeichneter geſtalt, hat aber nur einen sternen, den obern« d. h. es iſt nicht das Wappen der Freiherrn von Balp, ſondern von St. Johann, groſser Wohlthäter des Kloſters — was wir von den Herrn von Balp nicht wiſſen. Und ſo wird die Nachricht der Grablege mit dem Wappen fallen.

[16]) Gewöhnlich nimmt man noch einen zweiten Sohn Johann an, der dann zu Rüti Abt geworden ſei. Aber dieſen hat kein Regensberger, ſondern nur eine falſche Lesart erzeugt. Die Urkunde, im Cartular abſchriftlich erhalten, hat unter dem Jahr 1286: praesentibus Joh. abbate Rütinensi fratre Diethelmi nobilis de Regensberg. Aber wer wird ſich denn ſo ausdrücken? Tſchudis Autographum der Chronik hat in ſeiner Copie dieſer Urkunde die einzig mögliche Lesart: fratre Diethelmo nobili.

Wilberg, vermählt mit Agnes von Landenberg, ſtarb a. 1329 und ward zu Rüti begraben in des gotzhus kilch, wie noch heut zu Rüti zu ſehen.« Endlich weiſen die Urkunden noch die von Hutwyl und die Kolomotze auf. Von dieſen Familien ſah man einſt und ſieht man zum Theil noch Grabſteine und Wappen. Müller hat ſie, ſowie den Plan der ganzen Kirche nach Schinzens Zeichnung, in ſeinen Schweizeriſchen Alterthümern in Kupfer geſtochen, auf welche wir hier verweiſen. Neuerdings wurden noch zwei Grabſteine aufgefunden, einer der Rambache von Rapperswyl und eines Cunradus de Schalchen.

Aber wichtiger iſt Rüti geworden als die Grabſtätte der bei Näfels gefallenen Edelleute. Wir führen die ſo überaus characteriſtiſche, wenn auch nicht unbekannte, Beſchreibung bei Tſchudi und Stumpf in der Note bei.[17]) Hier iſt noch zu betrachten, was für Denkmäler an den Adel ſich erhalten haben. Es ſind auffallend wenige, von Grabsteinen bloſs drei, und auch Schinz ſah nicht mehrere. Zuerſt das Grabmal des Hauptmanns von Klingenberg. In eine Seitenmauer war ein Spitzbogen eingelaſſen, unter dem zwei Steine über einander lagen, der obere durch drei Säulen auf dem untern ruhend. Auf dem obern ſieht man groſs das Klingenbergiſche und im Kleinen wieder dasſelbe und das Löwenſteiniſche, auf dem untern wieder das Klingenbergiſche und Löwenſteiniſche Wappen.

---

[17]) »Diſer Tagen wurbend der Adel und die Herren, denen die Ir vor anderthalb Jar zu Näfels erſchlagen warend, gar ernſtlich an die von Glarus, daſs ſi Inen verguntend ein Cloſter zu Näfels in die Wyden ze buwen, uff dem Platze, da die Iren, ſo allda erſchlagen, begraben warend worden, dasſelb Cloſter woltend ſi richlich begaben, und namlich ſo erbott ſich Abt Bilgri von Rüti, der von Geſchlecht einer von Wagenberg was, allein 12000 Gulden von Im. Alſo woltend die von Glarus das Inen nit vergunnen, dann ſie beſorgtend, ſo ein Cloſter dahin gebuwen wurd, ſo wurdent die Güter in Irem Land mithin daran gekouft und geeignet werden. Wie ſi nun in diſer Werbung nützit erlangen können, do batend ſi Inen ze vergunnen die Todten uſszegraben, und gen Rüti in das Cloſter ze füren, das bewiligten Inen die von Glarus. Alſo fur Abt Bilgri von Rüti mit vil Gräbren ſelbs hinuf gen Näfels, do jetz die Erſchlagnen 20. Monat in dem Erdrich gelegen warend, und an Sant Andres des zwölf Botten Abend diſs 1389. Jars lieſs Er Iro ein micheln Teil uſsgraben, und zeigt man ihm, in weliche Gruben man die Namhaftiſten zum Teil begraben hett, doch mocht mans nit eigentlich wüſſen, wo die Edlen ald die Unedlen lägend, oder in welch Grab ein und der ander kommen ward; Alſo ſtund der Abt ſelbs dabi, nam ouch ein Schuflen in die Hand, und half durchſuchen, und lieſs kein Beinli nit ligen, das Er recht finden kont, und achtet nit des böſen Geſchmacks und Geſtanks, ſo da war, dann die todten Cörper warend noch nit all verjeſen, Er was ouch nüchter untz zu Complet-Zit, bis es alles beſchach, und durchſucht dry Gruben, da fand er in einer 180. Lichnam, in der andern 196. in der dritten 203. Corpel, dieſelben 579 Lichnam furt Er mit Im hinab gen Rüti in ſin Cloſter ze begraben; und mocht nit wüſſen, ob es die rechten, dero Er begert hatt, oder nit, dann der Unluſt und der Schmack war ſo groſs, daſs man kein Grab wit ufthät, ouch warend vil in Waſſern ertrenkt und im Nachjagen erſchlagen, die man uf den Rietwiſen und anderwo begraben hatt. Der Adel und die Herrſchaft gabend groſs Gut an das Gottshuſs Rüti, damit man der Erſchlagnen Gedächtniſs järlich begiengi.« Tſchudi I. 561 f.

»An. do. 1389. auf S. Andreſen tag den 30. Nov. fur Abt Bilgeri, geboren von Wagenberg, hinauf gen Näfels ins land Glariſs auf die walſtatt, da im anderen jar darvor die ſchlacht geſchehen war, vnd grub vil der erſchlagnen todten aus (die doch ob eim jar vnd 6 monat vergraben waren gelegen) vnd lieſs die gen Rütti füren vnd daſelbſt beſtatten. Da war ein groſser geſtank vnd jämmerlicher anblick: darab doch dem guten vater nit graſuet, dann ſie brachten auch mit ihnen ihr preſenz. Fürnemlich ward da aufsgraben Herr Hans von Clingenberg Hauptmann vnd etlich mehr vom Adel. Es war aber zweifelig, ob er in ſo groſser anzal der begrabnen eben die rechten ſeines gefallens gefunden hette oder nit, u. ſ. w.« Stumpf, Bl. 474.

Man liest noch:

hic est sepultus dns Johannes de Kligebg miles occis. ī Clarona anno dni mccclxxxviii nona die aprilis.

Auf dem Gewölbe aber las man: Hans von Klingeberg ritter un ju(n)cher. Hans von Sunthusen. Hans Schoch, Hainrich genannt.

Wir haben also hier das Denkmal des Oestreichischen Befehlshabers (vielleicht auch seiner Gattinn) und seiner zwei Diener, denn Tschudi führt Hans von Sunthusen als solchen auf.

Das zweite Denkmal erinnert an den Oestreichischen Vogt zu Schaffhausen:

hic sepultus est dns Heinricus de Randeg miles occis. in Clarona anno dni mccclxxxviii nona die aprilis

mit dem Wappen. Es muss nun zunächst auffallen, dass sich vom Denkmal Ritters Hans von Wagenberg keine Spur erhalten hat, um dessentwillen zunächst Abt Bilgeri von Wagenberg, sein Bruder, die Näfelserfahrt unternommen hatte. Eine weitere Erinnerung an die Gefallenen glaubte man in der Vorhalle theils in den Wappen, theils in der Gruft zu sehen; allein die Gruft war bei Weitem zu klein für 579 Leichen, und die Wappen passen — wie das Verzeichniss bei Tschudi zeigt — gar nicht zu den Gefallenen. Am unwahrscheinlichsten aber ist es, dass die Toggenburger ihr Familienbegräbniss für so viele neue Ankömmlinge sollten hergegeben haben; es ist vielmehr ihre Gruft, und in derselben die Wappen von dreissig andern Wohlthäterfamilien nach ihrem Erlöschen gemalt.

Wie die Monumente, so sind auch die Urkunden sehr arm an Erinnerungen an diese Geschichte. Es war eben eine unangenehme, an die man sich nicht gerne erinnerte und erinnern liess. Aber hieher gehört die Urkunde, die Hergott III. 699 als unterm 5. December 1359 anführt, in welcher die Erzherzoge Rudolf Albert Friedrich und Lüpold von Oestreich dem Kloster »ex innata clementia »intuentes compassionis oculo gravia dispendia et vastationes multiplices illatas religiosis nostris »abbati etc. per Thuricenses, Switenses et suos complices in gwerris et litibus quos novissime gessimus »contra ipsos«, auch weil das Gotteshaus so sehr arm sei, den Kirchensatz Dürnten schenken. Aber 1359 lebte Erzherzog Rudolf längst nicht mehr. Einige andere Anstösse sind nicht durchschlagend; aber so viel ist sicher, dass Hergott das LXXXIX in LIX emendierte. Die Urkunde mag die Bestätigung einer merklichen Schenkung sein, aber sie muss nach diesem Verstoss allein schon unächt sein. Sie ist nur im Cartular, in Pergament nicht vorhanden. [18])

Ehrlicher spricht sich Ritter Hans von Klingenberg, Herr zu Twiel, aus. Er stiftet seinem Vater Jahrzeit, »der leider ze Glaris verluhr mit andern Rittern, Herren und Knechten und der nun zu Rüti im Kloster vergraben ist«. Clausen Walpersberg von Rapperswyl stiftet seine Wittwe und Hn. Ital Löwen von Schaffhausen sein Sohn Peter das Gedächtniss. Da indess letztere Nachricht erst 1399 nachträglich verbrieft wurde, so werden wohl die meisten bloss mündlich verabredet worden sein. Aber immerhin ist diess Schweigen etwas auffallend. [19])

---

[18]) Wir wollen bei diesem Anlass noch einen Fehler im Datum bei Hergott verbessern. Er führt III. 544 die Verkaufsurkunde der Gräfinn Elisabeth von Homburg-Rapperswyl auf unterm 9. Herbstmonat 1290. Es ist aber zu lesen nach dem Original unsers Archives 1294. Nun ist es auch begreiflich, wie derjenige Graf Werner als gegenwärtig erwähnt werden kann, der 1290 erst sechsjährig gewesen wäre.

[19]) Tschudi berichtet, dass schon nach der Schlacht bei Morgarten viele Leichname nach Rüti geführt worden seien. Alle Daten zur Controllierung dieser Notiz fehlen.

Im Uebrigen bietet die Geſchichte des Kloſters Weniges von allgemeinerm Intereſſe. Die Reformation der Zürcheriſchen Kirche fand hier einen Widerſtand, der für die Kulturgeſchichte die wichtigſten Zeugniſſe aufweist. Wir erwähnen hier nur, daſs der letzte Abt, Felix Klauſer von Zürich, 1525 nach Rapperswyl entfloh und einen Theil des Kirchenſchatzes mit ſich nehmen konnte, [20]) daſs bald darauf das Kloſter aufgehoben und zur Verwaltung ſeiner Güter ein Amtmann hingeſetzt wurde. Die Conventualen erlernten zum Theil Handwerke, andere empfingen durch Zwinglis Fürſorge Unterricht deren einigen dann Pfarrpfründen übergeben wurden. Nur drei blieben im Kloſter, wo ſie aber ein wenig geiſtliches Leben führten. Abt Felix ſtarb ſchon am 22. März 1529.

Zum Schluſs wollen wir noch die Geſchlechter aufzählen, über die unſer Archiv wichtige Familiennachrichten enthält. Es ſind auſser den Toggenburgern und Regensbergern die Rapperswyler, die Freiherren von Bonſtetten auf Uſter, die Batzenberger, die Herren von Kempten, die Hohen-Landenberge zu Greifenſee, die Breiten-Landenberge zu Wetzikon, die Hünwyle auf Greifenberg. Auſserdem erſcheint faſt der geſammte Adel der Umgegend ſchenkend, zeugend und verkaufend in unſerm Archiv, deſſen Erhaltung wir dem Patriotismus Tſchudis verdanken; denn als es mit andern Koſtbarkeiten ſchon nach Deutſchland (in die Minder Au) geflüchtet und nur unter eidlicher Verſicherung der Rückgabe den Katholiken in der Schweiz wieder anvertraut worden, war es Tſchudi, der als Schiedmann deſſen Rückgabe an die Eidgenoſſen und ſeine Aufbewahrung zu Baden durchſetzte. Wann die Urkunden von hier wieder nach Rüti gekommen, wiſſen wir nicht; aber das Cartularium, das ſo viele ſchätzbare Ergänzungen zu denſelben enthält, war noch in Baden, als es der gelehrte Hergott benutzte. Auch dieſer Band wanderte (wohl nach dem Zwölferkrieg) in aller Stille nach Zürich in das Staatsarchiv.

Beilage A.

Wir Ulrich probſt und der convent des huſes unſer frowen ze Rúti haben mit gottes helf geledegot von den hocherbornen und edelen graven — von Toggenburg die lúte und das dorf, das genemmt iſt Verrich mit aller rechtung und vogtei, ſo dieſelben herren von Toggenburg daran hatten umb achtzig march ſilbers und hant dieſelben lúte de Verrich mit gemeinem gunſt und willen frilich geben unſerm gotzhus ze Rúti dem vorgenanten alle ir ligenden gueter, akker, wiſen, welde, holtzer, berge und tal und veld ze rechtem eigen. Und hant ſú ſich und ir nachkomen verbunden mit geſwornen eiden das alſus ſtete ze habenn und ungekrenket und haben wir ir guten willen widerleit das wir dú vorgenanten gueter wider verlihen haben ze rechtem erblehen inen und iren nachkomen, die fri ſint als ouch ſú ſint, und in dem vorgenanten dorfe ze Verrich geſeſſen ſint mit dem gedingen das ſú jerlich an ſant Andres tag des zwelfbotten únſerm gotzhus ze rechtem zinſe geben ſúln von denſelben guetern ſechs pfunt pfenning Züricher müntze. Wenne ouch dú ſechs pfunt gewert ſint ſo ſint ſú dann fri von aller anderr ſtúre, wan das ſú fúr nns oder fúr unſer amtlúte ze gericht ſúln ſtan, ſo man ſin bedarf. Und haben wir diſú nachgeſchribenn ſtuk geſetzet ze behalten úns und den vorgeſchribenn lúten ze

---

[20]) Die dort noch vorhandene Inful und ein Crucifix ſind von künſtleriſcher Bedeutung: wir haben ſie daher Taf. I. und II. in getreuer Zeichnung wiedergegeben.

merem fride und einhellung. Fri lúte, die ze Verrich geſeſſen ſint, enſúln noch enmugen niemer dur enkein ſachch ſwie dú iſt von unſerm gotzhus empfroemdet werden weder mit verköffene noch mit verſetzenn noch enmugens ouch niemanne verlechennen noch únſer richtung iemann anders geben noch empfelhen. Den ſchaden den ſú von únſeren wegen lident, alſo das wir es verdienot haben, ſúlen wir in ablegen. Iſt aber dú ſachch gemein ſo ſúln wir ouch den ſchaden gemeinlich tragen. Sú enſúln nit zer e komen mit ir ungnoſſen wan mit únſers gotzhus lúten. Die aber das nit haltent der kint ſúne und tochtren ſúln nit ze erb gan an ir vatter und muoter erb und die nechſten erben dú fri ſint ſúln es erben. hant aber ſú nit erben, ſo iſt das guot an unſer gotzhus gevallen. Swer ouch under inen ſuní gueter allú alder ein teil verkouffen wil dú ſol der nechſte frúnd von ſibſchaft des erſten kouffen. were aber das ſú die frúnde nit kouffen woelten alder enmoechten ſo ſol ſú unſer gotzhus kouffen und nieman froembder der in dem dorf nút geſeſſen iſt. Iſt das ir dekeinr von armuot oder von dekeinen anderen ſachchen von den guetern dú ſin erb von únſerm gotzhus ſint anderswo hingat und dú gueter lat ungebuwen ligen das dane únſer gotzhus dekeinen breſten hab an ſinen ziſen, ſo ſúln wir verſehen das ſú gebuwen werden und ſúln die die dú gueter buwent úns únſer zinſe davon geben und ſúln im das ander behalten mit etlicher gezúge wiſſen. Swenne vatter und muoter abgeſtorben ſint, ſo mugen ir kint an ir erb gan und endurfen úns darumb nit ſuochen. Und die fri ſint die gebent enkein val. Die aber nit kinde laſſent, der gueter ſúln die nechſten frúnde von ſipſchaft erben nach der rechtung des dorfes. Hant ſú aber nit ſoelicher frúnde, ſo ſol es únſer gotzhus erben alſo das mans dem rechten erben vergeben one erſchatz lihen ſol. Wolte man es aber in nút lihen, ſo enerbent ſú es doch nit deſter minr. Weli ouch ze Verrich ſeshaft ſint die ſúln noch enmugen niemer umb enkein ſachch enkein herren úber ſich nemen noch erkieſen, wan úns und únſer gotzhus. Noch enſol nieman umb enkein ligent guot an dem gerichte erteilen wan frien alder unſers gotzhus lúte. Wir ſúlen inen mit guoten trúwen ouch behaben, was da vorverſchriben iſt, noch enmúgen ſú noch ſúln von iren ligenden guetern enkeim gotzhus wan únſerm dekein ſelgerêt ſetzen. Noch enmúgen ir gueter in keiner wiſe ane úns verwechſelon noch verwandlon. Sweler ſinen zins an ſant Andres tag des zwelfbotten nit enweret, der ſol in mornendes richten mit buoſse drier ſchilling derſelben pfenning, die buoſse gibet er ſiben tag nach enander teglich die wile er den zins nút geweret hat. Diſú rechtung wart alſus geſetzet, do man zalte von gottes gebúrte tuſeng und zweihundert und acht und driſig jar.

Dieſe Urkunde iſt im Original lateiniſch abgefaſst (Staatsarchiv Amt Rüti No. 9). Die deutſche Ueberſetzung aber ſchein nicht ſehr viel jünger.

Beilage B.

In gotef namen amen. Wir Friderich der grav(e) von Toggenburch unn Diethalm ſines broder ſelgen ſun graven Kraftes kunde(n all)en die nu ſint alder (noch) ſont werden (geporen) die diſen brief horrent leſen. Ds wir umbe alles ds guot ſo an diſem briefe ge(ſcriben iſt einan der?) bunden villenclich unn unbetwegenlich (ds) wir ſaze hetten (ze) ſune (das?) unf darunne ſchiden Will von Toggenburch grav(en Frid)eriches des vorgenanten bruder unn unſer öhain her Ulrich von Regenſpurch. Die ſchiden unf alſe hie geſcriben iſt mit (unſerm) willen. Bi dem erſten ſo vergehen vir (ds uns die) ſchaitluute die davor genemmet ſint alſo ſchiedemann unn vergehen bede an diſen (brieve) ds ich friderich (gibe) unn han villeclich gegen Diethalm minem veteren die burch ze haitenowe unn vergihe

ds ich der ſin (wer ſin ſol an) allen ſtetten, da er ſie bedarf. — Dazuo han ich im gegen ſuben marche geltef bi der burch unn ſwa ich im ds gelt bi der burch (nüt) verrichten mag, ſo ſol ich ims verrichten anderſwa alſe mich herrn Cuonrat von Munchwille her hainrich von Wilden (rain unn Cuon)rat der Mocheler haiſent. Ich gip auch der kilchen ſaz ze Merwiler unn ze Tuffenbrunnen. Ich gip auch alle die lute. die underunt dem gunzenbach ſizzen ſo geburliute (ſind unn) die ſin bruoder Friderich mir gab. Davider vergih ich Diethalm ds ich Fridrich mi(nem veter)en der da vor genemmet iſt han gegen Toggenburch, Rudenberch unn Liechtenſteige mit allem rehte mit aller ehafti an min ... n lehen unn min edelen liute. Iich gip ouch allef ds guot unn alle die liute die oberunt dem gunzenbach ſizzent unn der kirchen (ſaz z)e Magolſperc, Liutinſpurch unn ze Uzenach. Def guotef ſol ouch ich ſin wer ſin allen ſteten, da er ſin bedarf. Unn ſol im m ..... genne mitlehenne unn mit andrem dinge tuon ſwes er dazuo bedarf. Swa ouch Wilhelm von Toggenburch minef Friderich ..... es Dieth. muoter des guotes alde der liute ſwenne ſiuo beidiu alde einweders ſich davon tuot alda lebende ſchaidet ds ſon vir gemainlich tailen. Ich Diethelm vergih ouch wil ich die burch zu haitenowe verkoufen ds ich die ſol Friderich minem veter (als) vor geſcriben iſt unn genemmet geben ume (ſech?) zech marche lotingef ſilberf nach Coſtenzer gelothe. Die ſiben marche geltef die mir min veterre gab zuo der burch ze haitenowe unn die liute vil ich verkoufen die ſol ich gen im alſo nach der von Wildenrain ..... haiſent ds diſe ſtete belibet da ver(zichen) wir unſ beide allef ſchirmef aller .... aller clage an gaiſlichem unn an welchtlichem gerihte unn ouch aller der brieve von Rome unn Magenze von Koſtenz von kaiſern von kunge alde ſwannen wir ſi erw (erben mochten?) unn aller geſezete geſcribenſ rehtef. ge ..... alder kunfteger geſezede diu nu geſchehen iſt alde geſchehen ſol von gaiſlichem alde weltlichem gerihte von ſtaten alde ſvannen es geſchehen mohte mit den alde dem die da vorgef(ait iſt) an allem alde unn kainem ſinem taile wider .... mohte verden. Dazuo han vir geſvoren beide villecliche uffenden hailigen ds vir ſtete ſon ſws hie vorgefriben iſt. Unn ſwedere dem andern .... tuot ds dem andern ſchade wäre ..... an diſem brieve ds er iſt mainaide elos unn rehtelos unn binden unſ ds unſer herre der ze Koſtenze ze ainem biſchoffe iſt gevelt unn ſin nachkome ob er eniſt an allen fürzoch an alle fürladunge ze hanne ſol tuon ſvenne es d..... an dem ds da vorgeſcriben iſt an ainem taile alde gar zerbrochen wirt. Swer ouch der ziuge die hie nach geſcriben ſint nit ain vol fri man iſt da ziehen wir unſ an diſem dinge von unſerm rehte unn geben in ds rech ds ſi ..... aber uns mugen ſin geziuge. Die geziuge die har an waren ds iſt Willehelm von Toggenburch der vorge(nemm)te her Ulrich von Regenſperch unſer öhaim her Eberhart der Truchſaze von Michelnſe her ..... der alte von Stainimure her hainrich von Wildenrain her Cuonrat von Munechwiler Scurit von dem ror arnold von wildenrain der Stelſeze von warte hainrich Volchi von Koſtenze herman von Hadelichen unn Cuonrat ..... ds diſ ſtete belibe ds hie vorgeſcriben iſt ſo .... rben wir ds unſer herre der gn . biſchoffe ze koſtenz iſt ervelt unſer öhain von Regenſperch Willeheln von Tockenburc der Truchſeze von Michelnſe die vor(genemmt)en ir unn ouch wir unſer .... an diſen brief täten unn hiengen. Diſ geſchach ze Coſtenze da von gotef geburte waren tuſent zwaihundert ſubenzec und fnenf jar an dem zinſtage vor dem balme tage.

Aus der Sammlung der antiquariſchen Geſellſchaft (C 148). Das Pergament iſt am Rand mangelhaft, daher die häufigen Lücken und Conjecturen, auch ſonſt halb erloſchen und theilweiſe wieder überſchrieben. Keine Siegel mehr.

A.

Vatz, Stifter von Churwalden.
um 1160/1167.

- **Vatz**
  - Mechtild
    1) Rudolf von Rapperswyl
    Erſter Graf des Namens
    † 1262.
    2) Graf Hugo von Werdenberg.
- **Walther**
  Abt von Diſentis
  1180—1203.
  Biſchof von Gurk
  1203.
- **N. Tochter**
  1) Lütold von Regensberg
  2) N. (Truchsess v. Waldburg?)
  - **Lütold von Regensberg**
    Stifter von Rüti
    † 1218.
    Gem. N. von Kyburg.
    - **Lütold von Regensberg**
      Mitſtifter von Rüti
      † vor 1250.
      Gem. Bertha von Neuenburg
      (Schweſter der Gräfinn Gertrud von Toggenburg).
      - Haus Regensberg.
  - **Eberhard**
    Erzbiſchof von Salzburg
    1200—1246.
    Mitſtifter von Rüti.

Rapperswyl.

- **Rudolf**
  Vogt von Rapperswyl
  † 1192/1200.
  - **Rudolf von Rapperswyl**
    Erſter Graf des Namens.
    1233.
    Wohlthäter von Rüti
    † 1262 (Juli 27.).
    Gem. Mechtild von Vatz.
    - **Rudolf**
      posthumus
      Letzter des Stammes
      † 1283 (Jan. 15.).
- **Gutta**
  Gem. Graf Diethelms I.
  von Toggenburg.

Toggenburg.

- **Diethelm (IV.)**
  Freier von Toggenburg.
  Erſter Graf des Namens, nach 1205.
  Stifter von Tobel.
  † um 1230.
  Gutta von Rapperswyl.
  - **Diethelm (V.)**
    Graf von Toggenburg
    (der Brudermörder)
    Wohlthäter von Rüti
    † nach 1236.
    Gem. Gertrud von Neuenburg
    (Schweſter der Freiinn Bertha von Regensberg).
    - Haus Toggenburg.
  - **Friedrich**
    Ermordet vom Bruder
    1226.
    Gem. N. von Montfort.
    Ohne Nachkommen.

B.

Diethelm III.
Graf von Toggenburg, † 1207.
Stifter des Johanniterhauſes Bubikon, liegt zu Bubikon.

Diethelm IV.
† nach 1229.
Stifter des Johanniterhauſes Tobel.

Friedrich I. 1214.
† 1226.
Liegt zu St. Gallen.
?

Heinrich
Meiſter des Johanniterordens
1256—1268.
Commentur zu Bubikon.

Diethelm V. 1214.
verſpricht zu Tobel ſein Begräbniſs zu nehmen,
cediert Bullingen an Rüti, † nach 1236.
Gertrud von Neuenburg
† 1260, liegt zu Bubikon.

Diethelm VI. 1228.
† 1249.
Wohlthäter von Rüti.

Kraft I. 1228. 1249.
1254 todt.
Wohlthäter von Rüti.
Eliſabeth von Buſsnang 1276.

Berchtold 1228. 1249.
Probſt in St. Gallen.

Rudolf 1228. 1249.
Abt in Erlach
1255.

Friedrich II. 1249.
Wohlthäter von Rüti
bis 1282 oder 1287?

Wilhelm 1255.
Domherr zu Baſel 1264. 1275.
zu Conſtanz 1275.
Wohlthäter von Rüti.

Diethelm VII. 1261. 1282.
Wohlthäter von Rüti.

Kraft II. 1261. 1265.
1266 todt.
Minneſinger.

Friedrich III. 1261.
1309 todt.
Schenkt Tüfenbrunnen an Rüti,
hat zu Rüti Jahrzeit.

Friedrich IV. 1294—1315.
1319 todt.
Wohlthäter von Rüti.
Ita von Homberg
1303. 1305.
Schenken 1309 Eſchibach an Rüti.

Kraft III. 1286.
† 1339.
Wohlthäter von Rüti
Probſt zu Zürich
und Chorherr zu Conſtanz.

Diethelm VIII.
† 1337 zu Grynau
Wohlthäter von Rüti.
Stiftet ſich mit ſeiner Gattinn
Adelheid von Grieſsenberg
1336 zu Rüti Jahrzeit.

Friedrich V.
† 1369.
Bis um 1323 Conſtanziſcher Chorherr,
Wohlthäter von Rüti,
baut daſelbſt einen neuen Altar in der Toggenburger Capelle
und beginnt ewige Meſſe zu ſtiften.
Kunigunde von Vatz 1323.
Beide liegen zu Rüti.

Georg
† 1360.
Liegt zu Rüti.

Friedrich VI.
† jung.

Kraft IV.
† 1368 zu Bern.

Diethelm IX.
† 1385
Liegt zu Uznach.

Donat
† 1400. Liegt zu Rüti.
Schenkt Elſau an Rüti 1396 und
ſtiftet damit Jahrzeit ſeiner Tochter

Margareta.
Ulrich von Räzüns.

Ita
1399 todt.
Gem. Eberhard von Werdenberg,
hat zu Rüti Jahrzeit.

Ita.
Bernhard von Thierſtein.

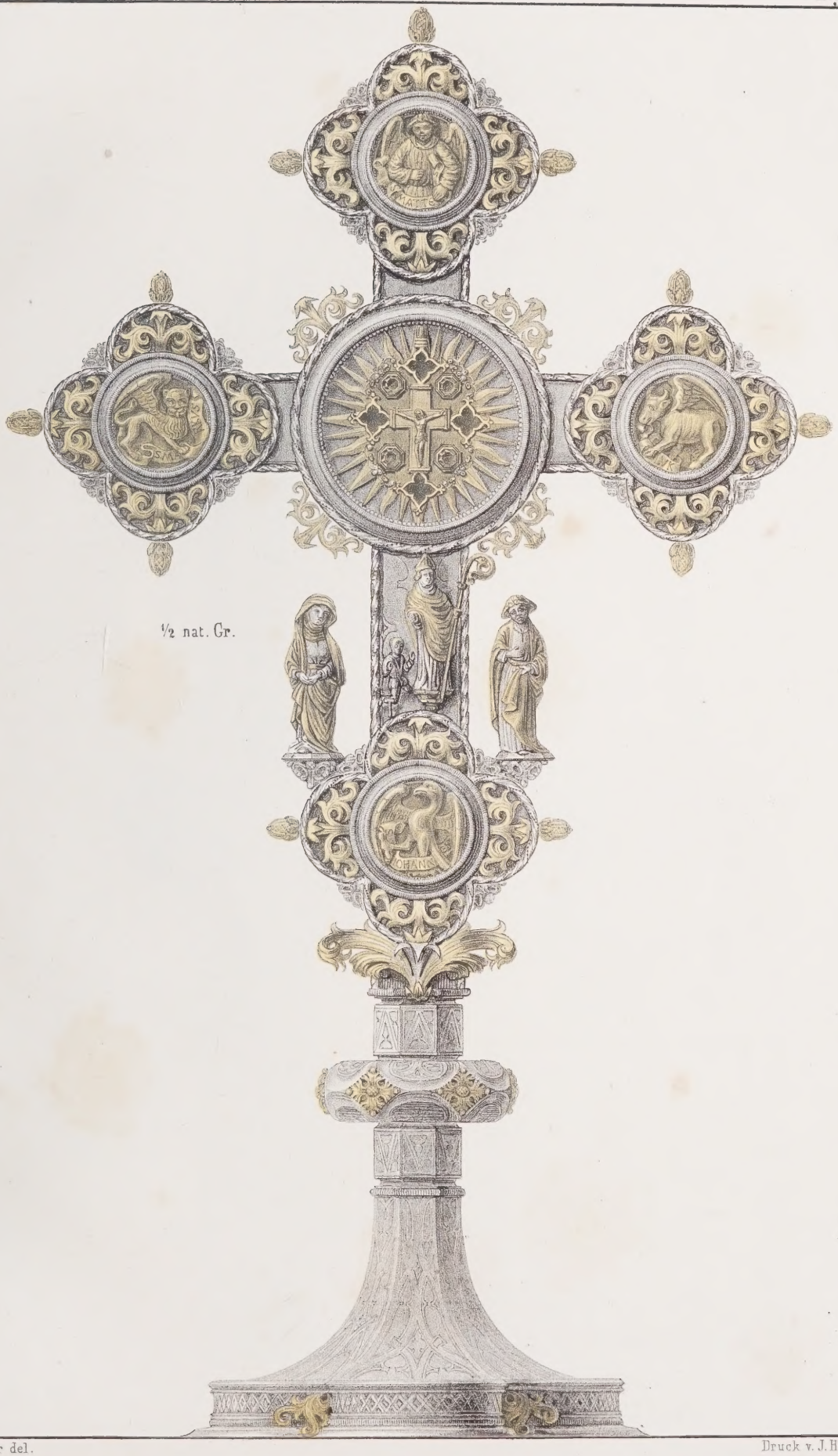
Friedrich VII.
Schenkt Wangen an Rüti
und ſtiftet damit eine ewige Jahrzeit.
† 1436 zu Veldkirch.
Um 1440 zu Rüti begraben.
Eliſabeth von Mätſch
baut zu Rüti eine neue Toggenburger-Capelle
und ſtiftet ewige Meſſe 1439.
Will zu Rüti begraben ſein.

Clementia.

Margareta von Räzüns.
1) von Mätſch.
2) Guiscard. von Raron.

Walraf von Thierſtein
† 1427. Liegt zu Rüti.

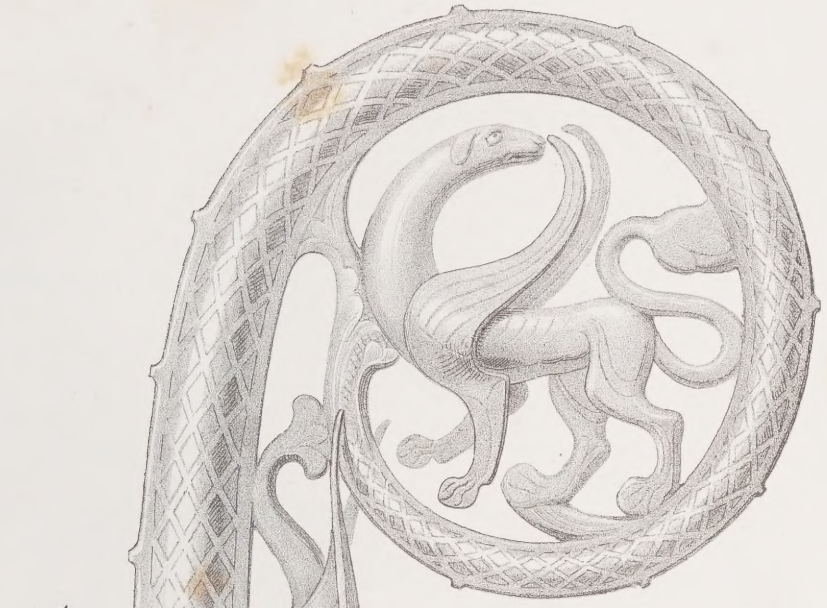
Petermann von Raron.
Liegt zu Rüti.



½ nat. Gr.

A. Gräter del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.



1

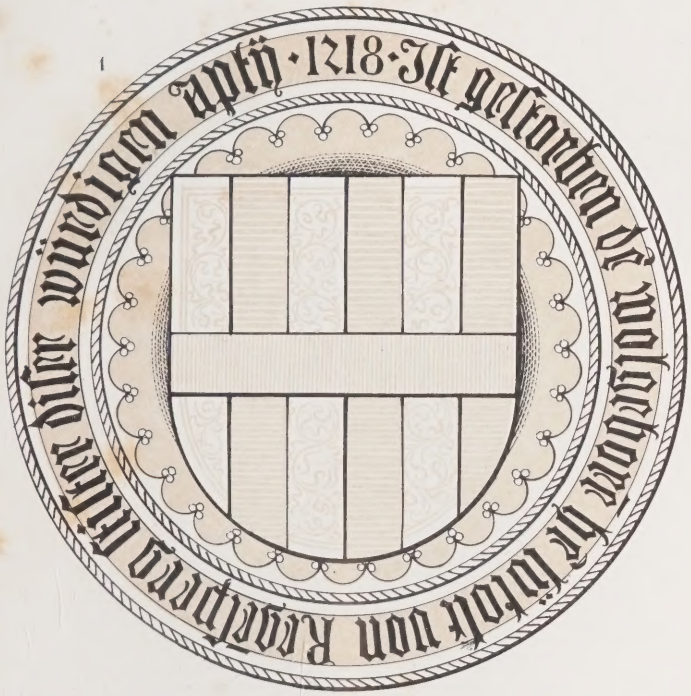
½ nat. Gr.

2

A. Gräter del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

1



2

1/10 nat. Gr.

3

4

A. Gräter del.

Druck v. J. Hofer, Zürich

RECHERCHES

SUR LES

ANTIQUITÉS D'YVERDON.

PAR

L. ROCHAT,

Instituteur au collège de cette ville.

Zürich.

In Commission bei S. Höhr.

Druck von David Bürkli.

1862.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Band XIV. Heft 3.

RECHERCHES SUR LES ANTIQUITÉS D'YVERDON.

A l'extrémité Sud-Ouest du lac de Neuchatel, entre l'embouchure du Buron et celle de la Thièle, se trouve Yverdon, assis au milieu d'une plaine littorale qui sépare le lac des marais de l'Orbe.

La position de cette petite ville explique la prospérité actuelle de son commerce. La plaine littorale, toujours au-dessus des plus hautes eaux, est comme un trait d'union entre les parties du territoire qui sont séparées par le lac de Neuchatel et les marécages de l'Orbe; c'est là que l'industriel du Jura rencontre le riche paysan du Gros de Vaud dont il achète le blé et les fruits. C'est là aussi que se trouve l'entrepôt naturel des produits qui s'échangent entre le Pays de Vaud et la Suisse allemande, car la Thièle forme un bon port naturel, les relations sont faciles avec les rives des lacs de Neuchatel, de Bienne et de Morat et les grandes barques chargées peuvent même, par la Thièle et l'Aar, arriver à Soleure.

La situation d'Yverdon rend aussi compte du rôle qu'elle a joué autrefois comme forteresse, car, à l'avantage d'être placée sur d'importantes voies de communication, cette ville joint celui d'être protégée par le lac, le marais et la Thièle, remparts naturels qui en ont fait pendant longtemps la place la plus forte de la contrée. [1])

Ce n'est pas sur l'emplacement d'Yverdon que l'on a trouvé les restes antiques dont il est question dans cette notice. La ville actuelle est peu ancienne, le sol même qui la porte est de formation assez récente. La plaine littorale est un atterrissement qui a commencé par n'être qu'un cordon littoral, puis qui peu à peu s'est élargie et continue encore à s'accroître aujourd'hui. La distance d'Yverdon au lac, qui, d'après les plans de 1737, [2]) était de 370 mètres, a été trouvée de 500 mètres en 1837. [3]) Elle se serait donc augmentée de 130 mètres en cent ans. [4]) Sans doute il ne faut considérer ces mesures que comme des approximations; car les arpenteurs ne font figurer sur les plans d'une plage que les terrains productifs et ils en fixent la limite un peu arbitrairement; de plus la marche de l'atterrissement a pu être modifiée par diverses circonstances, ainsi p. ex. plusieurs cours d'eau ont été digués ou redressés, ils ne peuvent plus se répandre sur les marais, leur courant

---

[1]) Ajoutons que malgré le voisinage du marais, l'air d'Yverdon est très-sain, les fièvres intermittentes y sont inconnues, parce que la plaine de l'Orbe est largement ouverte à ses deux extrémités, que l'air circule facilement et que de nombreux canaux de desséchement empêchent les eaux de croupir dans les bas fonds. En 1860 la population d'Yverdon était de 5029 personnes. Sur ce nombre on en comptait 157 âgées de plus de 70 ans et 39 qui avaient dépassé leur quatre-vingtième année.

[2]) La ligne a a a désigne (Pl. I. fig. 2) la rivre du lac en 1737.

[3]) Communication de Mr. Duvoisin commissaire arpenteur.

[4]) Ces chiffres ne sont vrais que pour la partie de la plaine littorale comprise entre le Buron et la Thièle.

est plus rapide et il est à croire qu'il y a eu augmentation dans la quantité de limon entraînée au lac puis plus tard rejetée sur la rive par les vagues; mais en n'admettant que 80 mètres comme accroissement séculaire moyen avant 1737, il en résulterait que le lac devait arriver bien près des remparts [1]) de la ville lorsqu'ils furent élevés au commencement du quinzième siècle [2]) et qu'il ne se serait pas écoulé un millier d'années depuis que le sol de l'Yverdon moderne est sorti des eaux et a pu être habité. La circonstance que jusqu'à présent on n'y a trouvé aucune antiquité que l'on puisse avec quelque certitude considérer comme antérieure à la seconde moitié du moyen âge vient à l'appui de cette dernière assertion.

Mais plus au midi à environ 900 mètres de la rive du lac a existé un Yverdon plus ancien qui d'après le calcul ci-dessus pouvait être encore baigné par le lac au Ve et peut être même au VIe siècle de notre ère. Les ruines de cette ancienne cité s'étendent parallèlement à la ville actuelle entre la Thièle et le nouveau Buron [3]) sur une bande de terrain large de 100 à 150 mètres qui forme le bord de la plaine littorale du côté du marais, et où l'on distingue du couchant au levant les localités suivantes: *l'Isle* entre la Thièle et le canal des moulins (Plan lettre A), les *Jordils* (B) des moulins à l'ancien Buron, le *Cimetière* (C) et le *Pré de la Cure* (D) entre l'ancien Buron et le nouveau. Des restes de constructions antiques ont aussi été découverts *aux Bains* (E) à cinq minutes au Sud-Est de la ville.

Dans les pages qui vont suivre on essaiera de faire connaître les antiquités trouvées dans les lieux qui viennent d'être cités ainsi que quelques unes de celles qui ont été recueillies dans les villages peu éloignés d'Yverdon. La première partie de la notice sera consacrée aux antiquités romaines, la seconde à celles qui datent des premiers temps du moyen âge.

ANTIQUITÉS ROMAINES.

Le Castrum.

Celui qui se promène autour du cimetière actuel d'Yverdon (plan lettre C) ne tarde pas à apercevoir les restes d'anciens murs très-épais, rasés presqu'au niveau du sol; ce sont les derniers vestiges de la forteresse romaine, du *Castrum Ebrodunense*. Au commencement de notre siècle, ces restes étaient beaucoup plus considérables; les murs étaient plus longs et celui du côté du midi avait encore quatre mètres de haut. Chacun reconnaissait facilement dans ces vieilles murailles les restes d'une vaste enceinte presque carrée. A l'angle Sud-Ouest se voyait la base d'une tour ronde, à l'angle Nord-Est une autre tour semblable, enfin sur le côté septentrional, à trente-huit mètres de cette dernière, apparaissait la base d'une tour demi-circulaire. Mr. Jules Correvon a levé le plan des murs de l'enceinte, des trois tours et de quelques murailles intérieures. Ce plan est reproduit

---

[1]) On a figuré sur le plan (Pl. I. fig. 2) les remparts de la ville tels qu'ils existaient encore au commencement de ce siècle.

[2]) D'après Mr. Crottet: Histoire et annales de la ville d'Yverdon. Genève 1859, ces remparts furent construits de 1407 à 1434.

[3]) Voir le plan Pl. I. fig. 2.

Pl. I. fig. 3. La teinte foncée indique les parties encore visibles, la teinte plus claire désigne des prolongements qui, à la vérité, ne se voient plus mais dont la direction et l'étendue sont indiquées naturellement par la disposition du terrain et la direction des murs encore existants.

D'après le plan de Mr. Jules Correvon, les dimensions de l'enceinte et des tours seraient:

Longueur du côté	Sud	de l'enceinte	123	mètres.
id.	Est	id.	153	id.
id.	Nord	id.	132	id.
id.	Ouest	id.	138	id.
Epaisseur des murs de l'enceinte			$2^{m},40$ à $2^{m},50$.	
Diamètre intérieur des deux tours rondes .			$3^{m},80$ à 4^{m}.	
Epaisseur des murs			$1^{m},40$.	
Diamètre de la tour demi circulaire . .			$3^{m},80$.	

Superficie totale de l'intérieur de la forteresse 18600 mètres carrés. [1])

Sur le côté occidental, à 37 mètres de l'angle Sud-Ouest, nous avons retrouvé dernièrement la base d'une nouvelle tour demi-circulaire. Il est vraisemblable que le Castrum présentait une tour ronde à chacun de ses angles et deux tours demi-circulaires sur chacune de ses faces.

La première assise des murs se trouve à une profondeur de $2^{m}10$ à $2^{m},40$ sur un fond de sable sans pilotis. C'est un lit de très-grosses pierres brutes non reliées entre elles par du ciment. La deuxième assise est formée par de larges dalles en grès de la Molière, épaisses de 15 à 18 centimètres, qui s'étendent d'un bord du mur à l'autre et qui dans les tours couvrent tout l'espace intérieur. Plusieurs de ces dalles avaient déjà fait partie de constructions antérieures. Sur les dalles sont les murs proprement dits dont la structure est remarquable. Les parements sont formés par des moëllons équarris, longs de 15 à 18 centimètres, hauts de 9 à 12 centimètres, qui sont bien régulièrement disposés par assises horizontales et séparés par de larges joints remplis de ciment. [2]) L'espace entre les deux parements est rempli par des matériaux divers: cailloux, pierres calcaires, tuf, briques, *parmi lesquels on rencontre très-fréquemment des fragments de marbres sculptés, de corniches et d'autres pierres taillées, restes d'édifices plus anciens.* Le tout est lié par un ciment blanchâtre, formé de chaux mélangée avec très-peu de sable, qui paraît avoir été coulé assez peu épais pour qu'il pût s'étendre entre les petits blocs qui forment les parements et les relier solidement à la masse intérieure. La qualité du ciment est très-remarquable: les parements ont pu être détachés avec des outils, mais le remplissage intérieur forme un poudingue artificiel aussi dur que les poudingues naturels les plus tenaces et ce n'est qu'au moyen de la poudre à canon qu'on a pu le diviser.

L'intérieur du Castrum n'a pas été fouillé d'une manière régulière et dans le but d'obtenir des résultats scientifiques. Les fossoyeurs ont souvent rencontré des fondements d'anciens murs ou des pavés liés entr'eux par du ciment; mais les renseignements qu'ils ont pu donner manquent de précision et les murailles intérieures figurées dans le plan de Mr. J. Correvon (Pl. I. fig. 3) sont les seules dont la position soit certaine. Il est donc difficile de se faire une idée des constructions qui ont pu exister dans cette enceinte. La plupart des détails suivants qui se rapportent aux découvertes faites

---

[1]) 200,000 pieds carrés ou cinq arpents fédéraux.

[2]) Voir Pl. I. fig. 4. 5. 6.

dans le Castrum sont tirés de notes manuscrites dues à Mr. M. Correvon de Martines et Roger de Guimps qui tous les deux ont vu ce dont ils parlent.

Au commencement du siècle la partie septentrionale du Castrum était élevée de plusieurs pieds au-dessus du sol environnant; vers 1820 les propriétaires firent déblayer cet exhaussement, et les ruines qui s'y trouvaient furent détruites. C'est en opérant ce déblai que l'on trouva près du mur occidental une grande quantité de blé carbonisé »Il y avait là, dit Mr. Correvon de Martines, l'épaisseur d'un pied de grain en charbon«. Dans le reste de l'exhaussement, on recueillit une statuette de Mercure en bronze,[1]) une belle monnaie en or d'Honorius, plusieurs autres monnaies en bronze mal conservées parmi lesquelles on put cependant reconnaître un Trajanus Décius, un Constantin et un Théodose; de plus une lampe en terre cuite, des fragments de poterie, des cornes de cerf, qui paraissent avoir été sciées pour en faire emploi, et de la tuile romaine. On découvrit aussi des débris de constructions importantes: un chapiteau et des tronçons de colonnes (Pl. I. fig. 7), des corniches, les restes d'un arceau de $1^{m}80$ de diamètre et le dessus d'un portail de forme carrée avec des trous de six centimètres de diamètre pour recevoir l'axe d'une porte. Mais ce qui excita le plus vivement l'attention fut la mise au jour de restes de bains romains précisément à la place qu'occupaient les murs figurés à l'intérieur du plan du Castrum. Mr. de Guimps rapporte qu'il a vu une série de baignoires en stuc recouvert de plaques de marbre blanc, ainsi que des tuyaux de plomb qui y aboutissaient. Sous les baignoires, dit-il encore, se trouvaient des fourneaux en grosses briques. Mr. le Docteur Brière possède un dessin qui représente une coupe verticale du monticule qu'on a enlevé. On voit nettement dans ce dessin, non pas les baignoires, mais les ouvertures de conduits en briques. Il paraît ressortir de tous les renseignements obtenus qu'il y avait là des bains et un hypocauste, mais il est peu naturel de croire que ces bains, placés dans l'intérieur d'une forteresse, avaient de l'importance et étaient un établissement public.

La découverte la plus intéressante faite dans le Castrum est celle de sept blocs en marbre blanchâtre du Jura sur lesquels sont gravées des incriptions latines. L'un d'entre eux a été trouvé en 1816, les autres en 1825. Ils gisaient à environ un mètre au-dessous du sol dans la partie méridionale de la forteresse et l'un d'eux faisait partie du fondement d'un ancien mur. [2])

Nous donnons ici ces inscriptions d'après l'ouvrage du professeur Th. Mommsen [3]) et y joignons la traduction.

N° 1.
(Mommsen 139)

M E R C V R I O
A P O L L I N I
M I N E R V A E
TOGIRIX · METIAF
V S L M

Autel votif consacré à Mercure, à Apollon et à Minerve par Togirix fils de Metia.

Les deux premières divinités correspondent à Teutatès et Belenus qui parmi les Gaulois jouissaient de la plus grande considération. La forme celtique du nom de *Togirix* indique sans aucun doute un Helvétien. Ce même nom paraît aussi sur une monnaie gauloise comme celui d'un chef.

---

[1]) Elle se trouve dans la collection de Mr. F. Troyon à Eclépends.

[2]) Voir Crottet, Histoire et annales de la ville d'Yverdon page 15.

[3]) Inscriptions Confœderationis Helveticæ latinæ. Zurich 1854. Tome X des mémoires de la société des antiquaires de Zurich.

N° 2. (Mommsen 141)

VICTORIAE
IVST · VATTo
V S L M

Autel votif à la Victoire consacré par Justus ou Justinus Vatto. A en juger d'après le nom ce Vatto était aussi un indigène.

N° 3. (Mommsen 136)

MARTI
AVG
C ⁘ SENTIVS ⁘ DIADVMENVS
MEDICVS
V S L M

Autel votif au Dieu Mars d'Auguste consacré par S. Caius Sentius Diadumenus médecin. Le nom grec Diadumène parait indiquer un affranchi. D'après Mr. Crottet [1]) cette pierre doit avoir servi de piédestal à une statue.

N° 4. (Mommsen 140)

SVCELLO
IPADCO
V S L M

Autel votif consacré à une divinité locale *Sucellus* par *Ipadeo*. L'explication de cette inscription est peu sûre.

N° 5. (Mommsen 138)

M E R C ⁘ A V G DONA · VENIBVNT
! · SILANIVS · CANDIDVS AD ORNAMENTA EIVS
NOMINE · SVO · ET ET · EX ⁘ STIPIBVS
M · SILANI · SABINI PONENTVR
ET · T · SILVI · SIMILIS
FRATRVM · SuORVM
EX · HS · N IIII ⁘ I ⁘ P · I
M DOMITIVS MAGNVS
HERES · PONEND · CVRAVIT
ET · EO · AMPLIVS ⁘ DE · SVO
ADIECIT · HS N (∞) CCCC

Autel consacré à Mercure d'Auguste par Lucius Silanius Candidus qui dans son testament et celui de ces frères Marcus Silanius Sabinus et Titus Silvius Similis avait légué une somme de quatre mille sesterces [2]) pour l'érection de la statue de ce Dieu. L'héritier Marcus Domitius Magnus qui se chargea de l'exécution de la statue y ajouta encore de son propre bien quatorze cents sesterces. Sur l'autre face de la pierre il est indiqué que pour l'ornementation de la statue on recevra des présents et de petites contributions.

N° 6. (Mommsen 142)

C · FLAVIO · CAMILLO /
IIVIR · COL · HEL · FLAMINI
AVGVSTI ⁘
QVEM · ORDO PATRONVM
CIVITATIS · COOPTAVIT EIQ
OB MERITA EIVS ERGA RM
PVBLICAM ⁘ SCHOLAM ET
STATVAS ⁘ DECREVIT
VIKANI
EBVRODVNENSES
AMICO ET PATRONO

[1]) Histoire et annales de la ville d'Yverdon. [2]) Le sestertius équivaut à un peu plus de deux sous.

Inscription honorifique décernée par les habitants d'Eburodunum à C. Flavius Camillus, prêtre d'Auguste, principal magistrat de la colonie helvétique (Avenches). Le conseil des décurions d'Avenches l'avait choisi pour patron de la cité et avait élevé en son honneur un portique orné de statues. [1]) Il ressort d'une manière évidente de cette inscription que le portique et les statues étaient à Avenches et non à Yverdon ainsi qu'on l'avait cru jusqu'à présent.

N° 7.
(Mommsen 143)

IVLIAE C · IVLI CAMIL
LI FILIAE FESTILLAE
PRIMAE AVG
FLAMINICAE VICINAE
OPTIMAE OB EGREGA
EIVS MERITA
VIKAN EBVRODVN

Les habitants d'Eburodunum décernent une inscription à leur excellente voisine Julia Camilla Festilla fille de Julius Camillus première prêtresse du divin Auguste, pour les services éminents qu'elle leur à rendus. Elle demeurait à Avenches ainsi que le prouve une inscription (Mommsen 192).

Aucune de ses inscriptions ne paraît postérieure au deuxième siècle.

Eburodunum.

Une ancienne voie romaine dont il sera parlé plus loin traverse le Castrum et se dirige vers l'Ouest à travers les Jordils, vers l'Est à travers le pré de la Cure. Des deux côtés de cette voie on a remarqué des ruines d'habitations en assez grand nombre pour que l'on pût en conclure que les Jordils et le pré de la Cure étaient l'emplacement de la ville romaine à laquelle les inscriptions N° 6 et 7 donnent le nom d'Eburodunum. Voici le résultat des recherches qui ont pu être faites dans ces deux localités.

Aux Jordils.

Les Jordils (plan lettre B) sont un parallélogramme long de 600 mètres, large de 160 à 150 mètres que l'ancienne voie romaine divise longitudinalement, d'Orient en Occident, en deux moitiés presque égales.

Les deux tiers de cet espace situés à Occident ont été sondés plus ou moins profondément à diverses époques. On y a trouvé partout des fondements de murailles, des fragments de tuiles et de briques, des poteries et des médailles romaines, mais on n'a en général pas soigné ces débris. Pour le tiers oriental nous sommes plus heureux: Mr. l'avocat André Jayet qui en était propriétaire y a recueilli un grand nombre de monnaies et d'objets qu'il a déposés dans la collection de la Bibliothèque d'Yverdon, en y joignant des notes sur les circonstances de leur découverte. C'est dans ses notes, plus précieuses peut-être que les objets eux-mêmes, que nous puisons une partie des indications qui vont suivre.

Les ruines d'habitations sont près les unes des autres et alignées des deux côtés de la voie, de manière à former une rue. On y a distingué deux espèces de murs: les uns sont formés de cailloux de grosseur moyenne, liés très-solidement entre eux par un ciment semblable à celui des murs du

[1]) Ce portique était un lieu de réunion, de récréation pour les bourgeois oisifs, ce que nous appellerions aujourd'hui un Casino.

Castrum; les autres sont un assemblage de grands cailloux et de pierres calcaires réunis par un mortier qui n'a pu résister à l'action prolongée de l'humidité; on peut les défaire sans outil. Il y a eu là deux groupes d'habitations appartenant à deux époques distinctes, l'un ayant succédé à l'autre après la destruction complète de celui-ci; car les mauvais murs se croisent régulièrement entr'eux, mais irrégulièrement avec les bons. Ceux-ci qui sont évidemment romains sont les plus anciens; car où il y a croisement, le mur bien cimenté est resté en place et a servi de base à celui qui est de qualité inférieure.

La seule pierre taillée trouvée dans cet endroit pendant les dernières années est un fût de colonne. Depuis longtemps tous les débris de constructions ont été enlevés jusqu'à la profondeur que le soc de la charrue peut atteindre. Les premières assises des fondations sont en partie restées en place, mais on n'en a pas levé le plan alors que cela était possible, en sorte qu'on ne peut déterminer ni le nombre des bâtiments, ni leur étendue, ni leurs divisions intérieures. Cependant on peut considérer comme ayant servi de parquet pour les rez de chaussée des lits de petits cailloux placés immédiatement les uns au-dessus des autres au nombre de deux ou trois et liés ensemble par un ciment excellent. Ces espèces de pavés qui devaient parfaitement préserver de l'humidité n'ont pas été rares aux Jordils. Ils annoncent que les habitations étaient sinon opulentes au moins confortables.

Dans la partie orientale des Jordils on a mis à découvert les restes d'un aqueduc souterrain d'environ 0,^{m} 60 de large sur autant de haut. Cet aqueduc se dirigeait d'Orient à Occident parallèlement à la voie romaine. Ses côtés étaient des murs et le dessus une voûte en ciment sans pierres. Il était plein de cendres et de charbons.

A peu près au milieu des Jordils, au bord de l'ancienne voie, est un puits dont on se sert encore. Les propriétaires n'ont pas eu à le construire, ils n'ont fait qu'enlever la terre qui le remplissait, élever la margelle et ajuster une pompe. C'est probablement un puits romain. Les murs circulaires qui forment les parois reposent sur un énorme cadre en chêne et sont parfaitement conservés. Les ouvriers ont indiqué à d'autres places l'existence de bases de tours qui vraisemblablement ne sont que des murs circulaires de puits, semblables à celui que nous venons de mentionner.

Objets trouvés aux Jordils.

Les objets romains trouvés aux Jordils dont nous donnons plus loin la liste présentent par eux mêmes peu d'intérêt mais leur gisement mérite d'attirer l'attention.

Ce qu'on peut appeler aux Jordils la couche humaine, repose sur le sable pur. On peut partout y distinguer deux étages nettement superposés. L'inférieur est une couche de débris d'incendie toute pareille à celle que l'on pourrait trouver de nos jours sous les décombres d'un bâtiment détruit par le feu: Savoir beaucoup de cendres et de charbons, des fragments de tuiles, de briques et de poterie, de petites meules de moulin etc.: de plus des scories et des morceaux de plomb, de bronze et même de verre qui ont été fondus, mais pas un seul objet en métal, pas une monnaie. L'étage supérieur contient comme le précédent, sur lequel il repose immédiatement, [1]) non seulement des objets divers

[1]) Mr. Fréd. Troyon rapporte que quand on fouille le sol sur l'emplacement des Jordils on trouve deux couches romaines séparées par des couches alluviennes, régulièrement stratifiées, sans traces d'objets d'industrie et parfaitement intactes, sauf les points où descendent les fondements de constructions de la dernière époque romaine. Il donne à l'ensemble de ces couches alluviennes une épaisseur d'environ deux pieds et il conclut de leur présence, qu'après une

qui peuvent résister à l'action du feu et offrent tous les caractères de l'époque romaine mais aussi de petits objets en métal également romains et enfin un très-grand nombre de petites monnaies de bronze lesquelles, à peu d'exceptions près, sont de l'empereur Gallien et de ses successeurs.

Ces deux couches superposées sont évidemment les restes de deux établissements romains, l'un ayant succédé à l'autre après la destruction complète de celui-ci par le feu; car les monnaies et autres petits objets en métal ne peuvent avoir été laissés là que pendant la période qui suivit l'incendie. Un incendie détruisit Eburodunum déjà pendant la domination romaine et une nouvelle ville s'éleva sur les ruines de la première. Nous verrons qu'il se trouve aussi dans la couche supérieure des objets moins anciens ainsi que des tombeaux.

Voici la liste des objets trouvés aux Jordils qui présentent tous les caractères de l'époque romaine:

Un compas en bronze sur lequel on lit VTERE FELEX. Pl. I. fig. 9.

Deux clochettes en bronze. Pl. II. fig. 7 et 8.

Deux espèces de sondes en bronze. Pl. I. fig. 10.

Une aiguillette en bronze.

Style en bronze. Pl. I. fig. 11.

Petite cuiller ronde en bronze, manche cannelé. Pl. I. fig. 12.

Un pied de vase en bronze.

Neuf fibules en bronze semblables à celles qui sont représentées Pl. I. fig. 14. 15. 16. 17.

Deux clefs en fer.

Une fibule en fer.

Un fragment d'inscription sur plaque de bronze. Pl. I. fig. 19.

Une bague en or, pesant 33 grammes, dont le châton est une pierre gravée. Pl. I. fig. 20.[1])

---

première destruction par le feu, le sol d'Eburodunum a été inondé par un exhaussement des eaux du lac et que c'est seulement après la retraite des eaux que de nouvelles habitations ont pu s'élever dans ce lieu. Après avoir longtemps cherché en vain les deux couches romaines dont parle Mr. Troyon, nous sommes tombé sur un point où à partir de la surface, l'on pouvait observer: 0,^{m}65, terre végétale noire contenant des débris romains, 0,^{m}05, pavé en petits cailloux liés par du ciment, 0,^{m}20 sable limoneux, 0,^{m}05 à 0,^{m}07 couche noire contenant de la terre brûlée, des os, de la poterie romaine et des fragments de fer, mais pas un seul morceau de tuile. C'est sans doute la couche de sable placée au-dessous du pavé que Mr. Troyon considère comme un dépôt formé lors d'une inondation générale de la vallée. Sans rechercher si réellement cette couche de sable a été déposée là par l'eau nous croyons pouvoir affirmer qu'elle n'a que quelques toises d'étendue et qu'en général le sol des Jordils se compose d'une seule couche de terre végétale reposant sur le sable.

Voir Bulletin de la Société vaudoise des sciences naturelles N° 43. Inondation des vallées de l'Orbe et de la Broye pendant la domination romaine en Helvétie.

[1]) On croit reconnaître dans la gravure qui est sur le châton le triomphe d'une ville ou d'un pays qui est figuré par une déesse avec la couronne murale et par un ennemi renversé. La figure du milieu est assise sur un trône difficile à distinguer; elle pose le pied sur un guerrier étendu par terre; dans son bras gauche et avec la main droite étendue sur la poitrine elle tient un objet qui n'est pas facile à reconnaître et qui ressemble à un bâton muni d'un pommeau. A sa gauche se trouve une figure beaucoup plus petite avec un long vêtement, peut-être une Minerve qui d'une main tient un bouclier et de l'autre une lance. De l'autre côté, on voit un guerrier à la tête couronnée tenant dans sa main gauche une couronne. Cette gravure est du reste fort grossièrement exécutée. Mr. Jayet rapporte que le châton d'une autre bague a aussi été trouvée aux Jordils. Ce châton est perdu. La gravure représentait »*un soldat tenant un globe dans sa main*«, et elle était beaucoup plus parfaite que celle de la bague qui a été conservée.

Quelques fragments de poterie rouge sigillée.

Deux lampes en poterie jaune rougeâtre, l'une d'elles présente dans la concavité de la face supérieure une figure d'animal en relief.

Une petite bouteille en terre jaunâtre.

Des cônes en terre cuite, hauts d'environ $0^{m},15$ et dont la base a un diamètre de $0^{m},06$ à $0^{m},08$. Ces cônes qui sont percés d'un trou près de leur sommet étaient vraisemblablement des poids que les tisserands attachaient, dans un métier vertical, à une des extrémités de la chaîne afin de lui donner un degré suffisant de tension. [1])

Pl. II. fig. 11 est le dessin d'un collier formé de trois fils de cuivre liés entr'eux de distance en distance par des lamelles de bronze roulées en anneaux. Des perles de verre traversées par le fil de cuivre du milieu ornent les intervalles entre les lamelles. Ce collier qui est assez grossièrement fabriqué pourrait ne pas être romain. Mais il a été recueilli avec des tuiles à rebord et des monnaies romaines par les soins de Mr. Ch. Bardel qui réparait un pont jeté sur l'ancien Buron, près des Jordils.

Vases de forme basse et évasée; l'un d'eux est représenté Pl. IV. fig. 30, un autre Pl. I. fig. 18.

Des fragments de grandes amphores. L'anse de l'une d'elles porte l'empreinte de la marque du potier SATVRNINI. Pl. II. fig. 13.

Plusieurs fonds de vases en terre rouge avec les noms de potiers suivants figurés Pl. II. fig. 14 PLACIDV, CRESTI (Mommsen 352, 60), PRIM. (Mommsen 352, 164), IVLIAN, LTARP. De plus quelques autres qui sont imparfaitement marqués: S..ERINI, AVC...T. Un vase en terre noire présente le nom du potier (illisible) marqué sous le vase tandis que habituellement il se trouve dedans.

Col d'un vase en verre.

Un dé à jouer en marbre.

Fragment d'un autel votif faisant maintenant partie du mur de la maison du jardinier Wenger. Pl. I. fig. 21.

Fragment de tronçon de colonne portant l'inscription VINDEDO. Pl. I. fig. 8.

Plusieurs petites meules de moulin en granit.

Enfin des monnaies romaines en très-grand nombre qui ont été déterminées par Mr. R. de Guimps à Yverdon et par Mr. Urech professeur à Muri (Argovie). Ce sont en général de petits bronzes: Gallien, Claude le Gothique, Aurélien, Dioclétien, Constance Chlore, Constantin le Grand et ses trois fils, Magnence, les Valentiniens, Valens, Gratien, Théodose et Arcadius sont les empereurs dont les effigies sont les plus souvent rencontrées. Les Gratiens et les Constantins sont surtout abondants.

Au pré de la Cure.

Le pré de la Cure (plan lettre D) est situé à l'Orient du Castrum des deux côtés de l'ancien chemin romain. [2]) On avait trouvé à diverses époques des objets antiques dans ce lieu; mais ce fut seulement en 1854 que la partie orientale ayant été profondément creusée pour l'établissement de la

---

[1]) Voir Dr. Ferd. Keller: Pfahlbauten. Vierter Bericht. Zurich 1861.

[2]) Le pré de la Cure proprement dit est au midi de la voie romaine, au Nord se trouvent plusieurs petites propriétés.

voie ferrée on reconnut qu'il s'y trouvait trois couches distinctes: à $1^{m},20$ de profondeur, le sable; au-dessus du sable, des restes d'anciennes constructions et des débris d'incendie; plus haut, une couche de terre végétale renfermant un grand nombre de squelettes. Ces trois couches étaient très-régulièrement superposées; car des squelettes étaient couchés en travers et au-dessus des murs et quoique la rapidité avec laquelle les travaux s'exécutaient n'ait pas permis des observations bien minutieuses, il a été facile de s'assurer qu'il y avait là un cimetière des premiers temps du moyen-âge reposant sur les ruines de bâtiments romains.

Les fondements de murs trouvés dans la couche romaine étaient formés, comme ceux des Jordils, de cailloux liés entr'eux par un ciment excellent; mais les carrés qu'ils formaient n'étaient pas rapprochés et alignés, et il paraît que, au moins sur le point fouillé, il n'a existé que quelques maisons séparées les unes des autres ainsi que cela se remarque souvent vers les extrémités des villes.

Entre ces murs et dans leur voisinage on trouva une épaisse couche de cendres, des charbons, un nombre très-considérable de fragments de tuiles à rebord et de briques, quelques petites meules de moulin, des cônes en terre cuite, beaucoup de débris de poterie, des scories de bronze et quelques monnaies.

Parmi les poteries recueillies se trouvent des fragments de belle poterie sigillée; trois fonds de vases avec marques de potier AQVIT = Aquitani (Mommsen 352, 16), IRMO = Firmo (Mommsen 352, 89), COIVS-FE et plusieurs autres vases, les uns entiers les autres encore assez complets pour donner une idée exacte de leur grandeur et de leur forme. Il n'est pas bien sûr, que quelques-uns de ces vases n'aient pas été trouvés dans la couche supérieure parmi les tombeaux (voir Pl. IV. fig. 23. 24. 29.)

Les monnaies recueillies sont au nombre de huit ou dix seulement. Quatre d'entr'elles qui appartiennent à Mr. l'ingénieur de Kietzell ont été déterminées par Mr. H. Meyer; ce sont un Néron en argent, un Domitien moyen bronze, une Lucille fille de Marc Aurèle, grand bronze et une Salonina femme de Gallien.

Les autres monnaies aussi de la dimension des grands ou des moyens bronze étaient complètement frustes.

Le cimetière superposé aux débris romains sera décrit plus loin; mais il convient de dire dès maintenant qu'on n'y a pas trouvé d'objets romains en métal, à l'exception de deux petits bronzes du temps des Constantins.

Si l'on compare les restes romains du Pré de la Cure à ceux des Jordils on remarque facilement deux faits importants. Le premier c'est que la couche romaine du pré de la Cure ressemble à la couche inférieure des Jordils; l'une et l'autre reposent sur le sable, elles se trouvent à la même profondeur, renferment des murs et des débris d'incendie tout à fait semblables et dans l'une comme dans l'autre il y a absence presque complète d'objets en métal. Le second fait c'est qu'il y a aux Jordils une couche romaine supérieure caractérisée par la présence d'objets en métal et d'un grand nombre de monnaies des empereurs de l'époque de la décadence, tandis que cette couche supérieure manque au pré de la Cure. On peut conclure de ces deux faits qu'il y a eu un premier établissement romain qui occupait les deux localités; que cette première ville a été brûlée en totalité, probablement à la même époque; enfin qu'une seconde ville s'éleva sur les ruines de la première, mais qu'elle fut réduite à l'étendue des Jordils. Pendant cette seconde période le pré de la Cure ne fut pas occupé par des habitations.

A quelle époque eut lieu cet incendie? On peut affirmer qu'il précéda la construction du Castrum, car on a pu, il y a peu de temps, constater la présence de la couche à débris d'incendie au dessous des ruines proprement dites de la forteresse. Ce fait n'étonnera pas si l'on se rappelle que les murs du Castrum présentent des restes de bâtiments plus anciens jusque dans leurs fondements; preuve certaine que la forteresse ne date pas des premiers temps de la domination romaine. La date précise de l'incendie est difficile à fixer; car parmi les objets recueillis il n'y a guères que les monnaies qui puissent donner quelques renseignements à ce sujet. Celles de la couche inférieure datent des beaux temps de l'Empire romain. Parmi celles de la couche supérieure il en est aussi de la même époque; mais elles sont rares, et les plus anciennes dont on ait trouvé un grand nombre sont celles de Gallien. Il semblerait d'après cela que c'est vers le commencement de l'ère de la décadence, que le vicus Eburodunensis fut détruit. Nous verrons plus loin que des considérations tirées de l'histoire générale de cette époque appuient cette assertion.

Quelle fut la cause de l'incendie? La circonstance qu'il fut général, qu'il précéda la construction d'une forteresse, que l'on ne releva qu'une partie de la ville et que l'on choisit un emplacement dont le Castrum couvrait le seul côté qui ne fut pas naturellement protégé, permet de conclure avec assez de certitude, que l'incendie fut allumé par un ennemi, contre le retour duquel on crut prudent de prendre des précautions.

Aux Bains. (Plan lettre E.)

Nous n'en avons pas encore fini avec Eburodunum. Toute ville a sa banlieue. Au Sud-Est d'Yverdon et à cinq minutes de distance se trouvent quelques bâtiments construits dans le but d'utiliser les vertus curatives d'une source d'eau sulfureuse. Ce lieu a déjà été occupé par des habitations pendant l'époque romaine. On y a trouvé, il y a déjà un grand nombre d'années, des fondements de murs, des briques, des tuiles à rebord et une mosaïque dont on ne possède plus qu'un fragment et qui est probablement celle dont Mr. Levade parle [1]) quand il dit: »On découvrit aussi près d'Yverdon un »beau pavé à la mosaïque, mais il fut bientôt détruit par la négligence et la maladresse des ouvriers. »Le sujet était (comme celui d'Yvonand) Orphée entouré d'animaux. Le pavé était divisé en trois »compartiments; dans l'un on voyait des quadrupèdes, dans l'autre des oiseaux et dans le troisième »des poissons.« On a de plus trouvé là un buste de Mercure en bronze [2]) (Pl. II. fig. 4), une statuette de Minerve aussi en bronze [3]) (Pl. II. fig. 2) et, dit Mr. Levade, beaucoup de médailles »entre »autres une Domitilla, femme de Vespasien, en argent, et un Emilien moyen bronze«.

Le choix de l'emplacement des bains pour y élever une habitation ne peut guères s'expliquer que par le désir de tirer parti de la source d'eau sulfureuse, cependant les restes trouvés ne permettent pas d'affirmer que les Romains avaient créé là un établissement analogue à celui qui y existe maintenant.

En l'Isle. (Voir plan lettre A.)

Une ville a un cimetière. Celui d'Eburodunum se trouvait en l'Isle à la sortie de la ville du côté de l'Occident et des deux côtés d'une voie qui aboutissait là à un pont jeté sur la Thièle. C'est

---

[1]) Dictionnaire géographique du Canton de Vaud. Vevey 1824.

[2]) Il est déposé au Musée cantonal à Lausanne.

[3]) Il est certain que cette dernière statuette a été trouvée à Yverdon, mais il n'est pas très-sûr que ce soit aux Bains.

en 1769 que ce cimetière fut découvert: On lit dans l'Encyclopédie de Félice et dans le Dictionnaire de Levade que l'on trouva là »plusieurs squelettes bien conservés dont le visage était uniformément tourné à l'Orient. Ils étaient dans une couche de sable, sans qu'il y parût aucun reste de »planche, ni de vestige d'aucun tombeau; ils avaient entre leurs jambes de petites urnes de terre »et de verre, accompagnées de lampes sépulcrales et de petits plats en terre rouge dans lesquels il »restait encore des os de volaille bien conservés. A côté des squelettes on recueillit des médailles »en bronze et en argent de Constantin, de Julien l'apostat et de Valens c. à. d. du IVème siècle.« En 1825 de nouvelles sépultures furent encore trouvées dans le même endroit; elles contenaient comme les précédentes des vases en terre rouge de formes et grandeurs variées, diversement placés par rapport aux parties du squelette. Trois de ces vases seulement ont été conservés, ce sont de petites urnes (voir Pl. II. fig. 10) bien tournées, légères, parfaitement cuites et avec une couverte fine et durable comme le sont en général les vases romains.

Le cimetière de l'Isle présente les caractères que l'on assigne généralement aux cimetières gallo-romains du IVème siècle. [1])

On peut voir à Yverdon dans un jardin du faubourg de Gleyres le monument figuré Pl. I. fig. 13. Une dalle moderne sert de base à deux colonnettes avec chapiteaux corinthiens, sur lesquelles repose horizontalement une espèce de corniche ornée d'une bordure de feuilles sculptées. Ces trois pièces d'un ancien monument ont aussi été trouvées en l'Isle. Le lieu où elles ont été découvertes ainsi que le fini du travail des chapiteaux et de la corniche font penser que ces pièces sont romaines; mais elles peuvent aussi être moins anciennes. D'ailleurs on s'aperçoit facilement que leur arrangement actuel est une affaire de fantaisie et qu'elles ne sont point faites pour être ainsi placées les unes par rapport aux autres.

La voie romaine.

Plusieurs tranchées ont été faites sur l'emplacement de la voie romaine qui traverse les Jordils et on y a trouvé à partir de la surface: 0^{m},45 à 0^{m},60 de terre végétale très graveleuse, 0^{m},09 à 0^{m},15 de gravier non brisé mêlé de sable, puis une rangée mais aussi en certains endroits deux ou trois rangées de cailloux formant pavé, enfin au-dessous du pavé une nouvelle couche de petit gravier qui repose sur le sable. Cette voie est donc un lit plus ou moins épais de cailloux entre deux couches de gravier. Le pavé a 6^{m},30 de large. Les bords sont bien arrêtés et formés par des cailloux plus grands. Les couches de gravier débordant le pavé à droite et à gauche forment de chaque côté une bande de largeur variable dont la dureté annonce qu'elle a été longtems foulée. On dirait deux trottoirs pour les piétons tandisque le milieu de la voie qui est pavé était réservé pour les chariots. La facture de ce chemin rappelle celle de plusieurs autres voies romaines en Suisse. [2]) Elle est simple, de plus elle était économique; car les matériaux employés se trouvent abondamment à petite distance.

Cette voie romaine a été reconnue du côté de l'Orient jusques dans le pré de la Cure sur le

---

[1]) *Normandie souterraine* par Mr. l'abbé Cochet. Rouen 1854. Chapitre III. page 27 et suivantes.

[2]) Décrites par Mr. le Dr. Ferd. Keller dans l'Indicateur d'Histoire et d'Antiquités Suisses No. 1 année 1856.

prolongement d'un chemin encore pratiqué [1]) qui traverse le Castrum et qui pourrait bien être l'ancienne voie elle-même. Du côté de l'Occident elle aboutissait directement à un pont en pierre dont les restes se voient encore dans la Thièle. Vu la hauteur des eaux il n'est pas facile de reconnaître en quoi consistent ces restes; mais Mr. Crottet nous apprend [2]) que les comptes de la ville du quinzième siècle font mention de ce pont et que, en 1788, on enleva dans cette partie de la grande rivière trente-deux pierres de taille.

Quelle était au delà du pont la direction de la route?

Mr. Crottet fait passer par Treycovagnes (petit village sur le flanc méridional du mont de Chamblon) la route qui, d'après la carte de Peutinger, conduisait de Besançon à Avenches par Yverdon, mais cette direction est peu vraisemblable. La voie naturelle pour aller d'Yverdon au mont Jura, c'est la plaine littorale et il est à présumer, quoique les preuves matérielles fassent défaut, que les Romains ont utilisé pour traverser la plaine de l'Orbe cette élévation naturelle qui est toujours au-dessus des plus hautes eaux, dont le terrain est solide et qui, sur la rive gauche de la Thièle offre en abondance de l'excellent gravier. Si l'on adoptait le tracé de Mr. Crottet, les conditions seraient bien différentes: il faudrait traverser deux fois un marais tourbeux: une première fois pour arriver au mont de Chamblon, une seconde fois pour le quitter, car la colline de Chamblon forme à environ demi-lieue au Nord-Ouest d'Yverdon une véritable île au milieu de la plaine, des marécages l'entourent de tous les côtés. Il y aurait eu là quinze cents à dix-huit cents mètres de route bien difficile à construire et à entretenir et cela presque sans utilité; car la route qui va à Orbe en suivant la plaine littorale et le pied des collines au nord de la vallée de l'Orbe n'est pas d'un quart de lieue plus longue que celle qui passe par Treycovagnes. De plus, aucune trace de voie romaine n'apparaît entre Yverdon et le mont de Chamblon, la chaussée actuelle est moderne, tous les autres chemins dans le marais ne sont que des chemins de dévestiture et aucun ne traverse le marais complètement.

Ce qui sans doute a engagé Mr. Crottet à faire passer par Treycovagnes la route d'Avenches à Besançon c'est la tradition qui place dans ce dernier village la découverte de la colonne itinéraire qui est déposée à l'hôtel de ville d'Yverdon. Ce milliaire dont on a souvent parlé porte l'inscription suivante:

N° 8
(Mommsen 333)

IMP·CAES
L·SEPT·SEVERO·P
PRI·AVG·ARAB·A
PARHC·MAX·P·P·C
ET·IMP·CAES·M·AVR
/ANTONNO·PO·FEL·
COS·TE·L·SEPT·GE/
CAES AVENIC·LEV
XXI

A l'empereur Cæsar Lucius Septimius Severus Pius Pertinax Augustus Arabicus Adiabenicus Parthicus Maximus Pater Patriæ Consul et à l'empereur Cæsar Marcus Aurelius Antoninus Pius Felix Consul et à Lucius Septimius Geta Cæsar. D'Avenches XXI lieues.

---

[1]) Ce chemin est nommé à Yverdon promenade du petit philosophe.

[2]) Histoire et annales de la ville d'Yverdon page 7.

Mr. Levade[1]) dit à propos de ce milliaire: »On voit dans la rue du four à Yverdon une colonne »milliaire trouvée à Treycovagnes, *lorsqu'on creusait le canal d'Entreroches.*« La plupart des auteurs ont supprimé le passage que nous avons sousligné probablement parce qu'ils s'expliquaient difficilement ce que le canal d'Entreroches avait à faire à Treycovagnes dont il est séparé par plus d'une lieue de marécages. Cette circonstance pourtant mérite de fixer l'attention car lorsqu'on la rapproche du fait qu'il n'existe nulle trace d'une voie romaine entre Yverdon et Treycovagnes et lorsqu'on envisage les obstacles naturels qu'il y aurait eu à vaincre pour établir cette voie, on est fortement tenté de soupçonner que ce n'est point dans ce dernier village que le milliaire a été primitivement placé. Le chiffre XXI inscrit sur la colonne elle-même change ce soupçon en certitude; car il est impossible de trouver XXI entre Avenches et Treycovagnes soit que l'on adopte le mille romain de 1477 mètres soit la lieue gauloise de 2216 mètres. La distance indiquée serait trop courte dans le premier cas, trop longue dans le second.

Le milliaire dit de Treycovagnes était vraisemblablement placé sur le bord d'une voie qui allait d'Yverdon à Lausanne, en suivant le pied des collines au midi de la plaine de l'Orbe. Sur cette voie on a déjà trouvé deux milliaires: un à Entreroches qui est du règne de l'empereur Adrien et indique XXXXI MP (41 milles romains de 1477 mètres) jusqu'à Avenches, chiffre qui correspond à la distance réelle; un second à Chavornay qui est du troisième consulat de Septime Sévère et donne XXIII comme distance d'Avenches. On sait qu'à cette époque on comptait en lieues gauloises de 2216 mètres, le chiffre inscrit est aussi exact. La colonne itinéraire dite de Treycovagnes est en tout semblable à celle de Chavornay et date du même consulat de Septime Sévère la seule différence essentielle entre les deux inscriptions c'est l'indication de la distance d'Avenches; le nôtre était de deux lieues gauloises plus rapproché de cette capitale de l'Helvétie ce qui marquerait sa place non loin d'Essert-Pittet petit village entre Chavornay et Yverdon voisin du point où le canal d'Entreroches se joint à la Thièle. Il est d'ailleurs facile de s'assurer, en mesurant sur une carte, que les milliaires placés comme il vient d'être dit, s'accordent parfaitement avec la Table de Peutinger qui indique entre Yverdon et Avenches une distance de XVII lieues gauloises.

La carte de Peutinger fait mention de deux routes traversant le Jura et reliant notre pays à Besançon: l'une d'Avenches par Yverdon et Abiolica, l'autre de Lausanne passant aussi par Abiolica.

Il y a des raisons pour croire que ces deux routes se réunissaient à Vuiteboeuf au pied du Jura pour franchir cette chaîne de montagnes par le col de Ste-Croix et que la station d'Abiolica était située dans le voisinage du château de Ste-Croix ou du hameau de la Villette, à peu près au haut du col. La voie venant de Lausanne passait à Orbe et à Beaulmes. Celle d'Avenches allait, d'Yverdon par Essert sous Champvent et Peney. A Vuiteboeuf les deux routes se joignaient et l'on montait à Abiolica en suivant un ancien chemin encore facile à reconnaître mais que les piétons seuls utilisent aujourd'hui. Cet ancien chemin a des pentes fort roides et, au premier abord, il paraît douteux qu'il ait jamais servi au passage des voitures, mais on peut remarquer dans le roc des ornières qui ont jusqu'à six pouces de profondeur et on sait d'une manière certaine que ce sont les Bernois qui ont amélioré cette route afin de descendre plus facilement les sels qu'ils tiraient de la Franche-Comté. Le Romain parti d'Eburodunum pour Abiolica suivait le même chemin que l'Yverdonois qui se rend

---

[1]) Dictionnaire géographique du Canton de Vaud. Vevey 1824.

à Ste-Croix, et il est vraisemblable que pour continuer jusqu'à Besançon l'itinéraire de l'un diffère peu de celui de l'autre. Aujourd'hui un Lausannois qui va à Besançon vient à Orbe puis tire à gauche pour aller franchir le Jura au col de Jougne, mais à l'époque romaine il aurait continué directement vers le Nord jusqu'à Beaulmes. Arrivé là il pouvait se rendre à Abiolica par Vuiteboeuf, ou bien, pour abréger un peu gravir les pentes du Jura par un chemin difficile qui passe entre l'Aiguille de Beaulmes et le Mont Suchet et que l'on connaît dans la contrée sous le nom de *chemin de César.*

Le tracé des voies romaines tel que nous venons de l'esquisser paraît dicté par la configuration du terrain, il est direct et n'offre quelque difficulté que de Vuiteboeuf à la Villette. En hiver sans doute il est souvent difficile, parfois même impossible de franchir le col de Ste-Croix, mais à Abiolica on devait trouver les secours nécessaires et on ne s'explique pas l'existence de cette station à six lieues gauloises de celle d'Yverdon (trois petites lieues suisses) si l'on n'admet pas qu'elle était là comme une maison de refuge destinée à faciliter les communications à travers la montagne pendant la mauvaise saison.

La situation d'Abiolica dans le voisinage de la Villette s'accorde assez bien quant aux distances avec les indications de la Table de Peutinger. Six lieues gauloises d'Abiolica à Yverdon et seize lieues gauloises d'Abiolica à Lausanne sont très-approximativement les distances réelles. Pour la partie de la voie qui se trouve en France nos renseignements sont peu sûrs, mais on nous affirme que l'on compte trois fortes lieues de Ste-Croix à Pontarlier et onze lieues de Pontarlier à Besançon en tout quatorze lieues, chiffre qui se rapproche singulièrement de celui de 29 lieues gauloises indiqué par la carte de Peutinger comme mesurant la distance d'Abiolica à Besançon.

Les lieux habités sont naturellement près des routes. Chacun sait que Orbe offre de belles ruines romaines. [1]) Mr. Edouard Mabille a retrouvé à Beaulmes des murs romains, des tuiles à rebord, des monnaies des Césars et une inscription sur marbre dont les lettres mesurent plus $0^{m},20$ de hauteur. [2]). Mr. Duvoisin, commissaire arpenteur, a signalé l'existence de tuiles et de murs romains à Essert sous Champvent. [3]). Les villages de Peney et de Vuiteboeuf ont des restes semblables et c'est dans ce dernier endroit, au lieu dit, le bois de tours, que l'on a recueilli la statuette de Mercure, en bronze, dessinée Pl. II. fig. 51. [4]) Enfin on a aussi retrouvé des restes romains dans les environs de Ste-Croix. Mr. le Dr. Campiche possède des monnaies trouvées près du château; on en a de la Villette, et il est connu qu'au sommet du Chasseron existait un édifice romain dans les ruines duquel on a recueilli plusieurs centaines de monnaies et quelques autres objets. [5])

Nous pouvons ajouter en terminant que Mr. Rod. Blanchet qui s'est beaucoup occupé des routes romaines dans le canton de Vaud et qui en a dressé une carte, considère le passage de la voie romaine par Ste-Croix comme incontestable.

---

[1]) Voir de Bonstetten. Recueil d'antiquités suisses.

[2]) Ce fragment d'inscription sert de dalle à l'entrée du temple de Beaulmes.

[3]) Mr. Edouard Mabille a recueilli dans cet endroit des morceaux d'un vase en bronze et un grand nombre de fragments de belle poterie sigillée.

[4]) Cette statuette est déposée au musée cantonal de Lausanne.

[5]) Voir dans l'Indicateur d'histoire et antiquités suisses une note de Mr. Fr. Troyon.

Esquisse d'une histoire d'Yverdon pendant la domination romaine.

Si, aux indications données par les ruines qui viennent d'être décrites, on ajoute des renseignements tirés de documents écrits [1]) on peut saisir d'une manière assez nette les traits principaux de l'histoire d'Yverdon pendant l'ère gallo-romaine.

Les deux inscriptions N° 6 et 7 (voir page 69) que les archéologues font remonter au premier siècle donnent le nom ancien d'Yverdon, *Eburodunum*. Cette localité est citée de nouveau, dans la carte de Peutinger, sous le même nom, comme station militaire, et dans la notice des dignités de l'Empire (Vème siècle) sous celui d'*Ebrudunum*. Le catalogue des provinces romaines (Vème siècle) la nomme *Castrum Ebrodunense*.

Le mot *Eburodunum*, qui est la forme ancienne et complète du nom Yverdon ou Yverdun, a une origine celtique. Deux auteurs MM. Loys de Bochat et Fréd. Troyon ont essayé de l'expliquer. Mr. Loys de Bochat dit: »qu'il est composé des mots *Aber-Dun* ou *Aeber-Dun* qui signifient une colline à l'embouchure d'une rivière. On donnait le nom de *Dun* à des villes situées sur une colline; Aber ou Aeber signifie l'embouchure d'une rivière et l'on sait que Yverdon est à l'embouchure de l'Orbe.« [2]) Mr. Troyon fait observer »que le ruisseau appelé Buron traversait la cité d'Eburodunum et que ses ruines reposent sur une véritable dune« [3]) Mr. Hotz, archiviste de l'Etat de Zurich, estime que ces essais d'explication ne sont pas satisfaisants et il a bien voulu nous communiquer les remarques suivantes sur l'étymologie du nom qui nous occupe.

Au premier abord, dit Mr. Hotz, l'explication de Mr. Troyon peut paraître plausible, mais la méthode qui consiste à se renfermer dans un cercle étroit et à ne considérer que le mot isolément est en général trompeuse. En effet, un regard jeté sur les noms gaulois analogues montre aussitôt que l'*e* dans *eburo* (l'u bref) appartient à la racine et ne doit pas être envisagé comme un préfixe quelconque dû au hazard. Nous trouvons, entre autres, dans les auteurs les anciennes formes gauloises suivantes: 1) *Eburones* et *Eburovices* (Aulerci Eburovices) noms de peuples (Caesar de bello gallico). 2) Quatre villes du nom de *Ebura* ou *Ebora* dans la presqu'île ibérique savoir: *Ebura cerealis*, *Ebora liberalitas Julia* (actuellement Evora), *Ebura sur le Baetis* et *Ebora* dans l'Espagne Tarraconnaise. 3) *Eburum*, une ville des Quades. 4) *Eburi* dans le royaume de Naples, maintenant Eboli ou Evoli. 5) *Eburobritium* en Lusitanie, aujourd'hui Ebora de Alcobaza. 6) *Eburomagus* ou *Hebromagus* dans la Gaule Narbonnaise. 7) *Eburobriga* dans la Gaule Lyonnaise actuellement St-Florentin. 8) *Eborolacum* dans l'Aquitaine maintenant Ebreuil. 9) *Eborica* (Mediolanum Eburovicum) Evreux. 10) *Eborâcum* ou Eboracum, York en Angleterre. 11) Enfin, concordant lettre pour lettre avec Yverdun, *Eburodunum* dans la Gaule Narbonnaise aujourd'hui Embrun.

La seconde partie du mot composé est le *dunum* bien connu qui, d'après d'anciens documents irrécusables signifie, en vieux gaulois, *colline;* mais qui, de très-bonne heure, et tout naturellement, prit le sens de *lieu habité, ville, village* et aussi celui de *fortification* par suite de l'habitude gauloise

[1]) Ces renseignements sont dus à l'obligeance de Mr. le Dr. Ferd. Keller, président de la société des antiquaires de Zurich.

[2]) Loys de Bochat, Mémoires pour servir à l'histoire de l'ancienne Helvétie.

[3]) F. Troyon, Habitations lacustres. Lausanne 1861.

de construire, autant que faire se pouvait, les habitations sur les hauteurs et de toujours les fortifier. Dans les idiômes celtiques modernes le dernier sens paraît dominer, tandis que le sens primitif s'est conservé dans l'espagnol et aussi dans l'italien, *duna*, ainsi que dans le français *dune*.

La signification *d'eburo* a été conservée par un heureux hazard dans la racine irlandaise *ebar* (eabar), qui signifie marais, lutum. Il existe encore en irlandais l'adjectif *ebrach*, marécageux, lutosus. (Voyez Glück, noms gaulois dans César 115. 1.) *Eburomagus* est donc une plaine marécageuse et *Eburones* les habitants des marécages; et, ce qui coïncide parfaitement, César dans les Commentaires sur la Guerre des Gaules VI. 31 — 34 parle plusieurs fois des vastes marais du territoire des Eburones. Eborica = Evreux et Eboracum = York s'accordent tout à fait avec l'ebrach irlandais. *Eburodunum* = Yverdon ou Embrun signifie donc *ville dans le marais*.

L'origine celtique de nom d'Yverdon fait supposer que cette petite ville existait déjà avant l'arrivée des Romains, mais, parmi ce qui a été retrouvé à Yverdon, il n'y a, jusqu'à présent, que quelques poteries et une emmanchure en bois de cerf pour hache en pierre que l'on puisse faire dater de l'époque qui a précédé la conquête du pays par Jules César. L'emmanchure a été trouvée dans la Thièle, près de l'embouchure de cette rivière et par conséquent fort loin des ruines d'Eburodunum; elle diffère peu de celles qui ont été recueillies en grand nombre à Concise. [1]) Quant aux poteries elle sont fort grossières et ressemblent parfaitement à celles des habitations lacustres: la forme, l'ornementation, la qualité de la terre, le mode de fabrication, l'absence de vernis, tout est semblable; une d'entr' elles même a été façonnée à la main. Mr. L. Vaucher les a découvertes aux Jordils à $1^{m},90$ de profondeur, et à $1^{m},20$ au dessous de la couche romaine, dans le sable pur. Au premier moment on a pu croire que l'on avait trouvé les restes d'une habitation lacustre, mais cette opinion a dû être abandonnée, car en creusant beaucoup plus profondément on n'a point rencontré de pieux et de plus à petite distance des poteries grossières, et à la même profondeur à peu près, on a trouvé des vases bien évidemment romains, en fine terre rouge et portant l'estampille du potier. Il y avait eu là un fossé, dont on pouvait encore reconnaître les talus et qui avait été rempli plus tard d'un sable facile à distinguer de celui qui se trouvait à droite et à gauche. C'est au fond de ce fossé que les grossières poteries que nous croyons celtiques se sont rencontrées avec les vases romains. [2])

Quant à ce qui concerne l'origine de la localité romaine Eburodunum, il serait difficile de contredire l'explication suivante que nous a fournie Mr. le Dr. Ferd. Keller: Il est connu que sous le règne d'Auguste, l'an 27 avant Jésus Christ, Agrippa se chargea de donner à la Gaule une nouvelle organisation. Il divisa ce pays en quatre provinces et apporta le plus grand soin à l'établissement de bonnes routes. Sur toutes les voies principales, qui servaient aussi de routes militaires, on construisit de distance en distance des bâtiments servant de stations, dans lesquels la troupe en marche trouvait loge-

---

[1]) Voir Notes sur les habitations lacustres des environs d'Yverdon dans le 3me rapport de Mr. le Dr. Ferd. Keller. Zurich 1860.

[2]) Lorsque l'on à creusé le nouveau lit du Buron et le canal qui doit dessécher la partie méridionale de la plaine de l'Orbe, on a trouvé aux Jordils et au pré de la Cure, à un niveau inférieur à celui des ruines romaines, un assez grand nombre de pieux: Mr. Fréd. Troyon (Habitations lacustres anciennes et modernes, Lausanne 1860) émet l'opinion que des habitations lacustres peuvent avoir existé au pré de la Cure. Le fait est possible mais il est bon de remarquer que la présence des ces pilotis peut facilement s'expliquer autrement et que jusqu'à présent on n'a trouvé dans leur voisinage aucun objet celtique.

ment et nourriture. Ces stations étaient aussi arrangées pour que les courriers et les postes de l'Etat pussent y passer la nuit et y trouver des chevaux prêts. Il était important que la circulation sur ces grandes routes militaires ne fût pas interrompue par des attaques de brigands ou d'ennemis, et on s'en préservait, dans les pays nouvellement conquis et sur les routes voisines de la frontière, en protégeant les stations par un fossé et un rempart ou en élevant des castels qu'un petit nombre de soldats pouvaient défendre. L'origine de la plupart des grands établissements romains en Suisse, Lausanne, Moudon, Orbe, Soleure, Ober-Winterthur, peut être ramenée à la fondation de stations.

La carte de Peutinger fait mention d'Yverdon comme étant une station qui conduisait d'Avenches, capitale du pays, à Besançon dans le pays des Séquanais. D'autres voies se dirigeaient d'Yverdon sur Orbe, sur Neuchâtel et sur Lausanne.[1]) La station d'Eburodunum où se croisaient ainsi plusieurs chemins très fréquentés et qui était en même temps un port sur le lac de Neuchâtel, dut rapidement acquérir de l'importance. Des maisons se groupèrent autour de la station proprement dite et formèrent le *vicus Eburodunensis.*

Eburodunum commença en effet par être un vicus, un village, un endroit habité non entouré de murailles. Cette assertion est contraire à l'opinion commune mais n'est pas pour cela moins facile à prouver: L'histoire nous apprend que toutes les villes de l'intérieur de l'empire purent rester ouvertes environ pendant les trois premiers siècles de la domination romaine, jusqu'à l'an 235 de notre ère, époque de la première invasion des Allemanni. C'est seulement alors que l'on commença à fortifier les villes éloignées des frontières. Les auteurs s'accordent à reconnaître qu'il n'existe dans l'intérieur de la Gaule aucun mur de ville antérieur à la seconde moitié du troisième siècle et il serait bien singulier qu'Eburodunum eût fait exception à la règle. Il ne s'est rencontré dans ses ruines aucun autre reste de fortification que le Castrum, lequel ne date point des premiers temps de la domination romaine, puisqu'il offre des restes d'importants édifices romains jusque dans ses fondements.[2]) Enfin les inscriptions N°s 6 et 7 désignent expressivement Eburodunum comme un vicus. Soleure, Lausanne, Vindonissa, Baden, Zürich n'étaient aussi que des vici, mais leurs ruines prouvent que cette dénomination n'exclut point l'idée d'une localité florissante.

On doit admettre que les restes du vicus Eburodunensis forment la couche inférieure des débris romains, celle qui présente des traces d'incendie bien caractérisées. L'existence de cette couche a été constatée, sans aucune solution de continuité, de l'extrémité occidentale des Jordils, à l'extrémité orientale du pré de la Cure c'est-à-dire sur une ligne qui s'étend de la Thièle au nouveau lit du Buron. L'ancien Eburodunum aurait donc eu une longeur d'environ 900 mètres et l'on peut estimer sa largeur moyenne à 100 mètres. Ce n'était qu'une rue bordée de maisons des deux côtés, maisons qui, aux Jordils seulement ont été trouvées rapprochées et alignées. Les objets trouvés aux Bains mettent hors de doute l'existence dans cet endroit d'un groupe d'habitations, déjà pendant qu'Eburodunum n'était qu'un vicus c'est-à-dire pendant la période la plus prospère de l'Empire romain.

---

[1]) La route d'Yverdon à Lausanne était pourvue de milliaires. L'un d'eux trouvé à Entreroches fut placé sous le règne de l'empereur Adrien et constate ainsi l'ancienne origine de ce chemin.

[2]) »La plupart des murs militaires de construction gallo-romaine ont pour fondations des blocs considérables de pierres taillées et souvent sculptées, provenant d'édifices détruits.« Cours d'antiquités monumentales par Mr. de Caumont. Paris 1831.

On n'a retrouvé en place que les fondements des maisons d'Eburodunum. Ces fondements sont solides, bien cimentés, mais ne peuvent donner qu'une idée bien vague des édifices dont ils ont été la base. Pour obtenir des renseignements sur la partie des habitations qui était au-dessus du sol, il faut recourir aux murs du Castrum. Là ont été employés comme matériaux des pièces travaillées qui ont dû faire partie de constructions monumentales. Les inscriptions prouvent que les dieux du paganisme avaient ici des temples et des autels et que parmi les habitants de la ville il s'en trouvait qui étaient distingués par leur instruction ou leur richesse. Elles nous apprennent aussi qu'Eburodunum, comme du reste tous les vici, avait une espèce d'organisation communale. Ses magistrats présidaient les réunions des habitants, et celles-ci prenaient des décisions.

Eburodunum faisait partie du territoire d'Avenches et son temps le plus florissant doit avoir été, comme celui de cette dernière ville, l'époque des Flaviens, des Trajan, des Adrien et des Antonins. A cette époque demeurait dans la colonie de vétérans, fondée à Avenches par Vespasien, une famille romaine très-distinguée, celle des Camille. Un de ses membres, Caïus Julius Fabius Camillus avait pris part à la fondation de la colonie. L'empereur Claude lui avait décerné une lance d'honneur et une couronne d'or. [1]) On l'avait honoré de la dignité de prêtre d'Auguste et après sa mort on avait érigé un monument public à sa mémoire. D'autres membres encore de cette famille remplirent des fonctions élevées, des fonctions d'honneur soit à Avenches soit ailleurs. Les Eduens et les Helvétiens rendirent des honneurs funèbres publics à Caïus Valérius Fabius Camillus et les Helvétiens lui érigèrent des statues publiques. L'inscription qui nous l'apprend est dûe à cette excellente voisine des Eburoduniens, Julia Camilla Festilla dont fait mention l'inscription N° 7. Les vici choisissaient des patrons, des protecteurs parmi les hauts dignitaires de l'Empire, ou au moins parmi les fonctionnaires dont l'influence pouvait les préserver d'actes oppressifs. L'inscription N° 6 décernée à Caïus Flavius Camillus président de la colonie d'Avenches nous indique qu'il était patron d'Eburodunum et qu'il avait rendu d'importants services à ses habitants.

C'est sans aucun doute pendant cette première période de la domination romaine, époque de paix et de prospérité, que l'on avait élevées dans la contrée d'Eburodunum, à Yvonand, à Ursins et ailleurs les belles maisons de campagne dans les ruines desquelles ont été trouvées des mosaïques remarquables ainsi que les statuettes en bronze figurées Pl. II. fig. 1. 3. 6.

Il est connu que, sous le règne de Gallien (empereur de l'an 253 à l'an 268), les Allemanni ravagèrent l'Helvétie et brûlèrent Avenches qui dès lors ne put jamais se relever. Les irruptions se succédèrent et ce n'est qu'avec peine que l'on put pendant un certain temps encore défendre la frontière du Rhin. Il est vraisemblable que, lors de la ruine d'Avenches, le vicus d'Eburodunum ne fut pas épargné et que c'est à cette époque qu'il faut faire remonter l'incendie général dont les ruines sont si évidentes ainsi que la construction du Castrum.

La construction d'une forteresse marque le commencement de la seconde période de l'histoire d'Yverdon pendant la domination romaine. Les restes de cette période sont les ruines du Castrum, le cimetière découvert en l'Isle et la couche supérieure de débris romains qui repose sur les restes de l'incendie et contient un si grand nombre de médailles des successeurs de Gallien. Il a déjà été dit que cette couche se reconnaît aisément aux Jordils tandis qu'elle manque au pré de la Cure.

---

[1]) Voir les inscriptions trouvées à Avenches, dans l'ouvrage déjà cité de Mr. Th. Mommsen.

On peut en conclure qu'après la construction de la forteresse on ne releva pas des habitations dans cette dernière localité et que la ville fut réduite à l'étendue des Jordils. Cette diminution d'à peu-près la moitié n'a rien d'extraordinaire et n'est pas particulière à Yverdon. Lorsqu'on fortifia les villes romaines, il fallut partout concentrer les habitations sur les points les plus faciles à défendre et les villes ouvertes que leur position ne permettait pas de défendre avec avantage furent abandonnées et transportées ailleurs dans des emplacements plus favorables. [1])

Pendant cette seconde période c'est le Castrum qui joue le rôle principal. Cela est indiqué par le changement du nom de la localité: le vicus d'*Eburodunum* est devenu le *Castrum Ebrodunense.*

Au point de vue de la défense locale la position du Castrum s'explique assez facilement. La ville, placée aux Jordils, avait au Nord la rive du lac, au Sud un marais impraticable, à l'Ouest la Thièle. Le Castrum devait être élevé du côté de l'Orient, du côté le plus faible qu'aucun obstacle naturel ne protégeait. Au moyen âge, les circonstances locales étant à peu-près les mêmes, c'est aussi du côté de l'Orient que le château encore existant fut élevé; mais tandis que la ville du moyen âge était entourée d'une muraille flanquée de tours, il n'a été retrouvé aucun vestige de mur d'enceinte autour de la ville romaine.

Dans le catalogue des provinces romaines et dans les autres catalogues, le Castrum Ebrodunense est toujours nommé à côté de Besançon, Nyon, Avenches, Bâle, Windisch, Strasbourg et Basel-Augst, ce qui semble indiquer que les Romains attachaient de l'importance à cette forteresse au point de vue de la défense générale du pays. Son importance ressort aussi de ses dimensions car elle compte; parmi les plus grandes de la Suisse. D'après Mr. Ferd. Keller [2]) le castel de Zurich mesurait 5,400 mètres carrés, celui de Pfin 11,700, d'Ober-Winterthur 7,200, d'Irgenhausen 4,050, de Stein 9000. Celui d'Yverdon qui couvre une espase de 18,000 mètres carrés était presque deux fois aussi étendu que le plus grand de ceux qui viennent d'être cités.

La situation d'Yverdon peut expliquer la valeur de cette ville comme station militaire: Le marais, le lac et la Thièle rendaient la défense facile. Là se croisaient plusieurs routes importantes, et la garnison, pour peu qu'elle fût nombreuse pouvait barrer le chemin à un ennemi s'avançant des bords du Rhin, par la vallée des lacs de Neuchâtel et de Bienne, vers le lac de Genève et le Grand St-Bernhard. De plus la forteresse d'Yverdon couvrait un des passages par lesquels on peut franchir la ligne naturelle de défense que forment les marais de Seeland et le lac de Bienne, barrière de seize

[1]) »La ville la plus importante de la Norique était *Virunum*. On en voit les ruines dans une belle plaine située »au Nord de Klagenfurt, la capitale actuelle de la Carinthie. Virunum date des temps de la splendeur de Rome et l'on »y a même trouvé des marbres, entr' autres un torse de prix, chose rare dans les stations romaines au nord des Alpes. »Il paraît que Virunum fut détruit lors de la première grande invasion des barbares et que la ville fut ensuite recon- »struite sur une hauteur voisine où l'on retrouve les ruines d'une cité fortifiée qui doit s'être maintenue encore quelque »temps après que les communications régulières avec Rome avaient été interrompues. Cette seconde station a le caractère »d'un établissement militaire et les fouilles n'en ont tiré que des produits d'une industrie bien plus grossière que celle »qui a laissé de si belles traces dans la plaine. On a donc ici deux établissements correspondant aux deux époques »de la splendeur et de la décadence, seulement ces deux établissements, au lieu d'être, comme d'ordinaire, superposés »sur le même emplacement, sont juxtaposés sur deux emplacements voisins, ce qui en facilite beaucoup l'étude au »point de vue surtout de la distinction des âges.« (Communication de Mr. A. Morlot.)

[2]) Römische Ansiedelungen der Ost-Schweiz. Zürich 1860.

lieues de longueur qui sépare le pied du Jura de l'intérieur de la Suisse et qui n'est traversée que par trois routes, celle de Chavornay à Orbe, celle d'Yverdon et celle qui passe entre les lacs.[1]) De ces trois passages, celui d'Yverdon devait être le plus important parce que là passait la route d'Avenches à Besançon. Enfin les Romains paraissent avoir utilisé les lacs pour faciliter leurs opérations militaires. On lit dans la Notitia dignitatum: »In provincia Gallia Riparensi. Praefectus classis Barcariorum Ebruduni Sapaudiae.« Il paraît résulter de ce passage qu'il y avait à Yverdon un chef militaire commandant une flotille de guerre que les Romains auraient entretenue sur nos lacs, sans doute afin de rester les maîtres d'une voie économique, prompte et surtout sûre qui permettait de communiquer avec les postes placés sur les deux rives et peut-être même avec Soleure où les barques se rendent encore facilement aujourd'hui. [2]) A ce sujet Mr. le Dr. F. Keller écrit: »On ne peut décider s'il est »ici question d'Yverdon ou d'Embrun sur la Durance dans le département français des Hautes Alpes »(Eburodunum Caturigum ad Druentiam flumen). Ce qui parle en faveur d'Embrun, c'est que le Prae»fectus Classis Barcariorum est porté au nombre de ceux de la province Gallia Riparensis avec la »définition plus exacte »Sapaudiae«. Cette province, selon Ammien, commence à la sortie du Rhône »du lac Léman, et dans ce chapitre il n'est réellement question que de communications avec le Rhône, »avec Marseille et la mer Mediterranée. Böcking l'éditeur de la Notitia dignitatum, se décide pour »Yverdon: Embrun, dit-il, est très-élevé dans la montagne, et la Durance est un torrent tellement »impétueux qu'il est impossible qu'une flotille ait pu y stationner. A l'appui de cette opinion, la »Notitia dignitatum, à la rubrique de la province Rhétie, indique un commandant de flottille pour »la protection des rivages romains et de colonies romaines sur le lac de Constance. Il n'est pas »impossible que les rives des lacs de Neuchâtel et de Bienne aient été placées sous la protection »d'un certain nombre de barques de guerre dans un temps où les Allemanni répétaient si souvent »leurs incursions sur le territoire helvétien. Cependant nous avouons que nous donnons la préférence »à la première opinion.«

La notice des dignités de l'Empire et le catalogue des provinces romaines, qui datent du Vème siècle, faisant encore mention du Castrum Ebrodunense, il paraîtrait que les derniers soldats romains quittèrent Yverdon seulement alors que toute défense de l'Empire en deçà des Alpes fut devenue impossible et que le Castrum se conserva jusqu'à la dernière catastrophe qui commença pour la population romaine dans les premières années du Vème siècle, lors de la terrible invasion de Radagaise en Italie (405) et de la grande irruption des peuples germains dans les provinces gauloises (407). Alors fut détruit tout ce qui restait d'établissements romains ou de places fortes à proximité du Rhin

---

[1]) Ce dernier passage était déjà utilisé par les Romains. La chaussée qu'ils y avaient établie, connue aujourd'hui sous le nom de Heydenweg, a été décrite par Mr. le Dr. Ferd. Keller dans l'Indicateur d'histoire et d'antiquités suisses No. 1 année 1856.

[2]) Plusieurs auteurs ont dit que ce Praefectus classis Barcariorum était un fonctionnaire qui devait faire embarquer les sapins coupés dans les forêts du Jura et les conduire par la Thièle, le lac de Bienne, l'Aar et le Rhin jusqu'à l'Océan où ils auraient servi aux besoins de la flotte romaine.

ANTIQUITÉS DES PREMIERS SIÈCLES DU MOYEN-AGE.

Vers le milieu du Vème siècle, les Romains, ne pouvant plus résister aux hordes nombreuses qui envahissaient l'Empire abandonnèrent aux Burgondes l'Helvétie occidentale et plusieurs autres provinces. Il est connu que ceux-ci arrivèrent dans nos contrées non en ennemis, mais comme auxiliaires, qu'ils s'établirent au milieu des Gallo-Romains, partagèrent avec eux terres et esclaves, et que le chef des Burgondes devint le roi du pays. L'état burgonde resta indépendant durant un siècle environ, puis il tomba sous la domination des Francs qui le gouvernèrent jusqu'en 888 c'est-à-dire pendant le règne des princes mérovingiens et carlovingiens.

Les restes de cette période burgonde et franque sont surtout des tombeaux découverts au Pré de la Cure et aux Jordils.

Cimetière du Pré de la Cure.

Ce cimetière occupait l'extrémité occidentale du Pré de la Cure et reposait sur les ruines de bâtiments romains.

Les squelettes découverts ont été fort nombreux. Ils avaient appartenu à des personnes de sexes et d'âges différents, même à des enfants. Chacun remarquait combien était grand le nombre des têtes qui avaient encore toutes leurs dents parfaitement conservées et peu usées; on en concluait naturellement que les individus étaient morts jeunes. Le fait était si frappant que la plupart des personnes présentes croyaient qu'au lieu d'un cimetière ordinaire on avait retrouvé l'ossuaire d'un champ de bataille.

La profondeur des fosses variait de 45 à 75 centimètres. Les squelettes étaient étendus sur le dos les bras allongés sur les côtés et la face tournée vers l'Orient.

Un petit nombre de squelettes gisaient dans des tombes murées, mais la plupart reposaient en terre libre et on retrouvait auprès d'eux les clous des cercueils en bois dans lesquels ils avaient été enterrés. Les tombes murées étaient des fosses rectangulaires, un peu élargies à l'extrémité où se trouvait la tête, et profondes d'environ 60 centimètres. Les côtés étaient formés par des murs secs épais de 20 à 30 centimètres, quelquefois aussi par d'énormes briques posées de champ. Le fond de la fosse sur lequel reposaient les ossements était un simple lit de sable fin, ou bien une couche de stuc très-dur formée de chaux et de brique pilée. Dans une de ces tombes le cadavre était étendu sur trois grandes briques, et dans plusieurs autres, la tête reposait sur une brique comme sur un oreiller. Deux de ces fosses ont été trouvées couvertes de pierres plates, mais en général elles étaient découvertes. Vraisemblablement les pierres qui les couvraient auront été enlevées lorsqu'on a cultivé ce sol, parce qu'elles étaient trop près de la surface pour ne pas être heurtées par la bêche ou la charrue. Il n'y avait pas de clous dans ces tombes murées; le mort n'y avait pas été mis enfermé dans un cercueil en bois, et la position de la tête que l'on trouve toujours contre un des côtés de la tombe montre que, au moins pendant la putréfaction, le cadavre n'était pas entouré de terre et que la fosse était couverte.

Quelques squelettes étaient accompagnés d'objets qui, par leur position, montrent que l'on avait la coutume d'ensevelir les morts, vêtus, armés et parés comme ils avaient pu l'être pendant leur vie.

Près d'un squelette d'homme, qui avait été enseveli dans un cercueil en bois, se trouvait (Pl. III. fig. 1. 2. 3. 4): le long de la jambe droite, un coutelas en fer long de 0^m^,37 tranchant d'un

seul côté, de plus une petite lamelle en bronze argenté qui paraît avoir été un ornement du fourreau sur lequel elle était fixée au moyen de petits clous; sur l'une des faces de cette plaque sont gravés deux dragons entrelacés. Sur le bassin du même squelette, une agrafe de ceinturon, en fer avec sa contreplaque, l'une et l'autre sont damasquinées. Sous la colonne vertébrale, une plaque carrée en fer également damasquinée, qui était sans doute placée au milieu du ceinturon pour ajouter derrière un ornement analogue à celui que l'agrafe avec sa contreplaque formaient sur le devant.

Auprès d'un squelette de jeune femme il y avait (Pl. III. fig. 5. 6. 7): à la ceinture, un peu du côté droit, une boîte sphérique en bronze, à charnière, pouvant s'ouvrir en deux moitiés égales; elle renfermait des graines ressemblant à celles du persil. Près des mains du même squelette était une bague en argent et, sur les côtés du crâne, deux grandes boucles d'oreilles en argent avec pendant cilindrique en filigrane.

Un squelette de femme de 15 à 18 ans avait près du crâne un grand anneau en bronze avec un trou pour passer un cordon et autour du cou un collier de perles en verre bleu; les unes sont unies, d'autres façonnées en côtes de melon, d'autres encore présentent des points ronds d'un bleu plus foncé entourés d'un cercle d'émail blanc. Aux perles de verre s'ajoutaient deux grains d'ambre percés, l'un uni, l'autre façonné en côtes de melon. Près du même squelette se trouvait une petite bague en bronze et un anneau en bronze semblable à une boucle de rideau. (Pl. III. fig. 17.)

Auprès d'un squelette de femme se trouvaient deux grandes fibules argent doré ornées sur leur pourtour de onze grenats (Pl. III. fig. 11). Ces deux fibules étaient placées une de chaque côté dans les mains du cadavre. Une des phalanges des doigts en contact avec la fibule était couverte de vert de gris.

Les objets suivants ont été recueillis sans que leur position par rapport au squelette ait pu être observée:

Quatre coutelas semblables à celui qui est représenté Pl. III. fig. 1. La longueur des lames varie de 40 à 60 centimètres.

Garniture en bronze d'un fourreau de coutelas. Pl. III. fig. 20.

Trois petits couteaux en fer qui ne peuvent se fermer. Longueur des lames 7 à 10 centimètres.

Un tronçon d'épée à deux tranchants. Pl. III. fig. 10.

Une petite hache en fer. Pl. III. fig. 18.

Un fer de lance. Pl. III. fig. 13.

Une pointe de trait en fer, forme harpon. Pl. III. fig. 14.

Plusieurs agrafes en fer, damasquinées. L'une d'elles est très-grande, 18 centimètres de long sur 9 de large. La mieux conservée de ces agrafes est dessinée Pl. III. fig. 9. La damasquinure offre des filets d'or entremêlés avec des filets d'argent.

Agrafe symbolique en bronze sur laquelle sont fort grossièrement gravés deux prêtres adorant la croix et tournant le dos à des idoles. Pl. III. fig. 12.

Agrafes en bronze. Pl. IV. fig. 26. 27. 28.

Des anneaux circulaires en fer et en bronze.

Deux pincettes en bronze. Pl. IV. fig. 17.

Deux bagues en bronze avec châton pour cachet. Pl. IV. fig. 5 et 7.

Bracelets en bronze. Pl. III. fig. 15 et 16 et Pl. IV. fig. 10. 11. 12[a] et 14.

Une fibule en argent avec rubis ou grenats incrustés sur le pourtour. Pl. III. fig. 8.
Boucle d'oreille en or ornée de verre de couleur. Pl. IV. fig. 3.
Bague en or dont le châton est orné de la même manière. Pl. IV. fig. 4. [1])
Fragment d'un peigne en os. Pl. IV. fig. 25.
Bouton conique en bronze. Pl. III. fig. 21.
Collier ou tour de tête en bronze. Pl. IV. fig. 15.
Disque circulaire en plomb présentant sur une de ses faces une croix en relief, c'est peut-être une amulette. Pl. IV. fig. 9.
Fourchette en fer. Pl. IV. fig. 19.
Espèce d'aiguillette en fer dont l'extrêmité opposée à la pointe est courbée en anneau. Pl. III. fig. 23.
Serpette en fer. Pl. III. fig. 19.
Fragment de grands ciseaux en fer. Pl. III. fig. 22.
Perçoir en fer. Pl. III. fig. 24.
Une cuiller en os. Pl. IV. fig. 1. [2])
Coupe en verre. Pl. IV. fig. 22. [3])
Deux fragments d'un vase en terre grise, non vernie, sur lesquels une main peu hâbile a tracé une suite de sillons en croix séparés par des sillons verticaux.

Les tombeaux découverts à Zürich par Mr. le Dr. F. Keller, [4]) en Normandie par Mr. l'abbé Cochet. à Cheseaux près Lausanne par Mr. Fréd. Troyon, en Savoie par Mr. Gosse, à Dijon par Mr. Baudot offrent avec les nôtres la plus grande analogie. Le mode d'inhumation est le même et, pour qui a étudié les mémoires de ces savants observateurs, le cimetière du pré de la Cure n'offre qu'un bien petit nombre de détails nouveaux. Tous ces archéologues s'accordent pour attribuer ces sépultures aux populations qui occupèrent notre pays après la chûte de l'empire romain et ils les font dater du Vème au IXème siècle de notre ère. Ils considèrent comme étant de la même époque la pierre sur laquelle se trouve l'inscription suivante: [5])

✝ IN DEI NOMEN FRAMBERTVS PONERE CVRA
VIT HVNC LABIDEM SVB QVO REQVIESCIT FAMO
LA DEI EVFRAXIA MONACHA

Au nom de Jésus notre Seigneur Amen. Frambertus a fait placer cette pierre sous laquelle repose la religieuse Eufraxia servante de Dieu.

---

[1]) Ces deux derniers objets ont été recueillis il y a un grand nombre d'années par Mrs. Cordey, auprès d'ossements humains dans une de leurs propriétés à côté du pré de la Cure.

[2]) Les ouvriers rapportent qu'ils ont trouvé cette cuiller avec un petit vase, un coutelas et une agrafe damasquinée dans une tombe murée, dont les côtés et le dessus étaient si bien cimentés que la terre n'avait pu pénétrer à l'intérieur.

[3]) Ce petit objet, ainsi que plusieurs autres parmi ceux que nous avons énumérés, appartient à Mr. l'ingénieur de Kietzell qui nous a communiqué avec la plus grande obligeance tous les renseignements qu'il a pu recueillir sur le cimetière du pré de la Cure.

[4]) Voir Remarques générales sur les anciennes sépultures en Suisse par F. Keller. 1846.

[5]) Cette pierre a été trouvée enchassée dans un mur près du château actuel d'Yverdon. Voir Crottet, Histoire et annales d'Yverdon pag. 39.

Sépultures trouvées aux Jordils.

On a trouvé, à peu près vers le milieu des Jordils, parmi les ruines de l'ancienne ville romaine quelques tombeaux qui présentent plusieurs des caractères de ceux du Pré de la Cure et paraissent dater de la même époque. Il a été là, de mémoire d'homme, mis à découvert une cinquantaine de squelettes. Un sarcophage formé par des tuiles romaines entières renfermait les ossements d'un petit enfant. Un encadrement en maçonnerie recouvert de pierres plates contenait le squelette d'une femme. Un autre squelette placé aussi dans une tombe murée était accompagné d'une vieille épée [1]) avec les fragments d'un ceinturon. Plusieurs autres cadavres trouvés gisaient en terre libre, à environ $0^{m},60$ de profondeur, la face tournée vers l'Orient, et auprès de quelques uns d'entre eux se trouvait un coutelas en fer, court, tranchant d'un seul côté.

Les objets suivants ont été trouvés aux Jordils mêlés aux débris romains, mais paraissent appartenir à une époque moins ancienne.

Une lamelle en bronze (Pl. IV. fig. 2) dont la gravure est pareille à celle des temps mérovingiens.

Une plaque carrée en bronze (probablement de ceinturon) du même caractère que la précédente. Pl. IV. fig. 16.

Une épingle à cheveux en bronze. Pl. IV. fig. 8.

Des épingles semblables ont été trouvées dans des tombeaux de l'époque mérovingienne. [2])

Pl. IV. fig. 20. Fragment d'une fibule semblable à celle qui est représentée Pl. III. fig. 8.

Un grain de collier en verre émaillé. Pl. IV. fig. 13.

Un dit très-grand en verre. Pl. IV. fig. 18.

Bague en bronze avec châton pour cachet. Pl. IV. fig. 6.

Un disque en bronze découpé à jour (peut-être romain?) Pl. IV. fig. 21.

Une monnaie en or. *Avers:* Profil regardant à gauche au devant duquel est une petite croix. Légende FRODOLINVS M. — *Revers:* Croix entre le chiffre VII. Légende ENNALIV . .

Mr. Henri Pittet nous a donné une seconde monnaie en or mérovingienne. *Avers:* Tête regardant à droite au devant de la quelle est une petite croix. Légende MAV INV MON. — *Revers:* Une croix. Légende VAILIANIS CIVI.

Il paraîtrait que quelques monnaies en or mérovingiennes ont été frappées à Yverdon. Nous trouvons dans l'ouvrage sur les *bractéates de la Suisse* par H. Meyer (Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft, Zürich 1845) l'indication d'une pièce qui présente. *Avers:* La tête d'un roi. Légende EBERDVNO FIT. *Revers:* Croix entre le chiffre VII. Légende DOMARICVS MVN. On n'est pas très-sûr s'il faut entendre par là la ville d'Yverdon ou bien la ville d'Embrun en France qui porte un nom semblable (Ebrodunum).

Pl. II. fig. 12 est une grande et belle agrafe en fer damasquinée que a été trouvée aux Jordils dans le lit de l'ancien Buron.

Les tombeaux des premiers temps du moyen âge qui ont été découverts au Pré de la Cure et aux Jordils supposent un lieu habité dans le voisinage. A en juger par la beauté de quelques uns des objets trouvés près des squelettes et par l'inscription à la mémoire de la religieuse Eufraxia, la

---

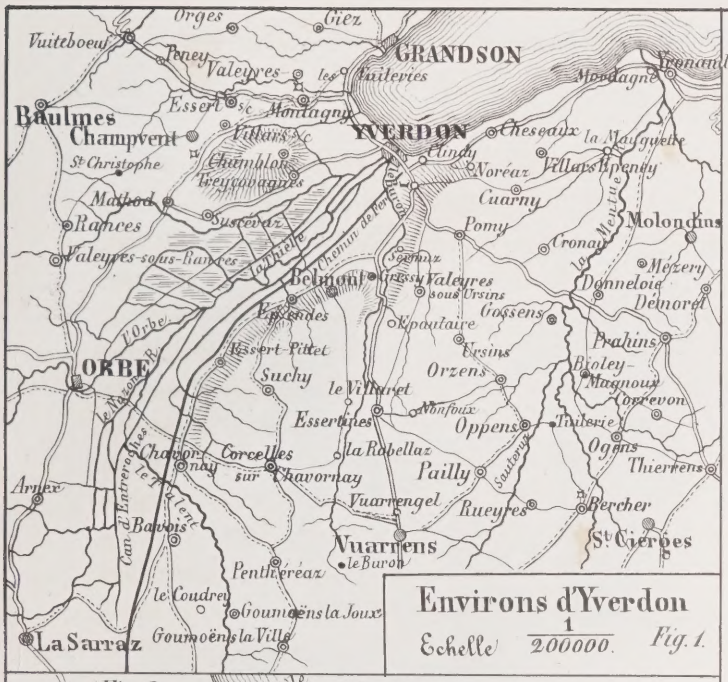
[1]) Crottet, Histoire et annales d'Yverdon pag. 25.

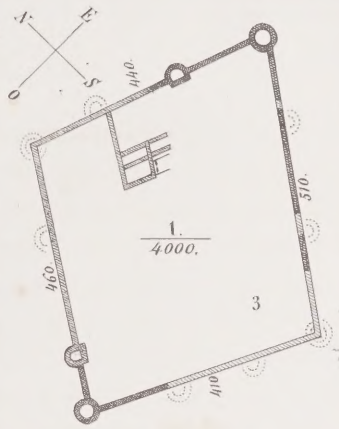
[2]) Voir Description des tombeaux de Bel air par Fréd. Troyon Pl. I. fig. 13.

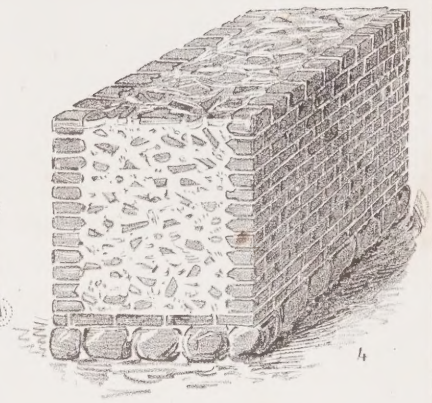
population de cet endroit jouissait d'une certaine aisance, mais, jusqu'à présent, l'étendue et l'emplacement de l'Yverdon de cette époque sont inconnus et la présense de tombeaux au milieu des Jordils fait supposer que si cette partie de l'emplacement de la ville romaine a été habitée pendant la domination des Burgondes et des Francs, elle ne l'a pas été pendant toute sa durée. Les documents écrits ne fournissent sur ce sujet que des renseignements bien incertains. Dans la géographie de l'anonyme de Ravenne, qui, d'après les éditeurs les plus récents Pinder et Parthey, a été écrite dans le VIIème siècle, *Ebroduno* compte au nombre des villes de la contrée des Burgondes. Monsieur Crottet prouve par l'analyse d'anciens manuscrits [1]) que, déjà avant le IXème siècle, il existait dans le voisinage de la forteresse romaine un ermitage qui subsista jusqu'en 1560 et une chapelle qui en 886 se trouvait en possession de diverses propriétés et fut donnée par l'empereur Charles le Gros, le dernier des Carlovingiens à Voldegise vassal du comte Rodolphe, gouverneur et plus tard roi de la Bourgogne transjurane. Cette chapelle dit Mr. Crottet fut démolie vers la fin du Xème siècle et remplacée dans le même endroit par une église plus considérable qui subsista jusque vers l'an 1556—1561 sous la dénomination d'église de la Bienheureuse Vierge Marie d'Acre [2]) titre qui, dit Mr. Crottet, lui fut sans doute donné pour perpétuer le souvenir de la prise d'Acre par les croisés.

[1]) Voir le Cartulaire du chapitre de Notre-Dame de Lausanne rédigé par le prévôt Conon d'Estavayer (1228—1242) T. IX. des Mémoires de la Société d'histoire de la Suisse romande, et Crottet, Histoire d'Yverdon pag. 32.

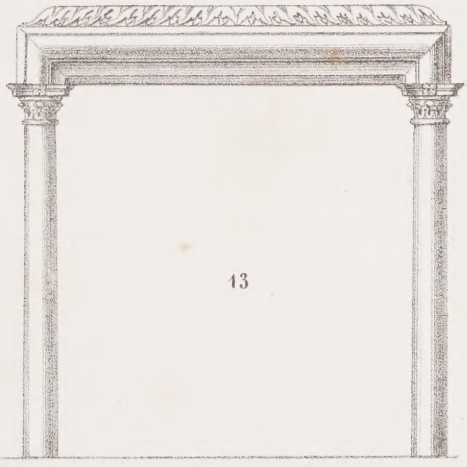
[2]) Ecclesia Beatae Mariae Virginis acrasensis ou acranensis.

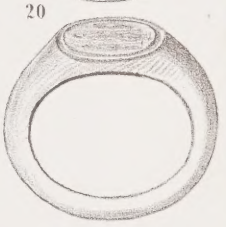


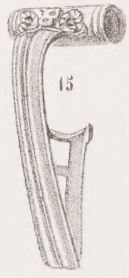


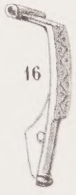


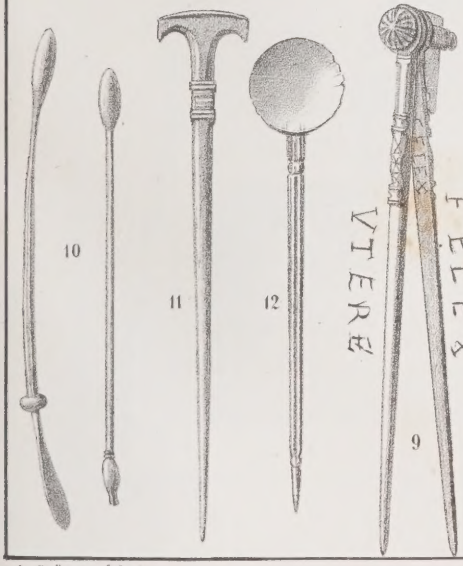
(Fig. 2. (Nord.)

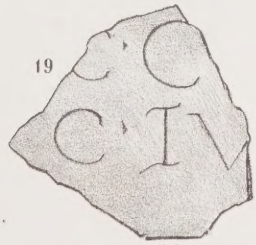


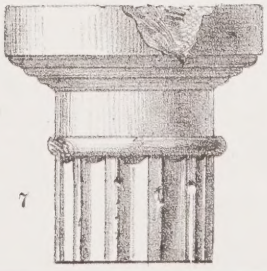












A. Gräter del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

1

2

3

4

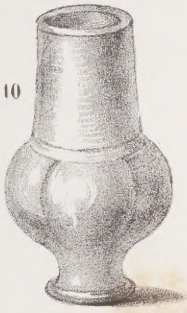
5

6

6a

DAEO
MERCVRIO
IVL·IVLIANA
V·S·L·M

9


10

11

12

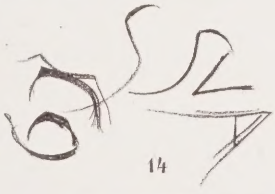
7

8

13

SARNIN

L·TAR·
14


14

PLACIDV

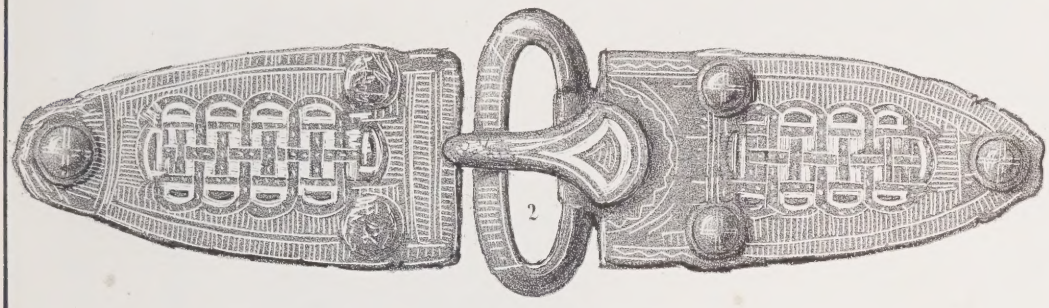
15 ACVTA IRMO

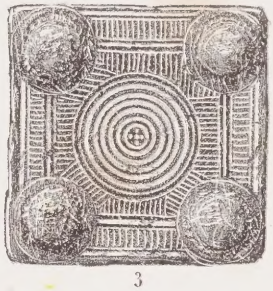
14 IVLIAN PRIM 14

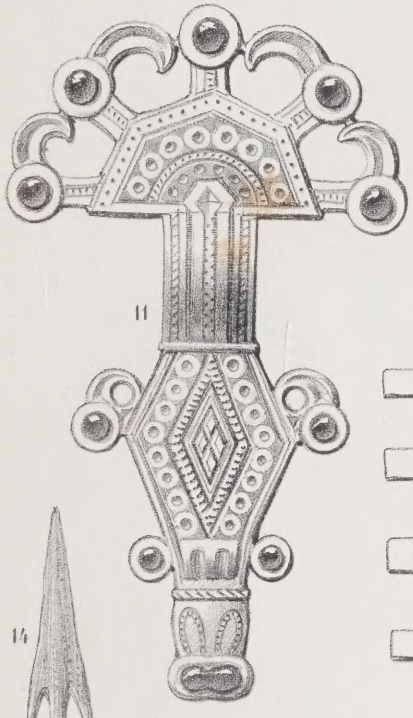
CRESTI COIVS·FE
14 15

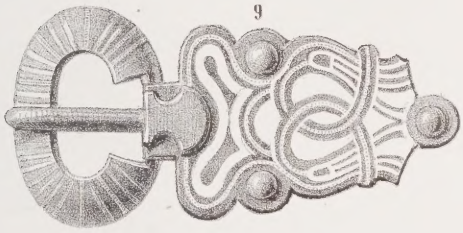
A. Gräter del.

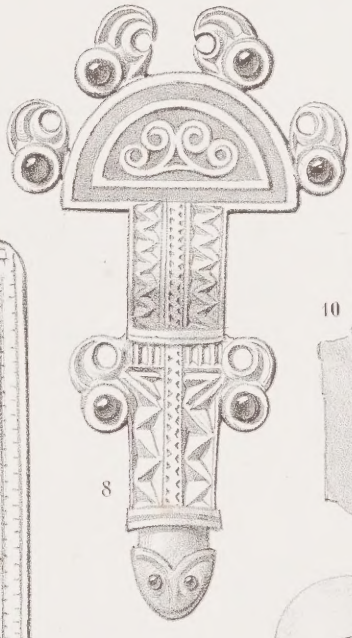
Druck v. J. Hofer, Zürich.

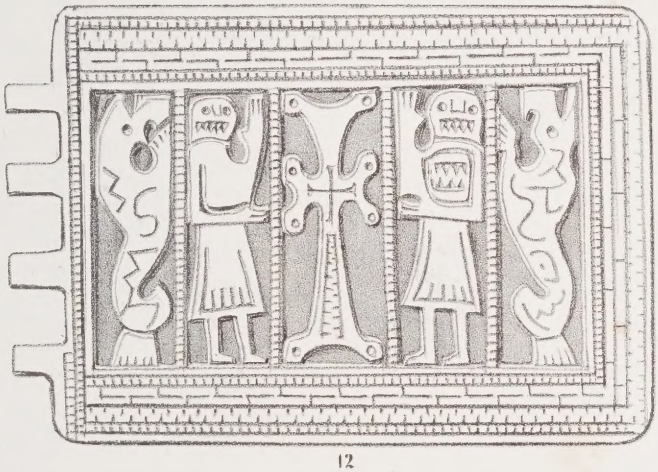


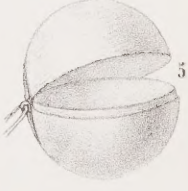


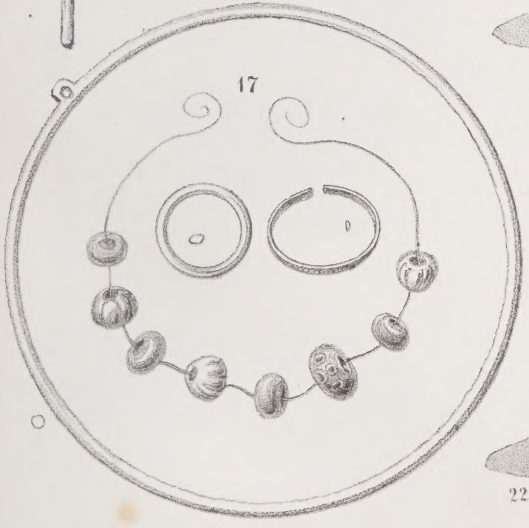


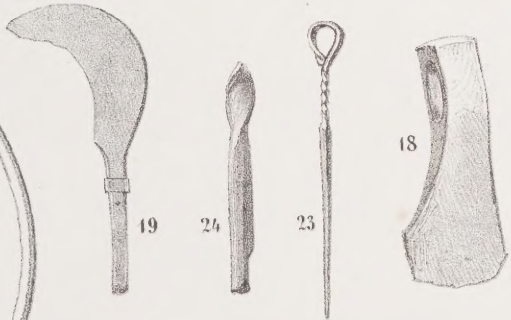


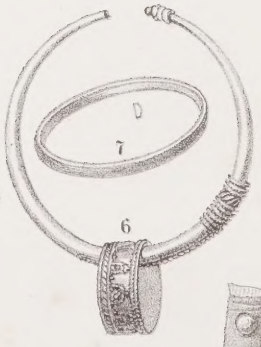


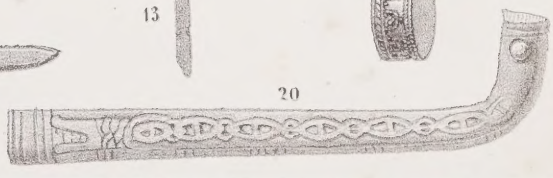












A. Gräter del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

A. Gräter del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

Römische Alterthümer

aus

VINDONISSA.

Mit Erläuterungen

von

Otto Jahn.

Zürich.
In Commission bei S. Höhr.
Druck von David Bürkli.
1862.

verlor. Sowie die Mehrzahl der dort gefundenen Inschriften Grabmälern von Offizieren und Gemeinen der elften und einundzwanzigsten Legion angehört [3], so haben auch die meisten Gegenstände durch ihre Bestimmung und Verzierung ein soldatisches Gepräge.

Zu diesen gehören auch die bronzenen Beschläge der Schwerterscheiden, welche Taf. I., 1—6, abgebildet sind. Sie wurden mit der Mehrzahl der auf den folgenden Tafeln mitgetheilten Lampen im Jahr 1855 beim Bau der Eisenbahn Zürich-Aarau nicht innerhalb der alten Festung, sondern zunächst ausserhalb derselben gefunden. Die römische Ringmauer, deren Ueberreste gegenwärtig sich nirgends mehr über den Boden erheben, lief nämlich auf der Nordseite des Plateaus, auf welchem Vindonissa sich ausbreitete, hart am Rande des Abhangs hin, der hier ziemlich jähe nach dem Bette der Aar abfällt. Bei Anlegung der Eisenbahn, welche am Fusse dieses Abhanges hingeführt wurde, fanden bedeutende Grabungen statt, durch welche römische Geräthschaften von Eisen, Bronze, Glas und Thon in solcher Menge zum Vorschein kamen, dass durch deren Vereinigung ein hübsches kleines Museum gebildet werden konnte. Diese Gegenstände, die fast alle mehr oder weniger beschädigt sind, waren also, während die Festung noch bestand, im Kehricht über die Mauer hinausgeworfen, oder auch, nachdem der Platz durch die Alemannen zerstört worden war, bei der Entfernung des Schuttes, um den Boden für die Landwirthschaft zu benutzen, an den Abhang getragen worden.

Diese Mundbleche der Schwertscheiden sind aus Bronze, einer Mischung von Kupfer und Zinn, ohne anderweitigen Zusatz, verfertigt. Das Relief ist auf der Stanze hervorgebracht, nicht getrieben, also Fabrikarbeit. Da der Stoff nicht dehnbar war und die Höhe der Figuren mehrere Millimeter beträgt, — der Kaiserkopf tritt 4 Millimeter über die Grundfläche hervor — so entstanden an den Rändern einiger Figuren Risse. Der Metallstreifen wurde, nachdem er durch den Schlag des Arbeiters auf der Stanze die Eindrücke erhalten hatte, umgebogen und die Enden desselben durch Löthung verbunden. Die Rückseite ist ganz flach und nur die vordere Seite mit Relief verziert. Sämmtliche Bleche sind mit einer ziemlich dick aufgetragenen, schwarzen, offenbar aus Kienruss bestehenden Farbe überzogen, die sich im Wasser nicht auflöst. Dass dieselben am oberen Ende der Schwertscheide angebracht waren, ist nicht zu bezweifeln, denn man bemerkt noch an einem derselben zwei senkrecht auf die Mundbleche aufgelöthete Metallstreifen. Diese Einfassungen sind, nachdem sie auf die hölzerne Scheide geschoben worden, vermittelst eines Stifts am unteren Rande auf der Rückseite befestigt worden. Aus der Weite der Mundblechöffnungen lässt sich einigermassen die Breite, welche das römische Schwert an der Wurzel hatte, bestimmen [4].

Das erste Relief (Taf. I, 1) stellt einen nackten gefesselten Mann, umgeben von mancherlei

[3]) Mommsen inscr. Helv. 251—260.

[4]) Die Abbildungen Taf. V, 1—3 werden die Einrichtung verdeutlichen. Taf. V, 1 zeigt den Mund der Schwertscheide von oben gesehen, bei allen vier abgebildeten Stücken ungefähr gleich; Taf. V, 2 ist der oberste Theil von Taf. I, 2, von der Vorderseite gesehen; Taf. V, 3 der Querschnitt von Taf. I, 2, vgl. Taf. V, 1 c—d. Auf derselben Taf. V, 4 ist eine andere Art von Mundblechen abgebildet, die statt figürlicher Darstellung mit einem zierlichen Ornament geschmückt sind; sie sind aus dünnem Bronzeblech gemacht, mit der Stanze durchgeschlagen, dann schwarz angestrichen. Auf dieselbe Weise sind die Schwertstiefelverzierungen Taf. V, 5. 6 gearbeitet, die in einen bronzenen Rahmen eingeschoben wurden, weshalb die Ränder ungleich sind. Ferner sind Taf. V, 7—11 Gürtelschnallen abgebildet, die ohne Zweifel zum Schwertriemen gehörten. Sie sind aus Bronze gegossen, die Verzierungen sind tief eingravirt und dann mit einer schwarzen, glänzenden, harten Masse ausgefüllt — ganz eigentliches Niello.

Waffen, die Elemente eines Tropäums, als charakteristischen Schmuck eines Schwertes dar. Gewöhnlich sehen wir am Fusse des Stammes, an welchem die Waffen aufgehängt sind, einen oder noch häufiger zwei einander mit dem Rücken zugekehrte kniende Feinde, deren Hände auf den Rücken gebunden sind[5]. Hauptsächlich zu vergleichen ist die von Mommsen[6] am genauesten herausgegebene Münze mit dem Namen Cäsars, auf welcher ein gallisches Tropäum dargestellt ist, zu dessen Füssen ein nackter gefesselter Barbar in ähnlicher Stellung sitzt, der namentlich auch den durch langes Haupt- und Barthaar ausgezeichneten Kopf in derselben trotzigen Weise, nur mit etwas energischerem Ausdruck, rückwärts und nach oben wendet[7]. Dort macht die deutliche Charakteristik der Waffen als gallischer eine nähere Bezeichnung des Gefangenen überflüssig, auf unserem kleinen Relief dient der schmale Gürtel um den Unterleib ihn als Kelten zu signalisiren, die, wie A. de Longpérier[8] nachgewiesen hat, nicht allein die oft besprochene gewundene Halskette *(torques)*, sondern auch um die Hüften einen ähnlichen runden Gürtel aus edlem Metall trugen, der wie es scheint *cartamera* hiess[9], und deren mehrere von Gold gearbeitete sich in Frankreich gefunden haben. Unter den von Longpérier angeführten Kunstwerken, welche diesen eigenthümlichen Bestandtheil des keltischen Costümes unzweifelhaft darstellen, verdient hier eine kleine bei Rheims gefundene Bronzefigur besonders Erwähnung[10]. Sie stellt einen nackten, auf dem rechten Knie ruhenden Mann, die Hände auf den Rücken gebunden vor, dessen Gesichtszüge, wie das verwilderte Haar denselben Eindruck des barbarischen machen, wie dies bei den bisher betrachteten Gestalten der Fall ist. Auf dem Rücken trägt er den auch sonsther bekannten keltischen Schild und um die Hüften ist ein ähnlicher strickartiger Gürtel gewunden, der mit einem Schlangenkopfe als Schloss verziert ist. Auf der linken Schulter ist noch eine Platte erhalten, welche bestimmt war die Figur eines Feldherrn oder auch der Victoria zu tragen, wie Longpérier durch Vergleichung einer ähnlichen in Bavay gefundenen Bronzefigur eines Galliers beweist, auf dessen Schulter noch der Fuss einer andern Figur erhalten ist[11]. Einen besiegten Gallier zur

[5]) Ovid. epp. III, 4, 104 *stentque super vinctos trunca tropaea visos.* Als Beispiel mögen dienen die Tropäen auf einem pompejanischen Wandgemälde (Zahn III, 83), auf dem Relief eines Frieses (arch. Ztg. XVII, Taf. 128. 129), auf Sarcophagreliefs (S. Bartoli Admir. 20. Lasinio scult. del campo santo 26. Mon. ined. d. inst. 30. 31), auf dem Brustharnisch einer Marmorstatue Trajans (Clarac mus. de sc. 337, 33, vgl. 356), auf einer Lampe (Passeri luc. II, 89).

[6]) Mommsen, die Schweiz in röm. Zeit, n. 9 der Abbildungen, vgl. p. 27. S. auch Cohen méd. cons. 20, 11 ff.

[7]) Noch genauer entspricht dem Barbaren auf der Münze eine bei Chalons-sur-Saône gefundene Bronzestatuette bei Grivaud de la Vincelle (rec. de mon. ant. 23, 5), welche genau dieselbe Stellung zeigt, namentlich das lang ausgestreckte rechte Bein und das straff angezogene linke. Aeusserst lebendig ist der energische Ausdruck von Zorn und Hass in den kräftigen Gesichtszügen, der durch das verwilderte Haupt- und Barthaar noch mehr gehoben wird.

[8]) Longpérier Bullet. archéol. de l'Athenaeum français 1856 p. 41 ff. Taf. 3.

[9]) Ioann. Lyd. de mag. II, 13 *τὴν δὲ ὅλην κατασκευὴν τοῦ περιζώματος οἱ Γάλλοι καρταμέραν* [*λέγουσιν*], *ἣν τὸ πλῆθος καρτάλαμον ἐξ ἰδιωτείας ὀνομάζει· ὅτι δὲ οὐ ῥωμαικὸν τουτὶ τὸ ῥημάτιον μάρτυρ ὁ Ῥωμαῖος Βάρρων ἐν βιβλίῳ πέμπτῳ περὶ ῥωμαικῆς διαλέκτου, ἐν ᾧ διαρθροῦται, ποία μέν τις λέξις ἐστὶν αἰολική, ποία δὲ γαλλική.*

[10]) Grivaud de la Vincelle rec. de mon. ant. 5, 2.

[11]) Eine schöne Bestätigung giebt die in dem römischen Castell von Niederbieber gefundene runde, mit getriebener Arbeit verzierte Silberplatte in Neuwied, welche offenbar als Feldzeichen einer Cohorte gedient hat. Auf derselben ist umgeben von einem Haufen barbarischer Waffen die bekannte Figur des mit gebundenen Händen knieenden Barbaren vorgestellt, und auf die linke Schulter desselben setzt die aufrecht stehende Figur eines römischen Feldherrn in der Rüstung den rechten Fuss. S. Lindenschmit Alterthümer unserer heidn. Vorzeit. Heft VII. Taf. 5.

Verzierung eines Schwertes in Vindonissa angewendet zu finden, darf um so weniger überraschen, da wir uns hier auf gallischem Grund und Boden befinden[12], wo mithin eine Erinnerung an die dort erfochtenen Siege dem Soldaten um so willkommener sein musste. Auch die auf beiden Seiten regelmässig vertheilten Waffen widersprechen dem nicht. Der Dolch, die lange breite Lanzenspitze, die Trompeten mit eigenthümlich verzierter Mündung sind als gallisch bekannt[13], Schild und Helm weichen allerdings von den gewöhnlichen Formen nicht ab. Man könnte dies zwar durch die gewöhnliche Annahme erklären, dass an Tropäen römische und barbarische Waffen vermischt angebracht worden seien — und einem Tropäum vergleichbar sind die hier zusammen gestellten Waffen jedenfalls —, allein gegen dieselbe hat Matthiessen[14] mit Recht eingewandt, dass es dem Sinne eines Tropäum widerspricht, andere als dem Feinde abgenommene Waffen dabei anzubringen, dass dagegen die Darstellungen von Kämpfen mit Barbaren aus der Kaiserzeit zeigen, dass diese zum Theil den römischen gleiche Bewaffnung tragen und dass dies namentlich auch von Helm und Schild gilt. Nicht ganz aufs Reine kann ich mit den beiden Händen kommen, die in dieser Umgebung kaum etwas anderes als Handschuhe vorstellen können, indessen ist mir für deren Gebrauch kein bestimmtes Zeugniss bekannt[15]. *Manicae* werden bei Juvenal[16] unter dem Rüstzeug eines Gladiators erwähnt, bei Fronto[17] als Schutzwaffe eines Bestiarius; die Monumente zeigen, dass dieselben den ganzen Arm bedeckten[18]. Nun gab es zwar Gladiatoren, welche *Galli* hiessen und gewiss wie die *Samnites, Threces, Essedarii,* in ihrer Bewaffnung wenigstens Reminiscenzen des ursprünglich nationalen bewahrten, allein wir wissen nicht, dass dieselben sich solcher Handschuhe bedienten, so dass ein Rück-

[12]) „Vor Ankunft der Römer war *Vindonissa* unzweifelhaft eine gallische Ortschaft. Der Beweis hierfür liegt theils im Namen theils in dem Umstande, dass bei den von Laupper vorgenommenen Ausgrabungen an mehreren Stellen, wie ich selbst gesehen, Ueberreste von gallischen aus Flechtwerk und Thon construirten Hütten, sogenanntes celtisches Geschirr mit den bekannten Verzierungen, Thonkugeln, Feuersteingeräthe u. dgl. zu Tage gefördert wurden." Ferd. Keller.

[13]) Mommsen, die Schweiz in röm. Zeit p. 27. Sie finden sich auch am Tropäum auf dem Reliefschmuck eines pompejanischen Bronzehelms, wo die daneben stehenden Gefangenen ebenfalls als Gallier charakterisirt sind; Nicolini case di Pompei, cas. de' glad. 3

[14]) Matthiessen arch. Ztg. XVII pag. 83 f.

[15]) Eine Gemme der Berliner Sammlung mag wenigstens nicht unerwähnt bleiben, da diese Frage noch nicht aufgeklärt ist. Auf einem Onyx ist *Minerva* vorgestellt, welche ihre Aegis mit dem Gorgoneion schmückt; vor ihr steht ein Harnisch, hinter ihr der Schild mit angelehnter Lanze, auf welchen sie die linke Hand stützt, in der sie einen Handschuh hält, und mit einem solchen scheint auch ihre Rechte bekleidet zu sein. Tölken, Verzeich. der ant. geschn. Steine III. 2, 326. p. 124 f.

[16]) Juvenal sagt von einer Frau, die gladiatorische Uebungen vornimmt (VI, 255):

quale decus rerum, si coniugis auctio fiat,
balteus et manicae et cristae crurisque sinistri
dimidium tegimen!

womit, wie Henzen (explic. mus. Burgh. p. 39) ganz richtig bemerkt, die Rüstung des *Samnis* bezeichnet ist. In einer oft besprochenen Inschrift wird unter Gladiatoren verschiedener Art auch *Demosthenes manicarius* aufgeführt (Marini iscr. Alb. p. 12, 11. Orelli 2566.)

[17]) Fronto epp. ad. M. Caes. V, 22 p. 123 *consul populi Romani posita praetexta manicam induit, leonem inter iuvenes quinquatribus percussit populo Romano spectante.*

[18]) Vgl. Henzen explic. mus. Burgh. tab. 7. Bull. arch. Nap. IV, 1. Mon. ined. d. inst. III, 38.

schluss auf den Gebrauch der Gallier nicht zulässig ist[19]. Hier ist also eine bestimmte Aufklärung noch zu erwarten[20].

Das zweite Relief (Taf. I, 2) zeigt die imago clipeata eines unbärtigen jungen Mannes, welche von zwei zu beiden Seiten stehenden Amoren gehalten wird, ganz in derselben Weise, wie sich dies auf Sarkophagen so häufig findet[21]. Der leere Raum unter dem Schilde, der auf den Sarkophagen in der Regel für eine symbolische Vorstellung benutzt wird, ist hier durch einen Adler ausgefüllt, der eine um so passendere Stütze des Schildes bildet, da durch ihn der vergötterte Kaiser — und für das Porträt eines Kaisers wird wohl der Kopf am ehesten zu gelten haben[22] — gen Himmel getragen zu werden pflegt[23].

Die Vorstellungen des dritten und vierten Reliefs (Taf. I, 3. 4) stimmen bis auf unwesentliche Nebendinge mit einander überein und geben denselben Typus der *Roma*, auf welche die Siegesgöttin mit Kranz und Palmzweig zuschwebt, in einer Weise wieder, welche neben so unzähligen Darstellungen verwandter Art, gewisse Besonderheiten aufweist[24]. Roma ist als Amazone dargestellt mit dem Helm und in der Tunica, wie sie nach Corippus (de laud. Iustini min. I, 289) ein gesticktes Prachtgewand zeigte

exserto nudam gestantem pectore mammam.

Die Tunica aber ist nicht wie gewöhnlich kurzgeschürzt, sondern reicht bis auf die Füsse, obgleich ein Theil des rechten Beines auf dem einen Relief (3) entblösst erscheint; schwerlich hat der Bildner sich klare Rechenschaft über die Behandlung des Gewandes abgelegt. Die Göttin sitzt auf einer Kugel, die auf dem einen Relief (4) die Inschrift ROM trägt, welche wohl als die Erdkugel zu fassen ist, als deren Herrscherin Roma gedacht ist. Sie stützt den linken Arm wie gewöhnlich auf einen Schild, der auf demselben Relief mit einem Stern verziert ist, hält in der Linken eine Lanze und

[19]) Auf dem bereits erwähnten Relief im Berliner Museum (arch. Ztg. XVII. Taf. 128, 129) befinden sich unter den Waffen auch eherne Armschienen, von denen die eine auch mit einem Handschuh versehen ist; das einzige mir bekannte Beispiel dieses Armaturstücks, das aber dem vorliegenden nicht ganz entsprechend ist.

[20]) Dass die Hand auch als *insigne* diente ist bekannt genug; daran ist aber hier gewiss nicht zu denken, schon aus dem Grunde, weil sie dann schwerlich ohne den Stiel, der sie als *insigne* bezeichnen würde, abgebildet wäre.

[21]) Lasinio scult. del campo santo 38. 139. Clarac mus. de sc. 181, 63. 191, 48. 392. 396. Auch sonst werden Amoren ähnlich verwendet, wie wenn sie auf einem Votivrelief den Votivschild halten, Admir. 10.

[22]) Welcher Kaiser gemeint sei, getraue ich mir nicht zu bestimmen. Dagegen zeigt ein ebenfalls in Vindonissa gefundenes Medaillon (Taf. V, 12) von einem Perlenkranz eingeschlossen den lorbeerbekränzten Kopf des *Tiberius*, wie die Münzen (z. B. Cohen méd. imp. I. pl. 6, 43) zeigen, daneben den lituus. Der Kern desselben besteht aus einer Bleischeibe, die auf der oberen Seite mit einem ganz dünnen Kupferblech, auf der unteren mit einer dickeren Kupferplatte belegt worden ist; in der Mitte dieser unteren Seite tritt ein Stift heraus, mit dem das Medaillon an die Schwertscheide befestigt wurde, wie an der sog. Schwertscheide des Tiberius und der des Soldaten auf dem Binger Grabstein (Lindenschmit Alterth. uns. heidn. Vorzeit X Taf. 5, 4) dergleichen Medaillons angebracht sind. Der Kopf, der in der Mitte etwa 3 Millim. hoch ist, ist mit einer glänzend schwarzen Farbe, von der sich noch Reste erhalten haben, angestrichen gewesen.

[23]) Man sehe z. B. das Relief vom Bogen des Titus, S. Bartoli Arcus. Taf. 8. Wieseler Denkm. alt. Kunst I, 65. 345b. und vgl. Millin gal. myth. 179, 681. 177bis, 677*. 181, 680.

[24]) Es genügt über die Darstellungen der dea Roma auf Zoegas sorgfältige Abhandlung zu verweisen, Bassir I. 31 p. 141 ff.

in der Rechten ein volles Füllhorn. Dies letztere Attribut ist selten. Da Roma vorwiegend als die kriegerische Göttin aufgefasst wurde, so stellte man häufiger die *Abundantia* oder *Felicitas* in selbstständiger Figur als ihre Begleiterin neben sie, wie auf einem Relief im Louvre[25] neben einem zur Erde gesunkenen Opferstier *Victoria*, *Roma* und *Abundantia* erscheinen. Indess findet sich der Gedanke, dass die kriegerische Roma zugleich Segen und Ueberfluss spendet, wie hier so auch auf Münzen des Commodus dadurch ausgedrückt, dass sie selbst das Füllhorn hält[26]. Die nahe liegende Vorstellung, dass *Victoria* der Roma den Kranz reicht, ist auf mehreren Familienmünzen zu finden. Gewöhnlich steht Victoria ruhig hinter der sitzenden Roma, um ihr den Kranz aufs Haupt zu setzen[27], wie man es auch bei dem triumphirenden Imperator und dem siegreichen Kaiser zu sehen gewohnt ist; doch findet sich auch dort die lebendigere und ausdrucksvollere Vorstellung der auf die Roma zuschwebenden Victoria[28], die auch auf unseren Reliefs gewählt ist, wo man der Siegesgöttin ausser dem Kranz noch den Palmzweig gegeben hat. In den leeren Raum zwischen beiden Figuren ist ein Schild und ein Helm gesetzt an Stelle der Waffentropäen, auf denen sonst die Göttin Roma ihren Sitz nimmt.

Auf dem fünften Relief (Taf. I, 6) ist die Wölfin dargestellt, welche *tereti cervice reflexa*, wie Virgil (Aen. VIII., 633) sagt, *Romulus* und *Remus* säugt. Diese echt römische Vorstellung, welche nach Juvenal der typische Schmuck römischer Waffen war[29], wie auch Vulcan bei Virgil auf dem Schilde des Aeneas dieselbe anbringt, findet sich — abgesehen von der überaus häufigen Verwendung bei Kunstwerken und Geräthschaften aller Art im ganzen orbis Romanus — mit Vorliebe als Schildzeichen auf Reliefs angewendet[30]. Hier gewinnt sie noch ein besonderes Interesse durch Vergleichung eines geschnittenen Steines[31], auf welchem die Wölfin mit den Zwillingen die Mitte einnimmt; darüber ist ein Legionsadler umgeben von Feldzeichen angebracht, auf der einen Seite der Kopf, der mit dem Elephantenfell bekleideten *Africa*, darunter ein Scorpion und der Kopf eines bärtigen Wassergottes

[25]) Clarac mus. de sc. 218, 400.

[26]) Buonarotti medagl. 7, 6. Roma auf einem Harnisch sitzend hält in der Linken das Füllhorn und bietet dem vor ihr stehenden Kaiser eine Kugel mit der rechten dar, während Victoria demselben einen Lorbeerkranz aufs Haupt setzt. Buonarotti bemerkt dazu (p. 112), dass auf dem ganz ähnlichen Revers einer Münze des Probus (Cohen méd. impér. V. p. 239, 84) beigeschrieben ist TEMPORVM FELICITAS.

[27]) S. die Münzen der gens *Caecilia* (Cohen méd. cons. 8, 4), *Nonia* (Cohen 29), *Poblicia* (Cohen 33, 5. 6).

[28]) Münzen der gens *Vibia* (Cohen 41, 15).

[29]) Iuven. XI, 100 *tunc rudis et graias mirari nescius artes*
urbibus eversis praedarum in parte reperta
magnorum artificum frangebat pocula miles,
ut phaleris gauderet equus caelataque cassis
Romuleae simulacra ferae mansuescere iussae
imperii fato, geminos sub rupe Quirinos
ac nudam effigiem clipeo venientis et hasta
pendentisque dei perituro ostenderet hosti.

[30]) Vgl. die Reliefs gall. Giust. II, 101. mus. Capit. IV, 51. Millin voy. dans le midi de la France Taf. 26, 4. Auf dem Schilde der Roma ist die Wölfin angebracht auf der Basis der Säule des Antoninus Pius, Mus. Pio Cl. V. 29 u. de Fabris piedistallo della colonna Antonina (Rom 1846. 4), mus. Flor. II, 19, 1.

[31]) Gori inscr. Etrur. I tab. 6, 5. Millin gal. myth. 178, 657.

mit Krebsscheeren in den Haaren; auf der anderen ein weiblicher Kopf mit der Thurmkrone darüber ein Blitz, darunter ein Tropäum und daneben ein Kaninchen, weshalb man in dem Kopf die *Hispania* erkannt hat. Ueber der Wölfin nun steht die Inschrift

Legio XI *Claudia Pia Fidelis*

darunter die nicht sicher erklärte Q.ET TQ. Man darf also wohl annehmen, dass der Besitzer dieser Gemme in einer näheren Beziehung zur elften Legion stand, und ferner, dass das Bild der Wölfin für diese eine besondere Bedeutung hatte, die sich freilich nicht bestimmter nachweisen lässt[32], aber es um so bezeichnender erscheinen lässt, wenn die Wölfin in Vindonissa, dem Standquartier der elften Legion, zum Schmuck einer Schwertscheide angewendet wird. Ungewöhnlich, wenn auch nicht ohne Beispiel[33] ist es, dass die beiden saugenden Knaben einander mit dem Rücken zugekehrt sind. Was die beiden auf einander zulaufenden Thiere oberhalb der Wölfin bedeuten, ob sie vor derselben fliehen, um durch den Gegensatz gegen die saugenden Knaben die Vorstellung der *fera imperii fato mansuescere iussa* stärker hervorzuheben, oder ob es die Jungen der Wölfin sind, deren Stelle die Zwillinge eingenommen haben, das ist bei der rohen Unbeholfenheit in der Ausführung schwerlich zu entscheiden.

Wenn man bisher als Schmuck dieser Schwertbeschläge ein keltisches Tropäum, Roma und Victoria, die Wölfin mit den Zwillingen, das Bild des Kaisers findet, lauter Vorstellungen, welche den Muth und Ehrgeiz des römischen Soldaten anzuregen geeignet waren, so scheint ein anderes, leider nur zur Hälfte erhaltenes Relief einem ganz anderen Gebiet anzugehören. *Amor* ist mit den auf den Rücken gelegten Händen an einen grossen Pfahl gebunden, neben dem eine nicht näher kenntliche Figur mit dem Oberleibe sichtbar wird, welche den rechten Arm gegen eine ruhig vor Amor stehende nackte Figur ausstreckt, die an Gestalt bedeutend grösser aber ebenfalls geflügelt ist[34]. Eine Deutung dieser offenbar aus dem Zusammenhang gelösten Figuren wird schwerlich gelingen, wenn sich nicht Wiederholungen oder ergänzende Bruchstücke derselben Darstellung finden. Amor gefangen und gefesselt, als entlaufener Sklave oder als Uebelthäter seines Urtheils und seiner Strafe gewärtig, ist eine der spätern Kunst und Poesie keineswegs fremde Erscheinung. Meistens gehört sie dem Kreise der Vorstellungen an, welche aus der Sage von *Amor* und *Psyche* geschöpft sind[35]; auch hier kann Psyche recht wohl auf dem jetzt fehlenden Theile dargestellt gewesen sein. Der Streit des *Eros* mit *Anteros* oder *Pan* pflegt nicht diesen Verlauf zu nehmen.

Unter den Bronzefigürchen[36] nimmt das Interesse vorzugsweise der *Hermes* mit dem Kind auf

[32]) Die Darstellungen der *Africa* und *Hispania* können wohl nur auf dort verrichtete Kriegsthaten gedeutet werden; da aber die elfte Legion soviel bekannt ist ihren Stand immer in den nördlichen Provinzen gehabt hat, so werden diese Vorstellungen sich wohl auf persönliche Erlebnisse des Besitzers der Gemme beziehen.

[33]) Vgl. mon. Matt. III, 56, 2. Passeri luc. III, 3.

[34]) Eine öfter gemachte Beobachtung wiederholt sich auch hier, dass die Flügel beider Figuren verschieden gebildet sind, das einemal schlicht und natürlich, das anderemal arabeskenartig verschnörkelt, vgl. Wieseler Denkm. alt. Kunst II. 52, 664. 53, 669. Dass diese Verschiedenheit zufällig und nicht beabsichtigt sei, ist kaum anzunehmen; nicht so sicher ist es anzugeben, welcher Gegensatz damit angedeutet werden sollte. Vgl. Zoega Abhdlgn p. 83. Braun ant. Marmorw. II p. 22.

[35]) Berichte der sächs. Ges. d. Wiss. 1851 p. 63.

[36]) Die Bronzefiguren (Taf. I. 7—12) befinden sich in der Sammlung der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Sie sind von dem »Alterthumsgräber« Gemeindeammann *Laupper* in Windisch erworben, der eine Reihe von Jahren

dem Arme (Taf. I, 7) in Anspruch. Hermes hatte als Göttersohn auch das Amt die Kinder der Götter zu tragen und zu pflegen[37]. Nachdem *Zeus* den *Dionysos* aus seinem Schenkel zum zweiten Mal geboren hat, übergiebt er das Knäblein dem Hermes, damit dieser dasselbe der Juno bringe, nach anderer Sage rettete er es aus dem Feuertode der Semele und brachte es den Nymphen, die ihn auferziehen sollen[38]. Die anmuthige Gestalt des jugendlichen Hermes, der nur mit der Chlamys bekleidet rasch und leicht dahin eilt und vorsichtig das Kind in den Armen trägt, ist noch auf mehreren Reliefs erhalten[39], welche sämmtlich auf ein Original zurückweisen, das möglicherweise in einer Gruppe des Praxiteles zu suchen ist, welche in Olympia im Heraion aufgestellt war[40]. Aehnlich sind

hindurch mit grossem Eifer das Ausgraben von Alterthümern als berufsmässiges Geschäft betrieb und ein paar Grundstücke bis zur Tiefe von 6 Fuss umgrub, wobei die Ausbeute verschieden war. Die vorliegenden Figuren sind innerhalb der Mauern von Vindonissa zwischen dem ehemaligen Kloster Königsfelden und der Kirche von Windisch gefunden worden.

[37]) Vgl. Berichte der sächs. Ges. d. Wiss. 1849, pag. 44 f.

[38]) Apollod. III, 4, 3 *κατὰ δὲ τὸν χρόνον τὸν καθήκοντα Διόνυσον γεννᾷ Ζεὺς λύσας τὰ ῥάμματα καὶ δίδωσιν Ἑρμῇ, ὃ δὲ κομίζει πρὸς Ἰνὼ καὶ Ἀθάμαντα καὶ πείθει τρέφειν ὡς κόρην.* Apoll. Rhod. IV, 1137.

κείνη (Μάκρις) δὴ πάμπρωτα Διὸς Νυσήιον υἷα
Εὐβοίης ἔντοσθεν Ἀβαντίδος ᾧ ἐνὶ κόλπῳ
δέξατο καὶ μέλιτι ξηρὸν περὶ χεῖλος ἔδευσεν,
εὖτέ μιν Ἑρμείας φέρεν ἐκ πυρός.

Unter den Darstellungen des amykläischen Thrones führt Pausanias an (III, 18, 11) *Διόνυσον δὲ καὶ Ἡρακλέα τὸν μὲν παῖδα ἔτι ὄντα ἐς οὐρανόν ἐστιν Ἑρμῆς φέρων, Ἀθηνᾶ δὲ ἄγουσα Ἡρακλέα συνοικήσοντα ἀπὸ τούτου θεοῖς.* Stephani (mélanges gréco-rom. de l'acad. de St. Pétersbourg I. p. 150 ff.) nimmt einen Irrthum des Pausanias an und glaubt, es sei vielmehr Hermes Psychopompos dargestellt gewesen, der das Eidolon des Herakles in die Unterwelt bringe, während Athene ihn selbst in den Olymp geleite.

[39]) Welker Ztschr. f. alte Kunst p. 500 ff. Auf einem vaticanischen Relief (Wieseler Denkm. alt. Kunst II, 34, 394) wendet Hermes im Fortschreiten den Kopf nach dem durch die Ilithyia entbundenen Zeus um; auf dem Krater des Salpion (Wieseler 396), wo er auf die Nymphe zuschreitet, neigt er das Haupt dem Kinde mit dem Ausdruck zärtlicher Sorgsamkeit zu, und ganz entsprechend ist die einzelne Figur eines Relieffragments (Wieseler 395). Auf dem Bruchstück eines auf der Akropolis in Athen gefundenen Reliefs bei Ussing (griech. Reisen und Studien, p. 127, Taf. 2) ist zwar nur der untere Theil dieser Figur erhalten, die Uebereinstimmung ist aber so genau, dass ohne Zweifel auch hier Hermes zu erkennen ist, der ein Kind trägt, in welchem ich, da das Relief neben der Apollonsgrotte gefunden sein soll, *Ion* vermuthet habe, welcher von Hermes dem Euripides zufolge (Ion 28 ff. 1597 ff.) nach Delphi getragen wurde (arch. Ztg. XVIII. p. 127 f.) Ein Relieffragment im Vatican wird kurz beschrieben „Mercur mit geflügeltem Haupte, der den neugebornen Bacchus den Nymphen zur Pflege übergiebt." (Beschrbg. Roms II, 2 p. 52, 181), und ähnlich das Relief eines kürzlich gefundenen Marmordiscus „Bacco bambino consegnato da Mercurio ad una ninfa" (Bull. p. 6). Für Dionysos hat Wieseler (Jahrb. des rheinl. Vereins XV, p. 29) den Knaben, welchen Hermes auf einem in Gundershofen gefundenen Relief auf dem Arme trägt, mit mehr Wahrscheinlichkeit erklärt als Panofka (ebend. XII, p. 17 f.) für Kephalos. Hermes ist es auch, der auf dem interessanten Vasengemälde in Petersburg (Stephani compte rendu p. 1859 pl. I) von der aus der Erde aufsteigenden Kore den kleinen Iakchos in Empfang nimmt.

[40]) Paus. V, 17, 3 *χρόνῳ δὲ ὕστερον καὶ ἄλλα ἀνέθεσαν ἐς τὸ Ἡραῖον, Ἑρμῆν λίθου, Διόνυσον δὲ φέρει νήπιον, τέχνη δέ ἐστι Πραξιτέλους.* Vom älteren *Kepsisodotos*, den man wohl für den Vater des Praxiteles anzusehen hat, war eine Erzgruppe bekannt nach Plinius (XXXIV, 87) *Mercurius Liberum patrem in infantia nutriens*, also eine ganz verwandte Darstellung. Als Kinderwärter mit dem kleinen Dionysos spielend sieht man Hermes auf einem schönen Vasenbilde bei Panofka (cab. Pourtales 27).

die Sagen, welche Hermes den neugeborenen *Asklepios* vom Scheiterhaufen der Mutter entraffen[41], oder den Sohn der Kyrene *Aristaios* nach der Geburt den Horen zur Erziehung überbringen lassen[42]. So muss es auch eine Sage gegeben haben, dass *Arkas*, der Sohn der Kallisto, nachdem die Mutter von Artemis getödtet war, nicht von *Zeus* der Maia zur Erziehung überbracht worden sei[43], sondern von *Hermes*. Denn auf einer Münze von Pheneos[44] ist Hermes mit Kerykeion, Hut und Chlamys dargestellt, wie er eiligen Schrittes einen kleinen Knaben auf dem Arm fortträgt, der durch die Beischrift *Arkas* benannt wird[45]. Eine Vase mit schwarzen Figuren in der Münchner Sammlung[46] stellt Hermes nach der Weise der ältern Kunst, spitzbärtig, mit Hut, Chiton, Chlamys und Flügelstiefeln dar, wie er mächtig ausschreitend durch die Luft eilt; im linken Arm hält er den kleinen, durch die Beischrift kenntlichen, *Herakles*, der ein Kopfband und einen Mantel hat[47]. Man erzählte, dass Hermes den kleinen Herakles der schlafenden *Here* an die Brust gelegt habe, damit er unsterblich werde, und aus der dabei verschütteten Milch der Göttin sei die Milchstrasse entstanden[48]. Dieser letzte Zug ist zwar gewiss spätern Ursprungs, allein in Theben war die Sage, dass Herakles an der Brust der Here gesogen habe einheimisch[49], und wenn sie dabei auch den Hermes sich nicht be-

[41]) Paus. II, 26, 6 *λέγεται δὲ καὶ ἄλλος ἐπ' αὐτῷ λόγος, Κορωνίδα κύουσαν Ἀσκληπιὸν Ἴσχυϊ τῷ Ἐλάτου συγγενέσθαι, καὶ τὴν μὲν ἀποθανεῖν ὑπὸ Ἀρτέμιδος ἀμυνομένης τῆς ἐς τὸν Ἀπόλλωνα ὕβρεως, ἐξημμένης δὲ ἤδη τῆς πυρᾶς ἁρπάσαι λέγεται τὸν παῖδα Ἑρμῆς ἀπὸ τῆς φλογός.*

[42]) Pindar. Pyth. IX, 104 Kyrene

τόθι παῖδα τέξεται, ὃν κλυτὸς Ἑρμᾶς
εὐθρόνοις Ὥραισι καὶ Γαίᾳ
ἀνελὼν φίλας ὑπὸ ματέρος οἴσει.

[43]) Apollod. III. 8, 2 *ἀπολομένης δὲ Καλλιστοῦς Ζεὺς τὸ βρέφος ἁρπάσας ἐν Ἀρκαδίᾳ δίδωσιν ἀνατρέφειν Μαίᾳ, προσαγορεύσας Ἀρκάδα.*

[44]) Pierres gravées du cab. d'Orléans I, p. 94. Landon num. du j. Anach. 44. Wieseler Denkm. alt. Kunst I, 41, 179.

[45]) Paus. VIII, 14, 10 *Θεῶν δὲ τιμῶσιν Ἑρμῆν Φενεᾶται μάλιστα καὶ ἀγῶνα ἄγουσιν Ἑρμαια, καὶ ναός ἐστιν Ἑρμοῦ σφίσι καὶ ἄγαλμα λίθου· τοῦτο ἐποίησεν ἀνὴρ Ἀθηναῖος, Ἔυχειρ Εὐβουλίδου.* Da Pausanias keine bestimmte Angabe macht, lässt sich die sonst nahe liegende Vermuthung, dass der Münze jene Statue zu Grunde liege, nicht weiter begründen.

[46]) Münchn. Vasens. 611. Micali storia Taf. 76, 2. Panofka über *καλός* Taf. 4, 11.

[47]) Das Relief im Vatikan, das nach Viscontis Erklärung die Geburt des Herakles und den ihn forttragenden Hermes darstellt (mus. Pio Cl. IV, 37), bedarf ehe dessen Deutung festgestellt werden kann noch einer genauen Revision; denn Zoegas Bedenken (Ztschr. f. alte Kunst, p. 402 f.) können durch Gerhards Bemerkungen (Beschrbg. Roms II, 2 p. 198, 37) nicht für erledigt gelten.

[48]) Eratosth. catast. 44 *οὐ γὰρ ἐξῆν τοῖς Διὸς υἱοῖς τῆς οὐρανίου τιμῆς μετασχεῖν, εἰ μή τις αὐτῶν θηλάσει τὸν τῆς Ἥρας μαστόν. διόπερ φασὶ τὸν Ἑρμῆν ὑπὸ τὴν γένεσιν ἀνακομίσαι τὸν Ἡρακλέα καὶ προσσχεῖν αὐτὸν τῷ τῆς Ἥρας μαστῷ, τὸν δὲ θηλάζειν· ἐπινοήσασαν δὲ τὴν Ἥραν ἀποσείσασθαι αὐτόν καὶ οὕτως ἐκχυθέντος τοῦ περισσεύματος ἀποτελεσθῆναι τὸν γαλαξίαν κύκλον.* Nach einer andern Erzählung (geopon. XI, 19) legt Zeus selbst der Hera den Herakles an die Brust, worauf die Milchstrasse und die weisse Lilie entstehen. Bei Hygin (astr. II, 43) wird kein Vermittler genannt.

[49]) Paus. IX, 25, 2 *δείκνυται δέ τι χωρίον· ἐνταῦθα Ἥραν Θηβαῖοί φασιν Ἡρακλεῖ παιδὶ ἔτι ἐπισχεῖν γάλα κατὰ δή τινα ἀπάτην ἐκ Διός.* Nach einer anderen Wendung der Sage war Athene bei der List betheiligt. Euseb. pr. evang. II, 2 *τεκοῦσα δὲ Ἀλκμήνη ἐξέθηκεν ὡς φασιν τὸ βρέφος φόβῳ τῆς Ἥρας· τὴν δὲ Ἀθηνᾶν ἀγασθεῖσαν τὸ βρέφος πεῖσαι τὴν Ἥραν ὑποσχεῖν αὐτῷ τὴν θηλήν· τοῦ δὲ παιδὸς ὑπὲρ τὴν ἡλικίαν βιαιότερον ἐπισπασαμένου τὴν*

theiligen liess[50], so kann es bei der Rolle, welche er unter ähnlichen Verhältnissen so häufig übernahm, durchaus nicht befremden, ihn als Träger des Herakles verwandt zu sehen[51]. Humoristisch ist die Erzählung des homerischen Hymnus, wie Hermes seinen Sohn *Pan,* den Mutter und Amme, erschrocken über seine Missgestalt, im Stich gelassen haben, auf den Arm nimmt, in den Olymp trägt, sich neben Zeus setzt und seinen Sprössling den Göttern zeigt, die ihre Freude an ihm haben[52].

Unser Bronzefigürchen zeigt uns den jugendlichen Hermes mit Flügelchen über der Stirn, ganz nackt, bis auf den auf der linken Schulter aufliegenden Zipfel der Chlamys, welche über den linken Arm herabfällt. Seine Stellung und Haltung stimmt fast ganz genau mit der vielbesprochenen Statue des Vatican[53] überein. Er ruht auf dem rechten Fuss und hat das linke Bein ein wenig erhoben; der etwas gesenkte Kopf ist nach rechts gewandt und der Blick begleitet die ebenfalls rechtshin gehende Bewegung des rechten Armes. Mit der Linken hält er den sitzenden Knaben, dem die Chlamys als Unterlage dient, in die Höhe und dieser streckt den rechten Arm aus — es ist nicht recht klar, ob mit einer liebkosenden Bewegung gegen Hermes[54], oder ob er damit die Botschaft des Gottes auch seinerseits unterstützen will. Denn da dieser das Gesicht von dem Kleinen abgewendet hat und sich augenblicklich nicht mit ihm beschäftigt, so hat man ihn offenbar im ernsten Gespräch mit einer ihm gegenüberstehenden Person zu denken, welcher er den Knaben überbringt, indem er sich zugleich seines denselben betreffenden Auftrags entledigt. Wer das sei und welchen Namen man dem Knaben zu geben habe, wird ebenso wenig zu ermitteln sein, als sich mit Sicherheit bestimmen lässt, ob Hermes in der Rechten den Heroldsstab gehalten oder die Hand zur Begleitung seiner Rede ausgestreckt habe.

Das Bruchstück eines andern *Mercurius* mit dem Flügelhut und dem Geldbeutel in der Rechten (Taf. I, 9) gehört zu der gewöhnlichen Sorte kleiner Mercuriusbilder, die vielleicht am häufigsten gefunden werden[55].

θηλὴν ἡ μὲν Ἥρα διαλγήσασα τὸ βρέφος ἔρριψεν· Ἀθηνᾶ δὲ κομισαμένη αὐτὸ τὴν μητέρα τρέφειν παρεκελεύσατο. Vgl. Tzetz. Lyc. 39. 1328.

[50]) Auf keinem der drei Kunstwerke, welche Herakles von Hera gesäugt vorstellen, ist Hermes gegenwärtig. Auf dem von Minervini (Il mito di Ercole che succhia il latte di Giunone Neap. 1854. 4.) publicirten Vasengemälde von Anzi sind neben der thronenden Hera, die den saugenden Knaben mit Theilnahme anblickt, ausser Athene und Iris noch Aphrodite mit Eros und eine Frau mit einem Kranze zugegen. Auf dem Wandgemälde der Titusthermen (Ponce 5, Mirri 6) liegt Hera schlafend, Zeus legt ihr eilig den Knaben an die Brust, daneben steht Athene. Auf dem etruskischen Spiegel (Gerhard etr. Sp. 126) saugt der schon erwachsene Herakles an der Brust, welche die sitzende Hera ihm bietet, neben ihr steht ein Jüngling und schaut neugierig zu; dass es Hermes sei, ist durch kein Attribut angedeutet.

[51]) Stephani (mél. gr. rom. I p. 165 ff.) erkennt auch hier Hermes, der das Eidolon des Herakles in die Unterwelt trägt.

[52]) Hom. hymn. XIX, 35 ff.

[53]) Vgl. die Auseinandersetzung Wieselers Denkm. alt. Kunst II. 307. p. 168 ff.

[54]) So ist die Geberde des Arkas auf der Münze von Pheneos zu verstehen, allein dort wendet auch Hermes ihm theilnehmend sein Gesicht zu. Auch die schöne weibliche Figur in München, welche von Friederichs treffend erläutert ist (arch. Ztg. XVII. pag. 1 ff. Taf. CXXI—CXXIII), neigt ihr Haupt mütterlich dem Kinde zu, das von ihrem Arm aus schmeichelnd die Hand nach ihr ausstreckt.

[55]) Eine ähnliche Figur bei Grivaud (rec. pl. I, 5), hält in der Linken den Caduceus, der hier abgebrochen zu sein scheint, wie bei der Bronze gall. di Fir. IV. 133.

Eine andere kleine in *Chur* gefundene Figur (Taf. I, 10) ist durch den von einem breiten Brustbande getragenen Köcher als *Apollo* bezeichnet; indessen weiss ich den Gegenstand, welchen er in der Linken hält, nicht mit Sicherheit zu bestimmen, auch der Kranz, den er auf dem Kopfe trägt, ist eigenthümlich gebildet. Indessen ist bei kleinen Figürchen von roher Arbeit das Einzelne oft nicht deutlich zu erkennen.

Dies gilt auch von der Figur eines mit einer langen Tunica bekleideten Knaben[56], der den rechten Arm ruhig herabhangen lässt, während er in der Linken einen undeutlichen Gegenstand hält (Taf. I, 8). Ein besser erhaltenes Exemplar derselben[57] zeigt, dass es eine Maske ist, indessen möchte ich daraus nicht mit Caylus schliessen, dass in dieser entschieden noch knabenhaften Figur ein dramatischer Dichter oder Schauspieler dargestellt sei. Auf römischen Sarkophagen ist der Unterricht des Knaben so dargestellt, dass, während dieser lesend vor dem Lehrer steht, daneben eine oder auch zwei Musen erscheinen, welche ihm eine Maske vorhalten, offenbar um anzudeuten, dass die Lecture der dramatischen Dichter eine wesentliche Rolle im Unterricht spiele[58]. Demnach scheint die Annahme nicht unpassend, dass dieser Knabe die Maske nur als ein Symbol des Unterrichts in der Hand halte[59].

Es lässt sich nicht bestimmen, für welches Geräthe der hübsche bronzene Fuss bestimmt war (Taf. I, 11), dessen Hauptverzierung der Kopf eines Greif bildet, der durch ein zwischengesetztes Pflanzenornament mit der kräftig gebildeten Thierklaue verbunden ist, welche die Stütze bildet. Obgleich Löwenköpfe an dieser Stelle häufiger sein mögen, ist doch der Greif bekanntlich eine mit besonderer Vorliebe ornamental verwandte Thiergestalt.

Wozu die kleine Figur eines laufenden Ebers (Taf. I, 12) bestimmt war, wüsste ich nicht anzugeben, doch kommt gerade dieses Thier, ich weiss nicht aus welchem Grunde, öfter vor[60].

Die Thonlampen, deren Verzierungen auf Taf. II—IV mitgetheilt sind, weichen im Allgemeinen von der gewöhnlichen Art dieser so ungemein häufigen Anticaglien nicht ab. Sie sind der Form nach einfacher oder künstlicher construirt; einige haben eine Handhabe, andere sind zum Aufhängen eingerichtet, andere nicht. Alle sind aus zwei Theilen zusammengesetzt, dem Bauche und dem Deckel; auf diesem ist die Verzierung angebracht, entweder durch Eindrücken in eine Matrize, oder durch Aufkleben eines schon fertigen Figürchens. Man hat sich dazu verschiedener Thonarten bedient; oft ist der Stoff fast ganz weiss, oft schwefelgelb und äusserst fein, leicht und poros. Oft haben die Lampen einen hochgelben, matten aber harten Ueberzug, mitunter ist derselbe mattroth oder hellroth, auch orangefarben oder roth mit schwarzen Flecken. Bisweilen ist aber auch die Masse rothgefärbt und gleicht der Pfeifenkopferde, bisweilen ist sie schwarz und sehr hart gebrannt.

[56]) Dies ist die gewöhnliche Tracht der heranwachsenden Knaben; vgl. arch. Ztg. XIX p. 205.

[57]) Es ist abgebildet bei Caylus (rec. d'antiq. II, 80, 5), so dass die rechte und linke Seite vertauscht sind, was wahrscheinlich dem Zeichner zur Last fällt. Uebrigens stimmen sie vollständig mit einander überein auch in dem Motiv des von der Schulter herabgeglittenen Gewandes. Die Figur bei Caylus zeigt auch das kurz abgeschnittene Haar, wie es Knaben trugen, ganz deutlich.

[58]) R. Rochette mon. inéd. p. 406. Die drei Sarcophagreliefs, welche hier in Betracht kommen, sind abgebildet bei Beger spicil. p. 139. Guattani mon. ined. 1784 Giugno tav. I (Winkelmann mon. ined. 184). R. Rochette mon. inéd. 77, I.

[59]) Ebenso wird auch auf dem albanischen Relief (Winkelmann mon. ined. 194. Zoega bass. 25) die Maske neben mancherlei jugendlichen Spielen aufzufassen sein.

[60]) Caylus rec. d'antiq. I, 93, 2. VII, 27, 3. Grivaud rec. d'ant. 32, 3.

Manche Lampen haben unter dem Boden den Namen des Töpfers eingedruckt, einzelne auf dem Deckel den Namen des Besitzers eingekratzt[61].

Die Verzierungen kommen zum guten Theil auf anderen Lampen, die in den verschiedensten Theilen des römischen Reiches gefunden worden sind, ganz ebenso wieder vor, wie sich das bei allen ähnlichen Fabrikerzeugnissen wiederholt, bei denen die Mode ebenso sehr wie die Bequemlichkeit die gleichmässige Anwendung derselben Formen und Stempel veranlasst. Ein Hauptinteresse dieser Art von Kunst- und Handwerksproducten beruht darauf, dass sie durch eine grosse Reihe von Beispielen anschaulich machen, was Mode in Rom war und in welchem Masse und in welcher Ausdehnung diese Mode das römische Reich beherrschte. Deshalb sind auch an sich unbedeutende Vorstellungen, namentlich, wenn sie an entlegenen Orten gleichmässig zum Vorschein kommen, von Interesse und ihre Veröffentlichung dankenswerth. Unter den vorliegenden aber befinden sich einige, die ein eigenthümliches Interesse gewähren.

Taf. II, 1. *Mercurius*, wie gewöhnlich, mit Flügeln an den Füssen und am Hut, die Chlamys über dem Rücken hängend, in der Rechten den Geldbeutel, in der Linken den Caduceus.

II, 2. Ein deutlicheres Exemplar dieser Vorstellung[62] lässt die Einzelnheiten derselben erkennen. Zwei Jünglinge in doppelt geschürzter Tunica und kurzem Ueberwurf stehen einander gegenüber, in der einen gesenkten Hand halten sie ein Eimerchen, in der erhobenen andern ein Rhyton, um aus demselben die Flamme des zwischen beiden stehenden bekränzten Altars zu besprengen. Diese namentlich in einzelnen Bronzefiguren und auf pompejanischen Wandmalereien unendlich oft wiederholten Gestalten sind durch Beischriften auf Reliefs als *Lares* bezeichnet[63], welche wegen des eigenthümlichen cinctus Gabinus[64] ihrer Tunica ausdrücklich *succincti* oder *incincti* genannt werden[65], und kommen auch auf anderen Monumenten neben einem Altar spendend vor[66].

II, 3. Auf einem Altar liegt eine Traube und ein nicht deutlich zu erkennender Gegenstand, daran gelehnt ist ein mit Binden geschmückter Thyrsus, daneben liegt ein viereckiges Geräth, das ich ebensowenig bestimmt bezeichnen kann[67] als das unter dem Altar wie es scheint hervorkriechende Thier. Von dem Altar entfernt sich, wie nach vollbrachtem Opfer, *Eros*, der von der Brust an unterwärts in ein faltiges Gewand gehüllt ist, und in der Linken einen Stab hält, dessen oberes Ende durch den Flügel verdeckt wird. Bemerkenswerth ist der weite Ueberwurf des Eros, der mit der ursprünglichen Idee des leichtbeschwingten Knaben wenig übereinstimmt und hier ohne Zweifel den Opferer näher charakterisiren soll. So ist auf einer anderen Lampe[68], welche ein von Eroten dem

[61]) Auf dem Deckel der Lampe Taf. III, 11, ist der Name PRIMI eingekratzt.

[62]) S. Bartoli luc. I, 114. Vgl. ant. di Erc. VIII, 21, 2.

[63]) Mus. Pio. Cl. IV, 45. gall. di Fir. IV, 144.

[64]) Müller Etruks. I p. 268. Thiersch Jahresber. der kön. bayersch. Akad. I. p. 29 ff.

[65]) Pers. V, 31 *bullaque succinctis Laribus donata pependit.* Ovid. fast. II, 634 *nutriat incinctos missa patella Lares.*

[66]) Pitt. di Erc. IV, 13. Bull. Nap. N. S. VII, 5.

[67]) Es könnte an das viereckige Geräth erinnern, das auf Iphigenienreliefs neben den Altar der taurischen Artemis angelehnt ist (Winkelmann mon. ined. 149. Zoega bass. 56), dessen Deutung aber noch controvers ist; vgl. Welker griech. Trag. p. 1167. Preller Ber. der sächs. Ges. d. Wiss. 1850, p. 251 f.

[68]) Passeri luc. I, 101. Auf einem antiken Elfenbeinrelief bei Buonarrotti (medagl. proem. p. 1) bringt ein mit dem Gewand bekleideter Eros einem nackten Sitzenden ein Kästchen, indem er zugleich Weihrauch auf einen Altar streuet.

Hermes dargebrachtes Opfer vorstellt, der neben dem Altar stehende Eros dem römischen Cultus entsprechend mit einem Gewand bekleidet, das er schleierartig über den Hinterkopf gezogen hat. Seitdem die bildende Kunst Behagen daran fand, mythologische Begebenheiten und Situationen des täglichen Lebens durch Eroten darzustellen[69], hat man auch durch verhüllende Bekleidung den Eros noch bürgerlicher zu machen gestrebt, ohne sich an den Widerspruch zu kehren, in dem sie mit der Beflügelung steht. So ist auf einem capitolinischen Relief[70] unter schwärmenden Eroten einer mit einer Laterne dargestellt, einen dicken Rosenkranz im Haar, einen andern um den Hals gelegt, dessen Oberkörper und rechter Arm ganz in ein durchsichtiges grünes Gewand eingehüllt ist, wie es in der Kaiserzeit auch Männer trugen. Ein nach Tracht und Haltung ganz ähnlicher Eros begegnet uns in einer artigen Terracottafigur[71], und eine Figur aus Elfenbein zeigt denselben mit Rosen um Haupt und Nacken bekränzten Eros in ein langes bis auf die Füsse reichendes feines Gewand gehüllt; nur dass er in der gesenkten Rechten eine Leier hält und den linken Arm in den Mantel eingewickelt hat[72]. So ist auch in den pompejanischen Wandgemälden, welche Eroten und Psychen in Gesellschaft beim Mahle tanzend, musicirend und sich maskirend vorstellen, um den Charakter der Familienscenen stärker hervorzuheben, Eros mit einem langen Gewande bekleidet[73]. In einer zierlichen Terracottafigur, Eros darstellend, wie er sich mit einem Hündchen neckt, ist das lange Gewand, welches er umgehängt hat, als Motiv benutzt, um sein Zurückweichen vor dem gegen ihn anspringenden Hunde lebendiger auszudrücken[74].

II, 12. *Eros,* hier ganz kindlich aufgefasst, sitzt da und hält mit beiden Händen ein Häschen am Hintertheil fest, das ihm zu entkommen sucht. Aehnliche Darstellungen, wo Eros oder auch ein flügelloser Knabe mit einem Vogel oder mit einem Hündchen spielt, sind bekanntlich nicht selten[75], der Hase aber war nicht allein ein Lieblingsthier der Jugend, sondern war noch insbesondere dem Eros geweiht[76].

II, 4. Auf einem laufenden Widder sitzt eine jugendliche weibliche Figur im dorischen Chiton, welche in der rechten Hand eine Fackel hält, mit der Linken den Schleier gefasst hat, der in einem Bogen über dem Kopf flattert. Diese Vorstellung ist besonders interessant, weil sie die ältere, offenbar willkürlich entstellte Abbildung einer ähnlichen Lampe[77] berichtigt und der Hauptsache nach bestätigt.

[69]) O. Jahn arch. Beitr. p. 194 ff. Stephani ausruh. Herakl. p. 96 ff.

[70]) Mus. Capit. IV, 57. Auch auf einer Gemme, welche Eros mit der Laterne vorstellt (Wieseler Denkm. alt. Kunst II. 51, 647), ist das Gewand beibehalten.

[71]) Clarac mus. de sc. 666 E, 1469 E.

[72]) Caylus rec. d'ant. V, 84, 3.

[73]) Zahn Ornam. III, 31. 41. 43. 51—53. Falkener mus. of class. ant. II p. 67 ff. Nicolini case di Pompei, casa di M. Lucrezio 9.

[74]) Wieseler Denkm. alt. Kunst II. 51, 646.

[75]) Berichte der sächs. Ges. d. Wiss. 1848 p. 45. arch. Ztg. XIX p. 206.

[76]) Berichte der sächs. Ges. d. Wiss. 1854 p. 253 ff. Eine Statuette aus Marmor (Canina Tuscul. 37, 1), sowie eine kleine Bronze bei Caylus (rec. d'ant. II, 118, 4) stellen einen sitzenden Knaben vor, der mit einem Kaninchen spielt.

[77]) Licetus de lucernis antiquor. reconditis p. 194, danach wiederholt arch. Ztg. VIII Taf. 15, 2. Die dort auffällige Nacktheit, sowie die Strahlenkrone kommen gewiss auf Rechnung des Zeichners, der wahrscheinlich ein undeutlich ausgedrücktes Relief vor sich hatte.

Die richtige Deutung hat Wieseler gegeben[78], welcher an die auf Nikander zurückgeführte Sage erinnert, dass *Pan* in der Gestalt eines Widders die Gunst der *Selene* gewann[79], und in der auf dem Widder reitenden Göttin Selene erkennt, wie Gottheiten auf dem ihnen geweihten Thier reitend sehr häufig dargestellt wurden.

Ein Lieblingsgegenstand der späteren decorativen Kunst sind die verschiedenen Spiele des Circus und Amphitheaters, die sich daher auch auf Lampen häufig finden. Hier ist ein Reiter auf sprengendem Ross (II, 5) und zwar als Knabe gebildet, wie auf den Sarcophagreliefs alle Spiele so oft von Knaben oder auch von Eroten getrieben werden. Der Wagenlenker eines Zweigespanns (II, 6) lässt trotz der Kleinheit der Figur und der flüchtigen Ausführung doch noch deutlich das eigenthümliche Costüm der *aurigae*, den mehrfach gegürteten kurzen Chiton, erkennen[80]. Ein Faustkämpfer, *pugil*, nackt bis auf einen Schurz, und durch die derben Schlagriemen *(caestus)* charakterisirt, wie wir sie auf den Monumenten der römischen Zeit zu sehen gewohnt sind[81], steht ruhig da, seine unter dem schweren Gewicht der mit Blei ausgegossenen Handschuhe gesenkten Arme auf die Schenkel stützend[82].

II, 8—10. Die Gladiatoren, wie sie auf drei Lampen sich finden, kehren ebenso auch auf andern, zum Theil deutlicher ausgearbeiteten, wieder. Der Gladiator mit dem Visirhelm mit hohem Busch, der einen Schurz um den Unterleib trägt, das linke Bein durch eine Schiene, den rechten Arm durch Binden geschirmt hat, und mit vorgehaltenem Schild und gezücktem krummen Messer zum Angriff vorschreitet[83], gehört seiner Ausrüstung nach zu der Gattung der *Samnites*[84]. Der zweite ebenso gerüstete Gladiator kommt in gleicher Stellung auf anderen Lampen nicht nur wie hier allein vor[85], sondern auch mit einem gewaltig auf ihn eindringenden Gegner zusammengestellt[86], wodurch seine Haltung, namentlich der zurückgebogene Kopf erst völlig verständlich wird. Ein Paar mit einander kämpfender Gladiatoren, übrigens dem Taf. II, 10 abgebildeten ganz ähnlich, wird auf einer

[78]) Wieseler arch. Ztg. IV p. 215, vgl. Gerhard ebend. VIII p. 150.

[79]) Virg. georg. III, 391. *munere sic niveo lanae, si credere dignum est,*
Pan deus Arcadiae captam te, Luna, fefellit,
in nemora alta vocans, nec tu aspernata vocantem.

Philarg. *fabula sic est. Pan cum Lunae amore flagraret, ut illi formosus videretur niveis velleribus se circumdedit* (wodurch die Verwandlung angedeutet ist) *atque ita eam ad rem veneream illexit. huius opinionis auctor est Nicander, nec poterat esse nisi Graecus.* Macrob. sat. V, 22, 9.

[80]) Vgl. S. Bartoli luc. I, 26. 27. 29. Winckelmann mon. ined. 203. Clarac mus. de sculpt. 864, 2197. 2198. Laborde mos. d'Italica 15.

[81]) Ant. di Ercol. VI, p. 1. 411 f. O. Jahn ficoron. Cista p. 5.

[82]) Dieselbe Vorstellung findet sich auf einer herculanischen Lampe (ant. VIII, 8, 15). Zwei Statuen ruhig stehender Faustkämpfer wurden 1737 in Rom gefunden (Ficoroni gemmae litt. p. 129 mit dem Kupfer, Fea miscell. I. p. CXXXV), von denen eine im Palazzo Gentili in Rom steht (Gerh. ant. Bildw. 68, 3. Clarac mus. de sc. 858 D, 2187 A), die andere aus der Villa Borghese (st. VII, 7) ins Louvre (Clarac mus. de sc. 270, 2187) gekommen ist.

[83]) Ant. di Erc. VIII, 7, 3. d'Agincourt rec. pl. 25, 4. Henzen explic. mus. Burgh. Taf. 7, 8.

[84]) Henzen a. a. O. p. 39 ff. Friedländer rhein. Mus. NF. X p. 586 f.

[85]) Antt. Musell, 142, 1. Passeri luc. III, 6. Caylus rec. d'ant. II, 100, 2.

[86]) Henzen a. a. O. Taf. 7, 7.

anderen Lampe[87] durch den dazwischen tretenden lanista getrennt, wodurch ebenfalls die Gruppe nicht wenig gewinnt.

II, 11. Eigenthümlich ist die Vorstellung der beiden mit gekreuzten Armen neben einander stehenden ganz gleichen Gestalten, die einer den andern über die Achsel ansehen und einen so komischen Eindruck rüpelhafter Ungezogenheit machen, dass man, obgleich keine Spur auf die bekannte Tracht der Bühne hinweist, doch unwillkürlich an Personen und Situationen des Lustspiels erinnert wird, ohne diese freilich näher bezeichnen zu können.

Auf Taf. III ist zunächst eine Anzahl von Köpfen und Masken zusammengestellt, die wenig Auffälliges darbieten. Unter ihnen finden wir die Maske eines bärtigen Kopfes mit Widderhörnern (Taf. III, 1), die gewöhnlich dem *Zeus Ammon* zugeschrieben werden; indessen haben die Gesichtszüge hier, wie sonst häufig, nichts von der Würde des Götterkönigs, sondern verrathen vielmehr den Charakter eines der untergeordneten bacchischen Dämonen, den man als ein Seitenstück zum ziegengehörnten *Pan* ansehen kann. Wie alle gehörnten Köpfe wurde auch dieser um so häufiger ornamental angebracht, da man ihnen eine amuletartige Bedeutung beilegte. Dasselbe gilt auch vom Medusenhaupt, mit dem die weibliche Maske mit fliegendem Haar (Taf. III, 5) eine gewisse Verwandtschaft hat, vom Löwenkopf (Taf. III, 10), vom Halbmond (Taf. III, 6),[88] wie von der wirklichen komischen Maske (Taf. III, 7), die durch das *ἄτοπον* den Zauber abwehrt, daher alle diese und ähnliche Vorstellungen so ungemein häufig erscheinen.[89] Ausserdem ist ein Kopf des bärtigen und des unbärtigen *Hercules,*[90] beidemal mit der Löwenhaut (Taf. III, 3. 4), ein lorbeerbekränzter männlicher Porträtkopf wie es scheint (Taf. III, 2), die Büste eines Knaben (Taf. III, 8), und eine schöne Maske von ernstem Ausdruck (Taf. III, 11) zu bemerken. Aufmerksamkeit verdienen auch die Lampen, auf welchen eine Sphinx (Taf. III, 9)[91] und ein weiblicher Kopf mit einer Palmettenverzierung (Taf. III, 12) angebracht sind, weil dieselben ganz und gar den Charakter eines Ornaments tragen, das in einem andern Zusammenhang angewendet zu werden bestimmt, willkürlich hier verwendet ist.

Ferner ist ein Schiff (Taf. III, 14), ein Altar mit lodernder Flamme (Taf. III, 13), ein anderer Altar mit einer Cypresse auf jeder Seite (Taf. III, 16)[92] und zwischen zwei in Rehköpfe auslaufenden Füllhörnern, von denen Trauben herabhangen, ein geflügelter Caduceus (Taf. III, 15), das Symbol des Mercurius, der als Segenspender und Reichthumgeber jeder Art verehrt wurde[93].

Auf Taf. IV ist eine Reihe von Thierbildern zusammengestellt, deren naturhistorisches Verdienst ich dahin gestellt sein lassen muss. Wir sehen einen Hirsch (Taf. IV, 3), einen laufenden Jagdhund mit dem üblichen Halsband (Taf. IV, 4), einen anderen, der an einem Eber aufspringt und ihn beim Ohr fasst (Taf. IV, 5), einen Löwen im Ansprung (Taf. IV, 7), einen zweiten laufend (Taf. IV, 8)[94]

[87]) S. Bartoli luc. I, 22.

[88]) Ant. di Erc. VIII, 30, 1.

[89]) O. Jahn, Lauersforter Phalerae p. 18 ff.

[90]) Ant. di Erc. VIII, 5, 3.

[91]) Vgl. Licetus de luc. ant. rec. p. 907. Passeri luc. III, 75.

[92]) Auf einer Lampe (S. Bartoli luc. I, 11. Lajard culte du cyprès pyramid. 19, 1.) ist ein runder Altar von Cypressen umgeben und zu jeder Seite steht eine der oben besprochenen Larengestalten.

[93]) Ausll. zu Pers. II, 44.

[94]) Caylus rec. d'ant. IV, 55, 4. ant. di Erc. VIII, 23, 3. Houben Denkmäler Taf. 7, 4

und ein nicht so häufig vorkommendes Thier, ein Kameel (Taf. IV, 10). Dazu kommen die fabelhaften Mischgestalten eines springenden Greifen (Taf. IV, 12) und eines rennenden [95], sowie eines mit gehobenem Vorderfuss ruhig dastehenden [96] Pegasus (Taf. IV, 13. 14), welcher durch die Plumpheit der Körperformen und Haltung an den Pegasus der Villa Albani erinnert, von dem Braun mit Recht sagt, dass der Widerspruch, in welchen die rohe Pferdenatur durch die angefügten Flügel mit sich selbst geräth, ihm ein wahrhaft komisches Aussehen giebt [97].

Von drei Vögeln, welche dargestellt sind, ist der eine ein Adler, der aufwärts schwebt (Taf. IV, 2) [98], der andere ein Pfau mit ausgebreitetem Schweif, der in seinen Krallen Mohnzweige hält (Taf. IV, 11) [99], beide waren Symbole der Apotheose des Kaisers und der Kaiserin und finden sich nicht selten auch auf christlichen Monumenten als Symbole der Unsterblichkeit [100]. Bemerkenswerth ist auch die Vorstellung (Taf. IV, 1) eines zwar nicht deutlich charakterisirten Vogels, der aber sehr wohl für eine Taube gelten kann und in den Krallen einen Zweig mit Blättern und Beeren hält, den man am füglichsten für einen Olivenzweig halten wird. Damit stimmt eine andere Lampe [101] überein, nur dass der Zweig mehr längliche Blätter und keine Beeren hat; dagegen ist auf einer dritten Lampe [102] der Vogel einem Raben ähnlich und man hat an Münzen Domitians erinnert, welche auf dem Revers einen Raben auf einem Lorbeerzweig zeigen [103]. Indessen entspricht der Vogel auf den Lampen unverkennbar der Taube mit dem Oelzweige in den Krallen, welche auf den Kaisermünzen von Apamea auf den Kasten zufliegt, in dem sich ein Mann mit einer Frau befindet, und dessen Aussenseite die vielbesprochene Inschrift *ΝΩΕ* trägt [104]. Zwar wird das Räthsel einer alttestamentarischen Vorstellung auf den Münzen einer phrygischen Stadt dadurch auch nicht gelöst, allein es ist jedenfalls zu constatiren, dass die Vorstellung der Taube mit dem Oelzweige auch auf Lampen vorkomme, bei denen ein christlicher Einfluss keineswegs wahrscheinlich ist.

Ein ganz eigenthümliches Interesse bietet endlich eine Vorstellung dar, welche dem Gebiete der Thierfabel entnommen ist (Taf. IV, 9). Ein Fuchs, in einen cucullus gekleidet, dessen Capuze er über den Kopf gezogen hat — eine Tracht, welche für Reisende, Jäger, Landleute, überhaupt

[95]) Ant. di Erc. VIII, 22, 4. Houben Denkmäler Taf. 32, 3.

[96]) Mus. Kirch. p. 152, 21. Caylus rec. d'ant. II, 100, 7, ant. di Erc. VIII, 34, 1.

[97]) Braun, zwölf Basreliefs, Taf. I. Vign. 2.

[98]) Licetus de luc. ant. rec. p. 1059; ant. di Erc. VIII. 17, 5.

[99]) Auf Lampen bei Passeri (luc. I, 40, III, 83) sitzt ein Pfau mit zusammengeschlagenem Schweif auf einem Zweig, der eher Granatäpfel als Mohnköpfe trägt, die möglicherweise auch hier gemeint sein könnten.

[100]) R. Rochette ant. chrét. des catac. I pag. 38. II p. 38 ff.

[101]) Ant. di Erc. VIII, 31, 2.

[102]) Passeri luc. III, 84. Passeri denkt an die Taube mit dem Oelzweig, allein er verwirft diese Deutung, weil die Lampe den Fabrikstempel eines *C. Oppius Restitutus* trage, von dem Lampen mit heidnischen Vorstellungen bekannt seien; was noch keinen entschiedenen Grund abgeben würde. Aber es wird dadurch wahrscheinlich, dass der Zeichner den Raben etwas zu deutlich gemacht habe.

[103]) Eckhel doctr. numm. VI p. 393. Cohen méd. impér. I p. 449. Morelli num. Domit. 25, 31 — 33.

[104]) Falconieri inscr. athleticae p. 165 ff. sel. numism. ant ex museo P. Seguini p. 223 ff. Eckhel doctr. numm. III p. 132. I. R. Rochette ant. chrét. I p. 24 ff. Ch. Lenormand de signes de christianisme qu'on trouve sur quelques monuments numismatiques du III siècle (extr. du t. III des mél. d'archéol.) p. 4 ff.

solche, die in freier Luft leben, üblich ist[105] — steht vor einem Baum, auf dessen Gipfel ein Rabe sitzt und streckt mit beiden Händen einen Stab oder dergleichen gegen ihn aus. Seine Haltung lässt deutlich die Absicht erkennen, den Raben zu gewinnen, während dieser den Kopf abgewandt hält, als wolle er den listigen Reden des Fuchses kein Gehör schenken. Jedem wird dabei die bekannte, auch den Alten geläufige Fabel einfallen, wie der Rabe mit einem gestohlenen Käse oder Stück Fleisch auf einen Baum fliegt und durch die Schmeichelreden des Fuchses sich bewegen lässt, ihm etwas vorzusingen und die Beute fallen zu lassen[106]. Unsere Vorstellung auf dieselbe zu beziehen wird man dadurch abgehalten, dass der Rabe nichts im Schnabel hält und dass der Stab in den Händen des Fuchses dabei keine Erklärung findet. Mir scheint dies die Leimruthe zu sein, welche aus Rohrstücken gebildet wurde, die der Vogelsteller sachte in einander schob, so dass die Leimruthe allmählig in die Höhe stieg und dem Vogel unvermerkt näher kam[107], den der Jäger zugleich durch Pfeifen und Locken zu bethören suchte[108]. Auch auf Reliefs sehen wir diese Art des Vogelstellens dargestellt[109], Eros sucht auch auf solche Weise den Schmetterling zu fangen[110], und ihm selbst stellt wiederum

[105]) Ausll. zu Iuv. III, 170. Buonarrotti medagl. p. 83 f. arch. Ztg. XIX p. 151.

[106]) Babr. 77. Aesop. fab. 204. 204b. Halm. schol. Hor. sat. II, 5, 56.

[107]) Bion IV, 1 ff. *ἰξευτὰς ἔτι κῶρος ἐν ἄλσεϊ δενδράεντι*
— — —
τῶς καλάμως ὅμα πάντας ἐπ' ἀλλάλοισι συνάπτων
τᾷ καὶ τᾷ τὸν Ἔρωτα μετάλμενον ἀμφεδόκευεν.

Sil. Ital. VII, 674 ff. *ut qui viscata populatur harundine lucos,*
dum nemoris celsi procera cacumina sensim
substructa certat tacitus contingere meta,
sublimem calamo sequitur crescente volucrem.

Valer. Flacc. VI, 260 ff. *qualem populeae fidentem nexibus umbrae*
si quis avem summi deducat ab aere rami,
ante manu tacita cui plurima crevit arundo,
illa dolis viscoque super correpta sequaci
inplorat ramos atque irrita concitat alas.

Mart. IX, 54, 3 *aut crescente levis traheretur arundine praeda*
pinguis et implicitas virga teneret aves.

Vett. mathem. opp. p. 32 *κάλαμοι πάλιν τετρημένοι ὥσπερ οἱ τῶν ἰξευτῶν ἁρμόζονται.* Cramer anecd. Paris. I. p. 12 *ὄρνιν ἰδεῖν — δένδρου μέν τινος ἐφιζήσαντα κλάδῳ, καλάμῳ δὲ, ὃν ἰξῷ τις ἐξαλείψας θηρατὴς ἀνατείνει συγκολλώμενόν τε καὶ καθελκόμενον.* Ein Epigramm bezeichnet das mit den Worten *δουνακόεντα Κρίτων συνθεὶς δίλον* (anth. Pal. IX, 273, 3).

[108]) Mart XIV, 218. *non tantum calamis, sed cantu fallitur ales,*
callida dum tacita crescit harundo manu.

Paulinus ad Gestidium *sume igitur pastas dumoso in rure volucres,*
quas latitans filicis sub tegmine callidus auceps,
dum simili mentitur aves fallitque susurro,
agmina viscatis suspendit credula virgis.

[109]) Mon. Matt. III 18. Bottari scult. III, p. 19.

[110]) Wieseler Denkm. alt. Kunst II, 53, 675. Vgl. Gorläus dact. II, 480.

eine Frau mit der Leimruthe nach [111]. Ob dieser Vorstellung, nach welcher der Fuchs als Vogelsteller auftritt, eine bestimmte Fabel zu Grunde liegt, kann ich nicht nachweisen, aber der Charakter der Situation, dass er durch List den Raben bethört, bleibt derselbe, und die Wendung, dass der Fuchs die Rolle des Menschen übernimmt, ist ebenfalls ganz im Sinne der Fabel.

[111]) Bracci mem. d. incis. I tav. agg. 18, 2.

1

2

3

4

7

5

6

8

9

10

11

12

A. Gräter del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

A. Gräfer, del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

1

2

3

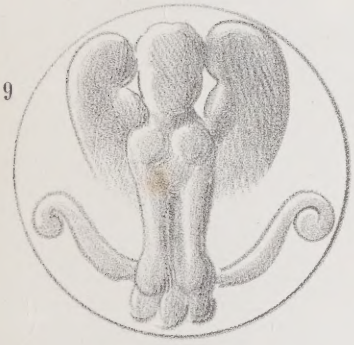
4

5

6

7

8

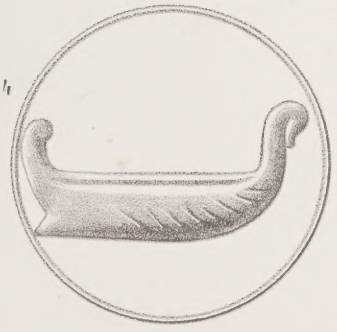

9

10

11

12

13

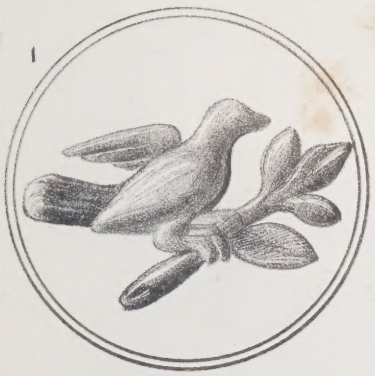

14

15

16

A. Grater, del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.


1

2

3

4

5

6

7

8

9

10

11

12

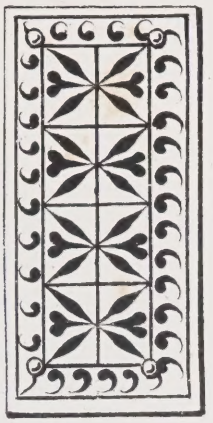
13

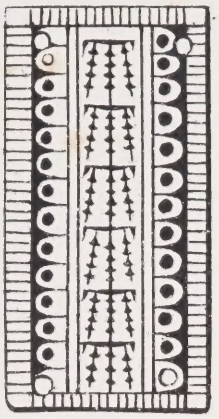
14

A. Gräter. del.

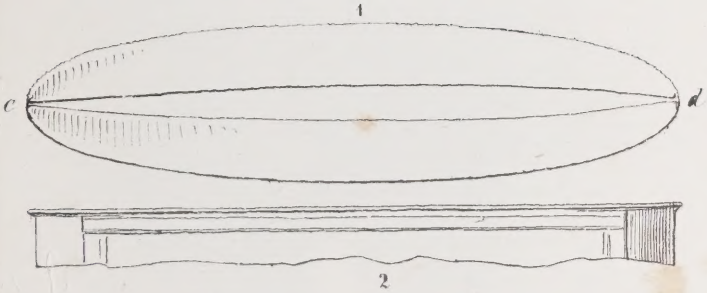
Druck v. J. Hofer, Zürich.

8


9

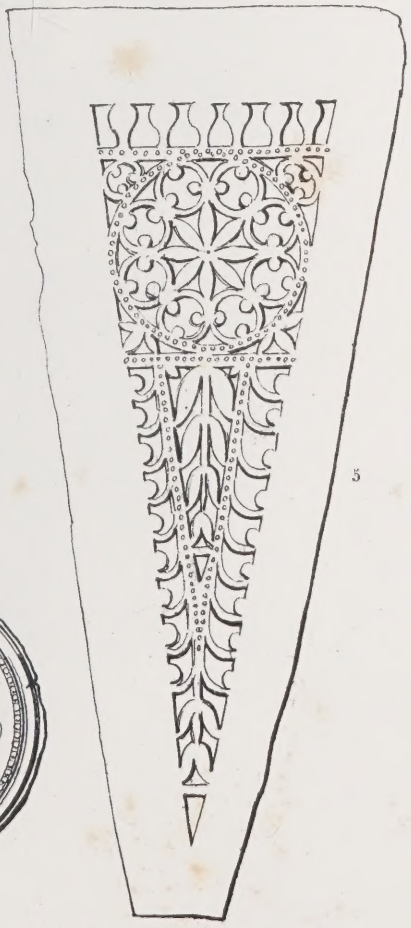

10

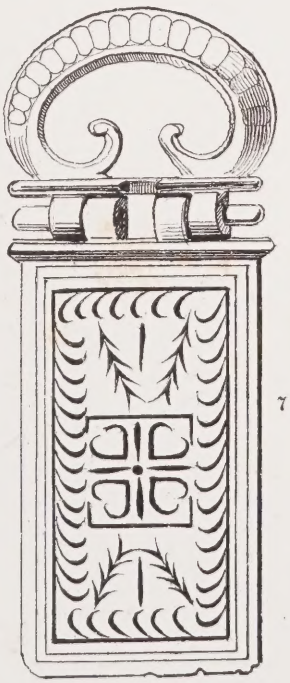
11

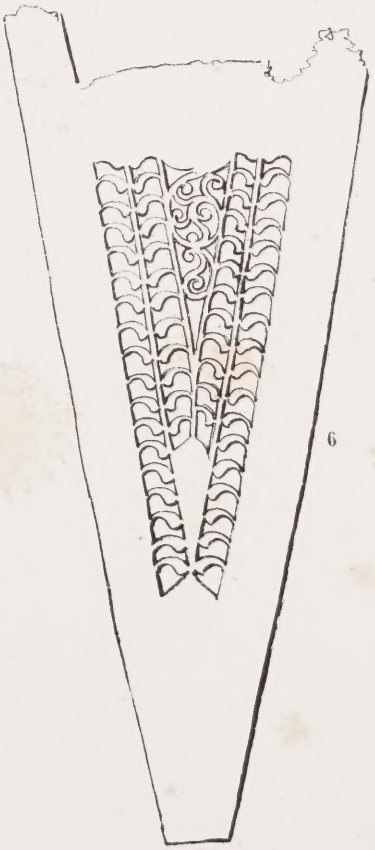


4

3


5


7


6

12

A. Gräter, del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

Die Glasgemälde

im Kreuzgange zu Kloster Wettingen.

Von

W. Lübke.

Zürich.
In Commission bei S. Höhr.
Druck von David Bürkli.
1862.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Band XIV. Heft 5.

Die Glasgemälde im Kreuzgange zu Kloster Wettingen.

I.

Eine kleine Viertelmeile oberhalb Baden macht die Limmat plötzlich in ihrem raschen, nordwärts gerichteten Lauf einen grossen Bogen, indem sie sich scharf nach Westen und dann nach Osten zurückbiegt, bis sie ihre alte Richtung wieder aufnimmt. Der Fluss hat hier sein Bett tief eingerissen und bildet steile, schroff abfallende Ufer. Auf dem also von ihm umspannten und nach drei Seiten geschützten, nur nach Nord-Osten offenen Bezirk erhebt sich zwischen Gebäuden und Gärten die Kirche des ehemaligen Klosters Maria Meerstern (Marisstella), nach dem benachbarten Dorfe Wettingen zubenannt. Der Raum war gerade ausreichend, um ein mittelalterliches Gotteshaus mit allen dazu gehörigen Baulichkeiten aufzunehmen. Dieser Umstand und die Lieblichkeit des fruchtbaren Thales, das, von Weingeländen und bewaldeten Höhenzügen eingefasst, dem Auge anmuthige Mannigfaltigkeit und südwärts einen freien Blick auf die Kette der fernen Glarner Eisgebirge bietet, mochte zur Anlage des Klosters locken. Doch ist das etwas abseits gelegene Dorf Wettingen beträchtlich älter, als die klösterliche Niederlassung. Es besass schon in der Mitte des XI. Jahrhunderts eine Kirche, welche am 30. Januar 1045 sammt mehreren andern durch König Heinrich III. dem Kloster Skennines (Schännis) zugetheilt wurde[1]). Die Stiftung des Klosters Wettingen gehört erst dem XIII. Jahrhundert an. Wie so oft im Mittelalter bei Gründungen von Gotteshäusern, so hat sich auch bei dieser um die geschichtliche Thatsache eine poetische Sage gerankt. Da Hess in seiner Badenfahrt (S. 476—481) dieselbe nach Langens theologischem Grundriss anmuthig erzählt hat, so halten wir uns an das nackte historische Faktum. Dies ergiebt, dass im Jahre 1227 Graf Heinrich von Rappersweil, Wandelberg genannt[2]), das Kloster gestiftet hat, indem er dem Grafen Hartmann von Dillingen ein Gut in Wettingen sammt allen Rechten, einschliesslich der Kirche, abkaufte, um dasselbe zu einem Cisterzienserkloster umzuwandeln. Seine Mönche erhielt es von Salmansweiler in Schwaben; geweiht wurde es wie alle Cisterzienserklöster zu Ehren der Maria. Die junge Stiftung blühte rasch empor, erfreute sich der Gunst vieler angesehener Geschlechter, besonders der Grafen von Kyburg, Dillingen und Habsburg, sodann Kaiser Rudolphs des Ersten und der Erzherzoge von Oesterreich, und wurde bald reich und mächtig. Graf Heinrich, der Stifter, trat selbst nach einem bewegten Leben und nach dem Verlust seiner Gemalin als Mönch ein und wurde, als er 1247 starb, im Kapitelhause beerdigt. Viele andere Edle der Umgegend wählten ebenfalls hier ihren Ruheplatz; Kaiser Albrecht ward nach seiner Ermordung in der Kirche beigesetzt, bis nach 15 Monaten sein Leichnam in die Kaisergruft nach Speier geführt wurde; fünfundsechzig österreichische Ritter, 1351 im Treffen zu Tätwyl von den Zürichern erschlagen, wurden gleichfalls in Wettingen bestattet.

[1]) Die Urkunde ist abgedruckt bei Herrgott, Geneal. diplom. aug. gentis Habsburg II. p. 117.

[2]) In dem Kaufvertrag von 1227 heisst er »nobilis vir H. de Rapprechteswiler«, in einer Urkunde von S. Blasien von demselben Jahr: »Henricus dictus Wandelberc, fundator domus in Wettingen«, in einer Urkunde von 1242 »Heinricus de Raprethwyler, cognomento Wandiker«. Herrgott, l. c. p. 233 u. p. 268.

Es kann hier meine Absicht nicht sein, die Geschichte des Klosters bis zu seiner Aufhebung im Jahr 1841 zu verfolgen. Ich hebe aus der Masse des Materials, welches das aus der Klosterdruckerei hervorgegangene »Archiv des Hochloblichen Gottshauses Wettingen« vom Jahr 1694 bietet, so wie aus spätern Notizen nur diejenigen Daten hervor, welche sich auf die Baugeschichte desselben beziehen.

Die erste Einweihung der Kirche, von der wir erfahren, fand am 16. März 1256 durch Bischof Eberhard II. von Constanz Statt[3]). Eine zweite folgte noch vor Ablauf des XIII. Jahrhunderts, als am 24. Februar 1294 der Weihbischof von Constanz nicht bloss die Kirche und ihren der Maria gewidmeten Hauptaltar, sondern auch den Altar der hh. Oswald und Christophorus in der Kapelle vor dem Thor, sowie überhaupt alle Kapellen sammt ihren dreizehn Altären consecrirte[4]). Wahrscheinlich wurde diese zweite Weihe durch die inzwischen erfolgte Beendigung sämmtlicher zum Kloster gehöriger Baulichkeiten veranlasst. Während des ganzen XIV. Jahrhunderts schweigen unsre Nachrichten gänzlich von der Kirche, und erst 1440 am 3. Februar wird der Einweihung zweier Seitenaltäre in der Kapelle vor dem Thore, sowie eines Altars der Kirche gedacht[5]). Die bereits in der Weihe des Jahres 1294 genannte Kapelle vor dem Thore ist ohne Zweifel die in allen Cisterzienserklöstern vorkommende, in Maulbronn z. B. noch jetzt nachzuweisende Kirche, welche zum Gottesdienst für die Frauen bestimmt war. In Maulbronn liegt dieselbe gleich links am Eingange; überall musste sie ausserhalb des Thores der Abtei liegen, da in den strengen Satzungen dieses Ordens den Frauen der Zutritt in das Kloster untersagt war. Auch für Wettingen glaube ich die ehemalige Lage dieser Kapelle nachweisen zu können, und zwar durch die Abbildung, welche Merian in seiner Topographie[6]) beibringt. Dort tritt man durch ein doppeltes Thor an der Nordseite in den äusseren Klosterbezirk, der die Wirthschaftsgebäude, Vorrathsräume, Mühlen u. s. w. enthält. Zur Linken der Pforte, welche von hier in den inneren Klosterbezirk führt, erblickt man ein kleines, einschiffiges Gebäude, das durch seine Orientirung und sein Glockenthürmchen als Kapelle bezeichnet wird. Es hat in der gerade geschlossenen östlichen Wand zwei lange, vermuthlich spitzbogige Fenster, die mit einem obern Rundfenster zu einer Gruppe verbunden sind und dadurch deutlich einen Bau des XIII. Jahrhunderts erkennen lassen. Wahrscheinlich war dies die erwähnte »Kapelle vor dem Thore«. Bleiben wir noch einen Augenblick bei Merian, um uns den Eindruck der ehemaligen Anlage zu vervollständigen. Der innere Klosterbezirk zeigt sich rings von einer hohen Mauer umgeben, die in ihrem nordöstlichen Theile zwei Thürme hat. Sie erinnert lebhaft an die mächtigen Befestigungswerke, die hohe Ringmauer mit zinnengekrönten Thürmen, welche sich zu Maulbronn noch vollständig erhalten haben. Den Mittelpunkt des inneren Klosterbezirkes bildet die Kirche, an welche sich nördlich der Friedhof, südlich, um zwei innere Höfe gruppirt, die ausgedehnten Klosterbaulichkeiten lehnen. Am südlichen Flügel derselben springt ein kapellenartiger Bau mit hohen gothischen Fenstern[7]) vor, vielleicht — wenn nach Analogieen anderer Cisterzienserklöster zu schliessen gestattet ist — das ehemalige Sommer-

[3]) E. Fr. von Mülinen, Helvetia sacra I. p. 200.

[4]) Die Consecrations-Urkunde findet sich im Archiv p. 54.

[5]) Ebendaselbst p. 58 sq.

[6]) Topographia Helvetiae, Rhaetiae et Valesiae p. 51.

[7]) Ich bemerke ein für alle Mal, dass Merian, so gewissenhaft er im Uebrigen bis ins Kleinste zu sein scheint, nicht im Stande ist, den Spitzbogen treu wiederzugeben. Er deutet ihn höchstens durch eine elliptische Linie, häufig geradezu durch einen Halbkreis an. Doch wird der aufmerksame Beobachter bald erkennen, wo gothische Spitzbogenfenster gemeint sind.

Refektorium, das in Maulbronn unter dem verstümmelten Namen »Rebenthal« an derselben Stelle liegt. An der Südseite dieser Gebäudegruppe erstreckt sich bis zum steilen Ufer des Flusses der mit Bäumen, Laubengängen und zierlichen Beeten geschmückte Klostergarten. Endlich ist die äusserste nord-östliche Spitze des Gebietes nochmals durch eine zum Theil mit Zinnen gekrönte Mauer abgeschlossen. Ein verdeckter Gang läuft von hier zu einem Gebäude der Aussenmauer und steht mit einer gleichfalls verdeckten Stiege in Verbindung, welche in einen kleineren Ziergarten hinabführt. Wahrscheinlich enthielten diese Theile — ähnlich wie in Maulbronn — ehemals die Wohnung des Abtes.

Soweit Merian. Untersuchen wir nun, was nach den Zerstörungen und Veränderungen der Zeiten uns übrig geblieben ist. Der Kern der Klostergebäude sammt der Kirche besteht im Wesentlichen noch so, wie Merian ihn im Jahr 1642 dargestellt hat. Denn glücklicherweise entging das Kloster im vorigen Jahrhundert dem Schicksal eines durchgreifenden Umbaues, den der prachtliebende Abt Peter III. Kälin sich vorgesetzt hatte, und dessen Ausführung an dem entschiedenen Widerstande der Mönche scheiterte. Den Cisterziensern gebührt überhaupt der Ruhm, im Allgemeinen treuer am Alten festgehalten zu haben, als die prunksüchtigen Benediktiner, welche nur zu oft im XVII. und XVIII. Jahrhundert durch luxuriöse Neubauten die ehrwürdigen Anlagen des Mittelalters zerstört haben. Freilich stammen auch hier die vorhandenen Reste nur zum Theil aus der Zeit der Gründung; ja wollte man dem Wortlaut der alten Nachrichten glauben, so müsste von dem Bau des XIII. Jahrhunderts kaum ein Stein mehr auf dem andern sein. Am 11. April 1507 fand nämlich ein ohne Zweifel sehr verheerender Brand im Kloster Statt, der eine umfassende Wiederherstellung nöthig machte. Diese scheint ungefähr ein Jahrzehnt in Anspruch genommen zu haben, denn erst am 8. Mai 1517 wurde die Kirche durch den päpstlichen Nuntius wieder eingeweiht. Die Ueberlieferung meldet über dieses Ereigniss Folgendes[8]): »Causantibus sinistris eventibus ecclesia dicti monasterii usque ad arcum summi altaris et capellarum eius collateralium ex toto, ac magna pars monasterii edacis ignis incendio retroactis temporibus, proh dolor, absumpta fuerunt, nunc autem gravissimis sumptibus et expensis pro majori eorum parte per Dei graciam reparata.« Nach dieser Aussage wäre die Kirche damals sammt dem Querschiff mit alleiniger Ausnahme des Chors und seiner Nebenkapellen zerstört worden; vom Kloster aber ein grosser Theil. Lassen wir nun das Bauwerk selber reden.

Wenn wir von einer Cisterzienserkirche des Mittelalters hören, so dürfen wir am ersten eine ungemein einfache, schmucklose Anlage in sparsam reduzirten Kunstformen erwarten. Handelt es sich aber um eine Cisterzienserkirche des XIII. Jahrhunderts, und kommen uns die grossartigen und originellen architektonischen Schöpfungen ins Gedächtniss, welche damals gerade von diesem Orden ausgegangen sind, etwa Kirchen wie die zu Heisterbach, Riddagshausen, Ebrach, Heiligenkreuz, Zwetl, so steigt uns sogleich die Hoffnung auf, diese Reihe grossartiger Denkmale durch ein nicht minder bedeutendes vermehrt zu sehen. Im vorliegenden Falle ist diese Hoffnung eine irrige. Die Kunstformen der Kirche zu Wettingen sind von so primitiver, schlichter, fast bäuerlicher Art, dass für die in Betracht kommende Epoche die blosse Strenge der Bauregeln des Cisterzienserordens nicht ausreicht zu ihrer Erklärung.

Die Kirche besteht aus einem dreischiffigen Langhause, nach Art einfacher flachgedeckter Basiliken der romanischen Epoche; ferner aus einem Querschiff, mit vier kleinen Kapellen an der Ostseite

[8]) Vgl. Archiv p. 56 sq.

und einem gerade geschlossenen Chor. Die dem letztern unmittelbar anliegenden beiden Kapellen des Querschiffes sind in späterer Zeit ostwärts verlängert, mit Apsiden geschlossen und hinter dem Chor durch einen niedrigen Umgang verbunden worden. Wann dieser Zusatz gemacht wurde, habe ich nicht ermitteln können. Auf der Merian'schen Abbildung findet er sich bereits; der ursprünglichen Anlage gehörte er aber nicht an, dafür spricht der rohe Ansatz des Mauerwerks, und die Beschaffenheit der Ecklisenen an der Chormauer. Der gerade Chorschluss, in der Schweiz, in Westfalen, England, zum Theil auch in Italien wohl an andern, selbst opulent ausgeführten Kirchen gebräuchlich, ist doch vorzugsweise bei der Mehrzahl der Cisterzienserkirchen anzutreffen. In der Schweiz lässt sich die Kirche zu Kappel als eine verwandte Anlage bezeichnen, wie sie denn auch die Anordnung von je zwei Kapellen an der Ostseite der Querschiffarme aufweist[9]). Wichtiger noch ist, dasss auch das Mutterkloster Wettingen's, die Abtei Salmansweiler, einen geraden Chorschluss zeigt, der zwar ein späteres Datum trägt, ohne Zweifel aber die ältere Anordnung wiederholt.

Wir haben somit eine regelmässige, schlichte Cisterzienser-Anlage vor uns, fast ohne alle künstlerische Detailformen, selbst in der Construction von höchster Sparsamkeit. Denn gegenwärtig hat zwar der Mittelraum des Querschiffes wie der Chor Kreuzgewölbe; allein da für dieselben in der Pfeilerbildung keine Vorbereitungen ursprünglicher Art getroffen sind, so muss man sie späteren Umgestaltungen zuschreiben. Nur die spitzbogigen Tonnengewölbe der Nebenkapellen tragen ein primitives Gepräge. Den Spitzbogen zeigen auch die Quergurte des Kreuzschiffes und die Arkaden des Langhauses, die auf sieben Paar einfach viereckigen Pfeilern ruhen. Das Gesims derselben hat kein bestimmt ausgeprägtes Profil; ihre Basis ist entweder durch Erhöhung des Fussbodens versteckt oder nie vorhanden gewesen. Etwas sorgfältiger und charakteristischer sind die Stirnpfeiler des Chores und seiner Nebenkapellen gestaltet. Ihr Deckgesims besteht aus einer Platte, einem Wulst und einer Hohlkehle; ihr Sockel setzt sich aus zwei Wulsten und einer Platte zusammen. Schon die beiden freien Pfeiler des Querschiffes lassen rohere Formen erkennen; namentlich ihr Sockel begnügt sich mit derber Schmiege und vortretender Platte. Sollte in diesen auffallenden Verschiedenheiten nicht eine Bestätigung der Nachricht von 1517 zu erkennen sein, welche die ganze Kirche bis zum Bogen des Chores und der Nebenkapellen zerstört und neu aufgeführt sein lässt? Ich glaube doch nicht. Erstlich ist die schmuckvollere, sorglichere Ausführung des Chores, als des geweihtesten Theiles, an mittelalterlichen, namentlich an klösterlichen Kirchen nicht ungewöhnlich; zweitens tragen die fünf Kreuzgewölbe eines ehemaligen Lettners, welche zwischen den beiden ersten Pfeilerpaaren des Schiffes ausgespannt sind, den Charakter gothischer Zeit, und scheinen mir jedenfalls vor dem XVI. Jahrhundert, also auch vor dem Brande entstanden; drittens bestätigt der später zu besprechende Zustand der Kreuzgänge meine Annahme, dass bei dem Brande von 1507 zwar die hölzernen Decken herabgestürzt sind und die unteren Theile beträchtlich verwüstet haben, jedoch ohne die massiven Pfeiler- und Mauermassen wesentlich zu beschädigen. Dafür spricht auch die rein romanische Profilirung des südlichen Portals, das in den Kreuzgang führt: beiläufig die einzige zierlichere Gliederung, die man in der ganzen Kirche findet. Mit Ausschluss der späteren Ausbesserungen halte ich somit die ganze Kirche wesentlich für den von 1227 bis 1256 ausgeführten Bau. Selbst für diese Epoche muss jedem mit der Baugeschichte des Mittelalters Vertrauten der Charakter der Formen, abgesehen von

[9]) Publicirt in den Mittheilungen der antiquar. Gesellschaft in Zürich Bd. VI. 1842 und Bd. IX. 1845.

der Dürftigkeit der Construction und der Gliederung, als ein hinter der allgemeinen Bewegung zurückgebliebener erscheinen, denn Alles beharrt noch bei den ersten Elementen romanischen Styles, und das zu einer Zeit, wo die gothische Baukunst schon in glänzender Blüthe stand, wo sie von Frankreich aus in allen Hauptländern des christlichen Europa schon Wurzel geschlagen und in der französischen Schweiz zur Ausführung eines der bedeutendsten Monumente, der Kathedrale von Lausanne, geschritten war. Während in den nördlichen Gebieten des Rheins die Cisterzienser es waren, die dem neuen Styl in der grossartigen Kirche zu Heisterbach einen originellen Ausdruck ihrer besonderen Bedürfnisse abgewannen, sehen wir hier hart an der Südgränze des deutschen Sprachgebietes in demselben Flussbezirk ein Kloster desselben Ordens noch unentwegt an der derben, tüchtigen Weise der Väter festhalten. Das ist ein bezeichnender Zug der Kulturgeschichte[10]).

Ehe wir die Kirche verlassen, sei noch zweier Kunstwerke in derselben gedacht, die aus verschiedenen Zeiten und sehr verschiedenen Gesinnungen hervorgegangen, beide ein nicht gewöhnliches Interesse erregen. Das eine ist der Sarkophag, in welchem fünfzehn Monate lang Kaiser Albrechts Gebeine beigesetzt waren, und der später die Leiche des Grafen Rudolph von Habsburg-Lauffenburg aufnahm. Es ist ein rauher, einfacher Steinsarkophag von schwerfälliger Form auf winzigen Säulenstumpfen; die eine Seitenfläche ist mit spitzbogigen Blendarkaden auf plumpen Säulchen bedeckt; an der andern Seite sieht man die gemalte Gestalt des in der Rüstung ausgestreckt liegenden verstorbenen Grafen; auf dem Deckel ein Wappen mit einem zierlichen, aus Blattwerk gebildeten Kreuz. Dies Blattwerk trägt noch romanischen Charakter, gewiss ein merkwürdiger Beweis von langem, zähem Festhalten am Ueberlieferten, da wir es hier bekanntlich mit einem Werke vom Anfang des XIV. Jahrhunderts zu thun haben.

Das andere Werk sind die wahrhaft prachtvollen Chorstühle, die zu den glänzendsten derartigen Arbeiten der Renaissance gehören und namentlich diesseits der Alpen nicht viele ihres Gleichen finden. Sie zeigen in Composition, Arabesken, in Eintheilung, Behandlung des Architektonischen, des Laubwerks und der Figuren noch lebhafte Nachklänge der guten Zeit und sind auch im Technischen vortrefflich durchgeführt. Diese Prachtausstattung stammt vom Anfange des XVII. Jahrhunderts aus der Zeit des Abtes Peter II. Schmid aus Baar, der nach fast vierzigjähriger ruhmvoller Regierung 1633 starb. Eine wunderlich zopfige Verunstaltung fügte der schon erwähnte Abt Peter III. im vorigen Jahrhundert hinzu. Offenbar hat er, nachdem sein Plan auf gänzlichen Umbau des Klosters gescheitert war, sich durch diese Verballhornung der Chorstühle, sowie durch verschwenderische Stuckdekorationen in der Kirche und den Kreuzgängen — die übrigens in nicht ungeschickten Reliefs die Bildnisse der Aebte von Wettingen, so wie Gestalten von Heiligen vorführen — schadlos gehalten.

Am Aeussern der Kirche ist nichts Erhebliches zu bemerken. Es ist noch einfacher als das Innere. Auf dem Querschiff thront mit verzopfter Haube ein Dachreiter, der einzige Glockenthurm, den die Strenge der Ordensregeln den Cisterziensern gestattete. Um so merkwürdiger ist es, dass

[10]) Aehnliche Einfachheit zeigt auch das ehemals unserem Kloster zugehörige Wettingerhaus in Zürich, das wohl auch erst um diese Zeit entstanden ist, denn man findet an den schweren Arkaden, auf welchen die Façade ruht, bei sehr primitiven Detailformen ein ausgebildetes Rippengewölbe. Da wir nun obendrein wissen, dass Kaiser Heinrich VII. durch eine Urkunde vom 1. Novbr. 1228 (cf. Herrgott, l. c. II. p. 234) dem Kloster Wettingen gestattet, in Zürich ein Haus zu erwerben oder zu erbauen (»insuper quod si in civitatibus nostris in Thurego ac aliis domum sibi quocunque modo acquirere poterunt vel comparare«), so nehme ich an, dass das Wettingerhaus in Zürich erst nach 1228 erbaut worden ist.

bei Merian nicht bloss dieser Dachreiter mit seinem mittelalterlichen schlanken Helme erscheint, sondern dass neben ihm sich über den Querschiffarmen zwei stattliche viereckige Thürme erheben, welche einen achteckigen Aufsatz mit zwiebelförmiger Haube zeigen. Eine Abweichung von der Ordensregel, die ich nur noch an der Kirche von Oliva bei Danzig kenne, wo an der Westseite zwei Thürme stehen. Gegenwärtig lassen sich von diesen Thürmen noch die Spuren deutlich erkennen. Beide Thürme scheinen nicht zufällig zerstört, sondern absichtlich abgetragen worden zu sein. So ist von den sieben kleinern und grössern Thürmen, mit welchen — ausser denen der Umfassungsmauern — unser Kloster noch zu Merians Zeiten ausgestattet war, nichts geblieben, als der einzige, obendrein zwiebelförmig zusammengeschrumpfte Dachreiter auf der Mitte des Querschiffs.

II.

Wenn der Brand vom Jahr 1507 »einen grossen Theil des Klosters« eingeäschert hat, so wird dies nicht von den Partieen gelten, welche der Kirche zunächst liegen. Vornehmlich zeigt derjenige Klosterflügel, der vom Kreuzgange ausgehend sich ostwärts erstreckt und parallel mit der Hauptachse der Kirche etwa in einer Länge von 140 Fuss fortläuft, an mehreren Stellen Kunstformen, welche sich nur auf den ersten Bau von 1227 — 1256 deuten lassen. Tritt man hart neben einem vorspringenden Treppenthurme, der auf Merian's Abbildung noch mit runder Haube über die benachbarten Gebäude emporragt, durch einen, wie es scheint, erst neuerdings angebrachten Eingang in den zum äusseren Hofe führenden Flur, so gewahrt man rechts in diesem Flur eine Thür, die von zwei plumpen Säulen mit Würfelkapitälen in streng romanischem Styl eingefasst wird. Dieser Eingang gehört zum ehemaligen Kapitelsaal, der gegenwärtig zu einem Holzbehälter avancirt ist. Die Umfassungsmauern des Saales stammen wohl auch noch aus der Zeit der ersten Anlage, obwohl sie in gothischer Epoche einen Zusatz von Strebepfeilern erhalten haben. Denn ein vollständiger Umbau ist, allem Anscheine nach im XV. Jahrhundert, über den Saal ergangen. Die vier Säulen, welche ihn in zwei Schiffe theilen, haben romanische Basen mit Eckblättern und sind wahrscheinlich mit Benutzung von älteren Resten bei einem Neubau zur Verwendung gekommen; wenigstens zeigen die Rippen der Kreuzgewölbe, welche von ihnen aufsteigen, ein spätgothisches Gepräge. Durch ein anderes, jetzt dunkles und in ähnlichen Verfall gerathenes Gemach hängt der Saal mit dem östlichen Flügel des Kreuzganges zusammen. Man erkennt die, wenngleich vermauerte ehemalige Thür, und neben ihr jederseits zwischen romanisch gegliederten Wandpfeilern eine dreitheilige Arkade, welche ehemals dem Raume Licht vom Kreuzgange her zuführte. In derselben Art findet man auch an andern Orten, namentlich in Heiligenkreuz, Zwetl und Maulbronn, den Kapitelsaal angeordnet, der hier ursprünglich ohne Zweifel wie dort bis an den Kreuzgang sich erstreckte.

Begeben wir uns wieder in den kurzen, schmalen Flur, von wo wir eingetreten sind, so würden wir, dem Eingang in den Kapitelsaal gegenüber, in einen ebenfalls interessanten Raum gelangen, wenn die ehemals in denselben führende Thür nicht nachträglich vermauert worden wäre. Jetzt müssen wir einen Umweg durch mehrere lange Corridore nehmen, wo noch eine prächtige alte hölzerne Truhe mit gothischen Ornamenten im Vorübergehen unsere Aufmerksamkeit fesselt. Der Raum,

in welchen wir treten, ist eine mit drei Kreuzgewölben bedeckte Kapelle, die einst der Maria gewidmet war. Sie zeigt an den Gewölbrippen und Gurten, an Pfeilern, Consolen und Fenstereinfassungen eine überaus zierliche und reiche Stuckdecoration in guten Renaissanceformen; ebenso über dem ehemaligen Eingang eine in derselben Weise durchgeführte Bekrönung. Eine dort angebrachte Inschrift giebt Kunde von der Entstehung dieses prächtigen Schmuckes im Jahr 1682, aber nicht von der Gründung der Kapelle. Ich glaube nicht zu irren, wenn ich den Bau derselben, so wie er noch jetzt, abgesehen von der Ornamentik, sich zeigt, ebenfalls der romanischen Epoche, also der ersten Bauzeit des Klosters zuschreibe. Ich schliesse das nicht bloss aus den Kreuzgewölben, sondern mehr noch aus der Form der Wandpfeiler, von welchen die Gurten aufsteigen. Diese haben die nur im romanischen Styl beliebte Gestalt von rechtwinkligen lisenenartigen Vorlagen, die mit Ecksäulchen verbunden sind. Sowohl die gothische Epoche als auch die Renaissance würde diese Pfeiler ganz abweichend gestaltet haben.

Links vom alten Eingange steht in der Kapelle ein romanischer Steinsarkophag, wie jener des Kaisers Albrecht in der Kirche geformt und auf kurzen Säulenstumpfen ruhend. Die Seitenfläche hat rohe rundbogige Blend-Arkaden; auf dem Deckel sieht man ein originell componirtes Reliefkreuz. Eine alte Inschrift bezeichnet den Sarkophag als die Grabstätte mehrerer Grafen von Kyburg.

Wir kommen nun endlich zum wichtigsten Theile des Klosters, zu dem an der Südseite der Kirche liegenden Kreuzgange. Er umzieht in regelmässiger Weise einen ungefähr quadratischen Raum und ist in seiner ganzen Ausdehnung ziemlich wohl erhalten. Die Anlage eines Brunnenhauses, wie sie mehrfach in Cisterzienserklöstern, z. B. in Oliva, Maulbronn, Heiligenkreuz, Lilienfeld, Zwetl vorkommt, fehlt dem Wettinger Kreuzgang. Doch ist an der Stelle, wo man ein solches vermuthen sollte, in der Mitte des südlichen Kreuzgangflügels ein grosses steinernes Wasserbecken angebracht, das die Reihe der Fenster unterbricht. Gleich der Kirche scheint der Kreuzgang niemals gewölbt gewesen zu sein. Gegenwärtig bedeckt ihn in Form eines Tonnengewölbes eine hölzerne Verschalung. An den inneren Wänden zieht sich ein Gesimse in Manneshöhe hin, auf welchem in gemessenen Abständen die Gestalten der Aebte in Stuckreliefs angebracht sind. Sie gehören zu den prächtigen Dekorationen, mit denen auch die Kirche überreichlich bedacht worden ist. Wichtiger sind jedoch für uns die inneren, dem umschlossenen Hofe zugekehrten Wände. Sie sind, dem Herkommen gemäss, ganz mit Fenstern durchbrochen. Auf den ersten Blick erkennt man, dass der nördliche, der Kirche parallel laufende Theil noch dem XIII. Jahrhundert angehört, während die drei übrigen Seiten ein elegantes Werk der Spätzeit des XIV. Jahrhunderts sind. Der Brand von 1507 hat offenbar den ganzen Kreuzgang verschont oder doch nur wenig beschädigt.

Um mit dem nördlichen, als dem ältern Theile zu beginnen, so zeigt derselbe nicht allein zierlichere, sondern auch entwickeltere Formen als die Kirche. Vor den Fenstern zieht sich eine Reihe von elf schlanken Säulen in spätromanischem Styl mit Kelchkapitälen und flach gedrückten Basen hin; sie tragen die Rundbögen, welche die Fenster einfassen. Letztere dagegen zeigen in ihrer Wandgliederung, dem Stabwerk und den Masswerkmustern bereits den gothischen Styl, aber durchaus in der primitiven Gestalt des XIII. Jahrhunderts. Das Masswerk, in vielfach wechselnden, originellen Mustern, wird noch nicht durch ein ausgebildetes System von steinernen Pfosten zusammengesetzt, sondern die Figuren erscheinen wie aus der Mauerfläche herausgeschnitten. Alles das bestimmt mich, diese Theile dem Baue zuzuschreiben, der 1294 eingeweiht wurde. Derselben Epoche gehören die leider nur spärlichen Reste der Glasmalereien an, die indess hinreichen, um uns zu beweisen, dass

die Cisterzienser hier wie an anderen Orten das strenge Gesetz ihres Ordens zu umgehen wussten, welches ihnen nur grau in grau gemalte Glasfenster (sogenannte Grisaillen) gestattete, figürliche Darstellungen in bunten Farben dagegen ausschloss. Neben einzelnen schön gezeichneten und bescheiden colorirten Blattornamenten, die grösstentheils die typischen Formen des romanischen Styles, hie und da aber schon das naturalistische Laubwerk der Gothik zeigen, kommen die Brustbilder Christi und der Madonna vor, die in tiefer, leuchtender Farbenpracht strahlen. Ausserdem findet man in denselben streng romanischen Formen und ähnlicher Schönheit der Farbe zwei Mal die thronende Maria mit dem Kinde in ganzer Gestalt, das eine Mal von einem Cisterziensermönche verehrt. Unsere Tafel I. gibt eine Anschauung von diesen vermuthlich ältesten Glasgemälden der Schweiz.

Wenden wir uns zu den drei übrigen Seiten des Kreuzganges. Ueber ihre Erbauung habe ich keine Notiz gefunden, doch weist die Art der Profilbildung, mehr noch das überaus mannigfache, lebendig bewegte, noch in guten Formen reich componirte Masswerk auf die zweite Hälfte des XIV. Jahrhunderts. Die Masswerke sind meist von so glücklicher, frischer und anziehender Composition, dass sie eine genaue architektonische Aufnahme und Publication verdienen. Für uns haben diese Fenster zunächst noch eine andere Anziehung durch die Reste prachtvoller Glasmalereien, welche sie enthalten.

Diese Glasgemälde, zu denen auch die in den unteren Fensterpartieen des eben betrachteten nördlichen Flügels zu zählen sind, gehören ohne Ausnahme nicht mehr dem Mittelalter an; sie beweisen aber nicht bloss, wie lange jene mittelalterliche Technik in der Schweiz geblüht hat, sondern auch, wie sich in ihren Gegenständen die Tradition kirchlicher Kunst mit einer neuen politisch-volksthümlichen Auffassung mischt. Während sie einerseits noch religiöse Stoffe behandeln, bieten sie uns zugleich einige der frühesten Beispiele einer in modernem Sinn aufgefassten Geschichtsmalerei.

Die Glasgemälde sind von verschiedenem Alter und Werth. Sie umfassen in ganzer Ausdehnung etwa ein Jahrhundert; als das früheste Datum fand ich 1520, als das späteste 1623. Es ist die Epoche, in welcher die Glasmalerei die Traditionen der monumentalen Kunst aufgegeben hatte und Kabinetsmalerei geworden war. Je weniger sie in solchem Zustande den grossen kirchlichen Aufgaben Genüge zu leisten vermochte, um so trefflicher war sie in kleineren Räumen als heiter schmückende, belebende Kunst am Platze. In den Kreuzgängen, wo die Fenster nur geringe Ausdehnung haben, bot sich ein günstiger Spielraum dar, der dann auch oft benutzt worden ist. Die Kreuzgänge zu Wettingen haben noch jetzt, nach mancherlei Zerstörungen und selbst nach einer Beraubung durch den französischen General Lecourbe, der fünf der schönsten Glasgemälde entführte, einen ausserordentlichen Reichthum aufzuweisen. In jeder Fensterabtheilung befindet sich ein solches Glasgemälde von einer ungefähr quadratischen Tafel aus mehreren Glasstücken zusammengesetzt und in verschiedener Weise mit heiligen und weltlichen Darstellungen geschmückt. Solche Glasgemälde pflegten die befreundeten Städte und Klöster zu stiften, eine Sitte, die wir auch in Wettingen bestätigt finden. Solchergestalt wurde ein derartiger Cyclus von Darstellungen zu einem schönen Denkmal politischer Bundesgenossenschaft und freundnachbarlicher Gesinnung [11]).

Die geringsten an Kunstwerth sind die Fenster des südlichen Flügels. Sie sind uninteressant in

[11]) Eins der prachtvollsten Zeugnisse eidgenössischer Gemeinsamkeit aus damaliger Zeit müssen die Glasfenster des Kreuzganges vom Kloster Muri sein, die nach der Aufhebung des Convents nach Aarau gekommen sind. Es wäre wünschenswerth, dass solche Denkmale der Geschichte und des Kunstgeistes einer vergangenen kraftvolleren Zeit der öffentlichen Betrachtung zu allgemeinem Nutz und Frommen zugänglich gemacht würden.

den Gegenständen, nüchtern und schlecht in Zeichnung und Composition, flau und charakterlos in der Färbung. Sie tragen die Jahrzahl 1623 und sind eine durchaus handwerkliche Arbeit. Im westlichen Flügel sieht man Werke verschiedener Zeit: theils ebenso geringe Machwerke des XVIII. Jahrhunderts, theils höchst werthvolle von 1520 und 1550, von lebendiger Anordnung, guter Zeichnung und herrlicher Farbenpracht. Im nördlichen Flügel, wo wir jene Reste des XIII. Jahrhunderts in den oberen Masswerken fanden, sind in den unteren Partieen Glasgemälde aus dem XVI. und dem XVII. Jahrhundert, ebenfalls von verschiedenem Werth. Sie enthalten einen nicht uninteressanten Beitrag zur Künstlergeschichte, da sie uns die Namen von drei Malern aufbewahrt haben. An einer Glastafel liest man: »Johannes Heinrich von Aegeri des Gotshusz Wettingen Hoff Maller. 1623.« Von diesem schweizerischen Künstler finde ich in den bekannten Künstlerverzeichnissen keine Spur. An einer anderen Scheibe steht: »Georgius Rieder von Ulm der Zitt Maler des hochwirdigen Gottshus Wettingen und Paulus Müller von Zug Glasmaler. 16...« Die beiden letztern Ziffern der Jahrzahl sind zerstört, doch dürfte das erste Viertel des Jahrhunderts anzunehmen sein, da wir an allen übrigen Fenstern keine spätere Jahrzahl als 1623 finden. Nagler in seinem Künstlerlexikon führt drei Ulmer Künstler Namens Georg Rieder an; der erste »wurde 1562 mit seinem gleichnamigen Sohne wegen ungebührlichen Betragens in den Thurn gesetzt« und starb 1564. Der Sohn starb 1575; unser Georgius Rieder wird also der Enkel des Erstgenannten sein, von welchem Nagler und sein Gewährsmann Weyermann (in den Neuen Nachrichten etc.) keine Arbeiten kennen, und von dem es nur heisst, dass er 1599 noch am Leben war. Er mag zeitig in's Ausland gegangen und desshalb zu Hause früh verschollen sein. Genug, dass wir ihn zu Anfang des XVII. Jahrhunderts zu Wettingen in ansehnlicher Stellung und Thätigkeit nachgewiesen haben. Was endlich den Glasmaler Paul Müller von Zug betrifft, so führt Füssli und nach ihm Nagler bloss seinen Namen nach den Tableaux de la Suisse pag. 139 auf. Aus der bescheidenen Stellung, in welcher der Glasmaler auf unserem Gemälde neben dem Maler Georg Rieder erscheint, darf man schliessen, dass Letzterer die Entwürfe zu den Fenstern geliefert, Müller bloss die technische Ausführung besorgt hat. — Was nun diese Arbeiten selbst betrifft, so zeichnen sich diejenigen, welche nach Uebereinstimmung des Styles auf G. Rieder zurückzuführen sind, durch grosse Kraft und Glut der Farbenwirkung aus. Namentlich sind auch die Architekturtheile, nach willkürlicher Farbenvertheilung, abwechselnd aus leuchtend rothen, blauen, violetten, saftig grünen Theilen zusammengesetzt. Die Formen der Architektur sind in einem schweren, derben Barockstyl durchgeführt. Den figürlichen Scenen kann man eine lebendige Anordnung nachrühmen, die freilich durch einen Anflug theatralischen Wesens etwas einbüsst. Man erkennt an den langen Gestalten und dem Schnitt der Gesichter einen Künstler, auf welchen die Werke Paolo Veronese's vorwiegend eingewirkt haben. Die Zeichnung ist leicht, charakteristisch und mit flotten Zügen hingeschrieben. Der Fleischton ist stark bräunlich und die Lichter sind weiss aufgesetzt oder ausgespart. Der Gesammteindruck der Arbeiten ist ein ungemein lebendiger, farbenfrischer.

Wenden wir uns nun zu den Glasgemälden des östlichen Flügels. Von der Kirche ausgehend, treffen wir zuerst noch einige zum Theil geringere Arbeiten vom Jahr 1623. Jedes Fenster enthält das Wappen einer Stadt, auch wohl eines Klosters, dazu die Gestalten der Schutzpatrone und an passenden Orten in kleineren Feldern Darstellungen aus dem Leben Christi. So zeigt gleich das erste Fenster das Wappen der Stadt Mellingen, Johannes den Evangelisten und den Täufer, dazu Auferstehung und Himmelfahrt Christi. Die Mehrzahl der Glasgemälde aber trägt das Datum 1579, und

diese sind es hauptsächlich, die durch Kunstwerth und Bedeutsamkeit des Inhalts unsere Aufmerksamkeit erregen. Ihre Technik zunächst bekundet vollendete Meisterschaft. Kraft, Glut und Klarheit der Farben, harmonische, überaus wirksame Zusammenstellung vereinigen sich zu einer seltenen Pracht und Schönheit des Eindrucks. Dazu gesellt sich, im Charakter zierlichster Kabinetsmalerei, eine unendlich feine Durchführung, die überall ein mannigfaches Detail zur Geltung bringt. Neben grossen Gewandmassen in breitem, freiem Faltenwurf, noch gehoben durch ein tief glühendes Roth, leuchtendes Blau, saftiges Grün, kommen Rüstungen, Waffen, Wappenschilder, architektonische Einfassungen der Lust an reichem Schmuck und Besatzwerk, am Schimmernden und Blinkenden zu Statten, und Alles wird mit gleicher Liebe, gleicher Kenntniss ausgearbeitet. Um eine Vorstellung von dem Styl und der Ausführung zu geben, machen wir (Taf. III.) auf die Abbildung des h. Michael mit dem Drachen aufmerksam, die freilich den prächtigen Glanz der Rüstung und die in Blau, Grün und Gelb schillernde, mit wahrer Lust und Phantastik behandelte Teufelsgestalt nur andeuten kann. [12]) Schöner noch und kostbarer ist die andere Tafel, die wegen ihrer fast vollständigen Erhaltung uns am besten die Composition dieser kleinen Kunstwerke vorführt. [13]) Zwei Engel- oder Geniengestalten in flatternden antikisirenden Gewändern, mit Diademen geschmückt und Flügel an den Schultern, stehen zu beiden Seiten des Wappens mit dem gekrönten Doppeladler, das sie halten. Ihre Figuren sind etwas zu derb, ihre Köpfe etwas plump und unschön, wie denn überhaupt Idealbildungen dieser Gattung nicht die Stärke unseres Malers sind. Ueber dem Wappen sieht man eine prachtvoll mit Perlen- und Edelsteinen geschmückte Krone. Es ruht aber das obere Wappen auf zwei anderen, deren jedes die blauweissen Farben Luzerns trägt. Der Glasmaler hat durch reizende Arabesken in damaszirter Arbeit, mit glänzend ausgesparten Linien auf matt gehaltenem Grunde die Felder belebt. Die äussere Einfassung der Composition bilden zwei phantastische Hermengestalten, von welchen ein gebrochener Bogen ausgeht, mit Fruchtschnüren reich behängt, zur Einrahmung und Eintheilung der oberen Fläche. Zwischen den beiden Wappenschildern ist noch ein freier Raum geblieben. Hier sitzt, umgeben von kriegerischen Emblemen, ein kleiner Eidgenosse mit befiedertem Hut auf einer Trommel und scheint auf der Pfeife zu dem wilden Kriegsgetümmel aufzuspielen, das man ganz oben in zwei Seitenfeldern dargestellt sieht. Auch ohne die Inschrift dazwischen, welche die Scenen erklärt, würde man sie leicht aus der deutlichen, energischen Composition erkennen. Es ist die Schlacht von Sempach: rechts die Ritter, die von den Pferden gestiegen sind, um zu Fuss zu fechten; links Winkelrieds Heldentod, Durchbruch der Schlachtordnung und Sieg. Die Verse sind treuherzig in ihrer Unbeholfenheit. Sie lauten, ohne dass ich mich auf alle Details ihrer mangelhaften und willkürlichen Orthographie einliesse, also:

»Hie sich wie Gott mit syner Krafft
Erstlich erhilt die Eydgnossschaft;
Gross Uffsatz ouch vom Adel hatt
Lucern, desshalb dieselbig Statt
Ein Bundt mit den drei Orten macht:
Zu Sempach teten sy die Schlacht.«

[12]) Die Zeichnungen sind nach den Originalen durchgepaust, die Pausen dann photographisch verkleinert und von Hrn. Gräter mit Verständniss und Stylgefühl sorgfältig auf den Stein gezeichnet worden.

[13]) Vgl. Taf. II., von der das in der vorigen Note Gesagte ebenfalls gilt.

Sind diese Darstellungen in künstlerischer wie in geschichtlicher Beziehung von nicht geringem Werth, so steigert sich unser Interesse noch durch die Betrachtung der am unteren Ende unseres Glasgemäldes angebrachten beiden anderen Bilder. Sie sind, wie auch die beigeschriebenen Verse melden, dem alten Testamente entlehnt: links ertheilt Isaak dem Jakob seinen Segen; rechts schläft Jakob in einer anmuthigen Landschaft, und die Engel steigen auf der Himmelsleiter zu ihm nieder. Die innere Beziehung zu den oberen Darstellungen springt sofort in die Augen: hier wie dort soll gezeigt werden, wie Gott die Seinen gegen die Nachstellungen der Feinde schützt. Die Verse lauten:

»Den Eerb empfieng Jakob der Frum,
Wyl Esauw uff dem Jyeyd lieff vm,
Dan Got den Jakob ihm erwelt,
Desshalb ihm Esauw streng nachstelt.
Jedoch wolt ihn Gott nit verlon,
Sach Nachts eyn lange Leyter ston,
Die Engel stygen hin und har,
Der Her mit sym Geyst by ihm war.«

Diese merkwürdige Verbindung biblischer Vorgänge mit Ereignissen der vaterländischen Geschichte tritt aber nicht vereinzelt auf: sie ist der Grundgedanke, der sich durch die ganze Reihe dieser schönen Glasgemälde zieht. Gleich zur Linken hat das folgende Fenster ehemals — wie aus der Inschrift ersichtlich — die Schlacht am Morgarten enthalten. Das Bild ist verschwunden, nach dem Zeugniss von David Hess (Badenfahrt S. 498) als eins der trefflichsten französischer Raublust zum Opfer gefallen; aber das Geschick der in den See gesprengten Feinde spiegelt sich ebenso sinnig als treffend in der Darstellung der Sündflut, die noch wohl erhalten ist. Von den Versen liest man folgendes:

»Daruff der Adel dett zusamen,
Die kamend an den Morengarten,
Dess Fyends mussten's nit lang warten;
Zuruck funden's den Wäg gar gschwind,
Gar vil im See erthrunken sind.«

Gehen wir nun nach rechts die folgenden Fenster durch, so viele uns erhalten sind.

Das zunächst liegende ist leider stark zerstört; namentlich fehlen die unteren Theile, vielleicht ebenfalls in Folge jener französischen Begehrlichkeit. Doch sieht man noch das Wappen von Uri und oben die beiden historischen Darstellungen. Sie sind der Geschichte Tells gewidmet. Links sieht man die Scene bei Altorf; hoch auf der Stange prangt gross, in die Augen fallend Gessler's Hut. Einer geht grüssend vorbei; Tell, der eben dem Hut die Reverenz versagt hat, wird festgenommen und abgeführt. Das Bildchen rechts (von dem wir eine Zeichnung mittheilen, Taf. III. Fig. 2) zeigt in lebhafter Composition den Apfelschuss, wobei neben der schlanken, gelenken Gestalt Tell's der schwerfällige Gessler in dickem Pelz und langem Bart auffällt; im Hintergrunde sieht man Tell's Sprung aus dem Nachen, bei übrigens ganz klarem, ruhigem See, der in treuer Spiegelung das Ufer, den Nachen sammt den darin Sitzenden zurückwirft. Die Verse dazu lauten:

»Dess Land Vogt Gösslers Thyrany
Macht diss Lannd vor dem Adel fry,

Dann er uss grossem Uebermutt
Thiranesiert mit dem Filtz Hutt,
Den nun der Tell nitt eeren wott,
Sprach: Disse Eer allein hört Gott.
Das thet den Vogt so starck verdriessen,
Musst zu sym Eygnen Kindlein schiessen,
Das macht dem Täll syn Hertz so gross,
Das er zu Todt den Landt Vogt schoss.«

Weiter folgt ein Fenster, das elfte, das ohne Zweifel das Wappen von Unterwalden gezeigt hat, wie die noch erhaltenen beiden obern Darstellungen beweisen. Links sieht man, wie der Struthan Winkelried den Drachen erlegt; rechts wie Konrad Baumgarten mit der Axt dem frevelhaften Landvogt Wolfenschiessen das Bad gesegnet. Letztere Darstellung, die wir in Abbildung (Taf. III. Fig. 3) beifügen, zeichnet sich wieder durch Einfachheit und dramatische Kraft aus. Dazu die Verse:

»Um syn Fryheyt für's Vatterland
Det er dem Tracken Widerstand;
Sitt aber nach Fröud kumpt gern Leyd,
Was ouch des thüren Helden Bscheyd;
Ouch wird anzeigt durch's Landvogt's Blutt,
Wie Gott hassett den Uebermutt.«

In den beiden korrespondirenden untern Darstellungen ist nun so recht deutlich die Beziehung der biblischen Vorgänge zu den geschichtlichen ausgesprochen. Links (jetzt zerstört oder geraubt) Esther, die vor dem Könige um Gnade bittet: die muthige Frau, die ihr Volk von dem bösen Haman befreit, wie Winkelried das seinige vom Drachen; rechts sieht man noch jetzt Judith, die eben den Streich gegen den Unterdrücker ihres Landes ausführen will, ganz so, wie oben Baumgarten zum Todesstreich gegen den Landvogt ausholt. Die Verse erläutern das also:

»Die Hester für den Künig tritt
Und für ir's Gloubens Volck da bitt,
Die zu Eyr Stundt solte verderben,
Dess muesst Haman am Galgen sterben.
Da Holoferny Gwalt was gnuog,
Judytt ihm synen Kopf abschluog.«

An einem andern Fenster — dem achten in der Reihe — sieht man nur noch zwei Schlachten der Eidgenossen, die aber, da die Inschrift zerstört, nicht leicht genauer zu bestimmen sind; vermuthlich, Kriegsthaten der Glarner, da das Wappen von Glarus beigefügt ist. Auch ihnen entsprechen Scenen aus der Bibel, wie die unten angebrachten Verse bezeugen:

»Als Küng Balthasar schanntlich läpt
Und Gottes Eren widersträpt
Und aller Thrunckenheytt ergäben,
Zeigtt ihm die Hand eyn End und Läben,
Ward in der Füllery bracht umb
Durch Zyrum und durch Daryum,
Und's Volck Gotts, gmachett fry nach dem,
Zog wieder nach Jerusalem.«

Das siebente Fenster zeigt das Wappen von Basel, dabei die prächtigen Gestalten von S. Lucas und S. Johannes, oben in lebendiger, anschaulicher Darstellung ein Freischiessen mit der Büchse. Es ist eines der schönsten Fenster, von vorzüglicher Ausführung.

Auf dem folgenden, dem sechsten Fenster, sieht man in den obern beiden Feldern sogar ein Freischiessen mit Kanonen, dabei die poetische Ermahnung:

»Hand Flyss dass Jeder schiess zum Zil,
Denn es sind fryer Gaben vil,
Damit der Schütz nit lär gang ab
Und etwas Nutz im Schiessen hab.«

Dem entspricht in naiver Weise unten die Darstellung der h. drei Könige, die dem neugebornen Weltheiland ihre kostbaren Gaben darbringen; als Ergänzung dazu Herodes, der dem Christkinde nach dem Leben trachtet. Das Wappen ist das von Freiburg.

Das fünfte Fenster bringt wieder zwei Schlachten der Eidgenossen; auf der einen fechten Bauern gegen Ritter, auf der andern werden einige Feinde auf der Flucht im Wasser niedergestochen. Der halbzerstörte Text ergibt »Dornach«, also die Schlacht bei Dorneck. Demnach wird das Fenster, wie auch das Wappen bezeugt, den Solothurnern gewidmet gewesen sein. Als Pendant lässt der Künstler in der unteren Darstellung Christus die Käufer und Verkäufer aus dem Tempel treiben, und — in minder deutlicher Beziehung — das Abendmahl einsetzen. Letzteres vielleicht, weil in der Schlacht von Dorneck die Feinde beim Mahle überrascht wurden.

Auf dem vierten Fenster sieht man zwei Schlachten der Schaffhausener, die ich nicht näher zu bestimmen weiss; die halbzerstörten Verse sprechen vom »Verbrannten Städtli Dengen«; das dritte Fenster endlich zeigt ein von zwei heiligen Bischöfen gehaltenes Wappen, dabei die Inschrift: »Decanus und gemeiner Convent dess würdigen [Gotteshauses Kre]uzlingen« (die eingeklammerten Stellen sind zerstört). Sodann zwei Schlachtenbilder, die sich durch besondere Beischriften auszeichnen. In der einen Schlacht trägt eine Fahne die Worte: »Hundert tusent Tüfel wel unser walten.« Bei der andern liest man: »der verloren hufen«, unter welchem verlornen Haufen (cf. die »enfants perdus«) der Vortrab verstanden ist. Die Verse dazu lauten:

»Im Schwaben Krieg haten die Kitel
Im Panner einen schönen Titel;
Vil Tüffel solten Jirer walten!
Aber die Appenzeller stalten
Ein Wacht gegen dem Rouwengstid
Und schmierten sie der mass und grind,
Dass sie das Banner mit dem Bossen
Von Appenzell mitt dorften lossen.«

Die bezüglichen biblischen Bilder sind hier nicht erhalten.

Noch seien schliesslich die beiden letzten, d. h. in der wirklichen Reihenfolge die beiden ersten Fenster erwähnt, welche von Bern und Zürich gestiftet worden sind. Sie geben eine naive Reimchronik der beiden Städte. In dem Berner Fenster lesen wir:

»Als Herzog Berchtold regiert zwar,
Buwt er die Statt in diesem Jar 1191,

Und nampt die Bern, nachdem er hatt
Gfangen ein Bär vff der Waldstat.
Er hatt sy noch by synem Läben
Mit Fryheiten dem Rych ergäben 1209
Demnach sy sich in Punnt verhafft
Vnd ward eyn Ort der Eydgnoschafft 1352.«

Oben sieht man in zwei zierlichen Bildern rechts den Fang des Bären, links die feierliche Aufnahme in das Reich. Von den beiden unteren Darstellungen ist die eine zerstört; die andere, links, zeigt den schlafenden, im Trunk entblössten Noah, dem die frommen Söhne Sem und Japhet abgewandten Antlitzes ein Kleid überwerfen. Die Beziehung dieser Darstellung auf die beigegebenen geschichtlichen Scenen erhellt aus dem im Hintergrunde über Noah's Opferaltar sich ausspannenden Regenbogen, dem Zeichen des zwischen Gott und den Menschen errichteten Bundes (I. B. Mos. 9. 13).

In dem letzten (ersten) Fenster ist Zürich als Vorort der Eidgenossenschaft mit zwei grossen und prächtigen gemalten Fenstern vertreten. Das eine, mit der Jahrzahl 1602 enthält in der Mitte den auferstandenen Christus, zu beiden Seiten die Patrone von Zürich, den h. Bischof Exuperantius und die h. Regula, beide den abgehauenen Kopf in der Hand tragend. Dazwischen das Wappen von Zürich. Leider ist das Fenster gleich den meisten anderen stark verletzt und mit anderen Bruchstücken ausgeflickt. Zeigt dies Fenster die kirchlichen Patrone der Stadt, so ist das andere ihren weltlichen Gründern und der politischen Geschichte gewidmet und giebt ein ergötzliches Beispiel mittelalterlicher Chronologie. Man liest hier folgende Verse:

Anno Mun 1994	»Thuricus Arelaus hat
	Erstlich erbuwen Schloss vnd Statt,
Nach dem syndfluss 468	Demnach Sueuus ein Küng der Schwaben
2194 vor ch. Geburt 1770	Stift die gross Stat, dat sy begaben;
	Als aber dy Helveti hand
Anno Mun 3908 vor chr. geb. 56	Ihr stet zerstört, inn Grund verbrannt,
	Do zwang sy Caesar wieder buwen.
Herz. vs Schw. Anno chr. 706.	Herzog Ruprecht vs Gotvertruwen
	Stifftet das Münster, buwt's von Grund,
Anno 810	Carle der Gross buwt's us zur Stund,
Anno 853	Künig Ludwig vs Ostfrankrich
Kü. Lud. der 6. stift Zürich.	Der stifft buwt Frowen Münster glich,
	Zwo töchteren [det] er darin,
	Hilgard die erst Aeptissin gsyn.«

Zur Veranschaulichung sieht man oben in zwei kleinen Bildern die sechs Stammväter Zürichs: links drei in römische Rüstungen gekleidete Männer, in der Hand kleine Baumodelle haltend. Ueberschriften bezeichnen sie als »Thuricus«, »Sueuus«, »Julius Cæsar«. Zu ihren Füssen breitet sich gar stattlich mit Mauern und Thürmen am See und dem klaren Flusse Zürich aus. Rechts sieht man nur das Grossmünster mit seinen ehemaligen schlanken Thurmhelmen, deren einen die ritterliche Gestalt Karls des Grossen wie zum Schutze mit der Hand umfasst. Neben ihm stehen, mit den Modellen der beiden Münster in Händen, »Ruprecht Herzog zu Schwaben« und König Ludwig«. Die

unteren Darstellungen, halbzerstört, zeigen die Austreibung aus dem Paradiese und Kains Brudermord, ohne dass ich hier eine Beziehung zu ermitteln vermöchte [14]).

Fassen wir nun das Ergebniss unserer Betrachtung zusammen, so haben wir bei sieben Darstellungen den Zusammenhang mit den zugehörigen biblischen Vorgängen nachweisen können. Es sind folgende:

1. Gruppe.	Schlacht am Morgarten.	Sündflut.
2. »	Schlacht von Sempach.	Esau und Jakob.
3. »	Struthan Winkelried als Drachentödter.	Esther und Haman.
4. »	Baumgarten erschlägt den Landvogt.	Judith erschlägt den Holofernes.
5. »	Freischiessen.	Die h. drei Könige mit ihren Gaben.
6. »	Schlacht von Dorneck.	Christus vertreibt die Käufer aus dem Tempel.
7. »	Bern ins Reich aufgenommen.	Gott macht einen Bund mit Noah.

Wäre nicht so viel Zerstörung und selbst Beraubung über diese Schätze alter Kunst ergangen, so würde sich ohne Zweifel die Reihe noch erheblich vermehren lassen. Indess genügt das Vorhandene, um das Durchdachte, Planvolle des Ganzen darzulegen. Was für die kunstgeschichtliche Betrachtung daraus hervorspringt, brauche ich Kundigen kaum erst direkt auszusprechen; sie werden mit mir bereits inne geworden sein, dass es sich hier um eine höchst eigenthümliche Fortsetzung und zeitgemässe Umbildung der typologischen Bilderkreise des Mittelalters handelt. Der leitende Gedanke war bei den alten Darstellungen dieser Art bekanntlich der: eine Scene des neuen Testamentes (»sub gratia«) mit zweien aus dem alten Bunde, und zwar einer vor der mosaischen Gesetzgebung (»ante legem«) und einer unter der Herrschaft derselben (»sub lege«) vorgefallenen in Verbindung zu setzen. Nachdem man längst in jenen Druckwerken des XV. Jahrhunderts, der »biblia pauperum« eine solche Darstellungsweise gekannt; nachdem Lessing [15]) mit seinem gewohnten Scharfsinn dieselben Bilderreihen auf den Glasfenstern des Kreuzganges im schwäbischen Kloster Hirschau entdeckt und ihren Zusammenhang mit den Holzschnitten der »Biblia pauperum« nachgewiesen: ist es neuerdings dem verdienstvollen Wiener Archäologen Dr. Gustav Heider [16]) gelungen, dieselben typologischen Compositionen nicht bloss in Bilderhandschriften des XIII., XIV. und XV. Jahrhunderts aufzufinden, sondern eines der schönsten und bedeutsamsten Beispiele solcher Art in einem noch früheren Werke, den prächtigen Schmelzmalereien des Altars in Klosterneuburg, den Meister Nicolaus von Verdun im J. 1181 vollendet hat, darzuthun. Das Merkwürdige an unsern Glasfenstern ist also, dass sie jene traditionellen Darstellungen, die sich durch alle Jahrhunderte des Mittelalters hindurchziehen, im Sinne einer neuen Zeit, und — fügen wir hinzu — in ächt patriotischem Geiste umgewandelt zeigen. Wenn man hier Weltliches und Göttliches mischt, und in den Vorgängen der Bibel, seien sie aus dem Alten oder dem Neuen Testamente entlehnt, die Antitypen für die grossen Ereignisse der vaterländischen Geschichte suchte und fand, so geschah dies ohne

[14]) Es lässt sich also noch jetzt ermitteln, dass die sämmtlichen dreizehn Orte in dem Wettinger Kreuzgang durch ein Fenster vertreten waren. Die übrigen Fenster sind von befreundeten und benachbarten Städten (Mellingen, Bremgarten, Baden u. s. w.) und Klöstern (Muri, Kreuzlingen, St. Blasien im Schwarzwalde) oder von einzelnen Familien gestiftet worden.

[15]) Bd. XI. der Lachmann'schen Ausgabe, S. 228—249.

[16]) Im Jahrbuch der K. K. Central-Commission zur Erforschung und Erhaltung der Baudenkmale, V. Band 1861 S. 3—128.

Zweifel in der würdigen Absicht, die Bedeutung der letzteren durch die Heiligkeit der ersteren zu verstärken, und gewiss verfuhr man dabei mit derselben einfachen Frömmigkeit, in welcher die Vorfahren alle jene Schlachten, stets unter vorhergehender Anrufung der göttlichen Hülfe, begonnen und sieghaft zu Ende geführt hatten.

So gestaltete sich hier im XVI. Jahrhundert schon eine wahrhafte geschichtliche Malerei, ganz im Geiste moderner Zeit. Denn wohl hatte man seit van Eyck und seit Albrecht Dürer die heiligen Gestalten in die Zeittracht und die eigene Umgebung gerückt, weltliche Vorgänge dagegen nur im Gebiete der alten Geschichte aufgesucht. Mit seltsamer Hingebung malte Hans Burgkmair den Sieg Scipio's über das Heer Hannibals bei Zama, Albrecht Altdorfer den Sieg Alexanders des Grossen über Darius bei Arbela, Melchior Feselen die Belagerung der Stadt Rom durch Porsenna (alle drei Bilder in der Pinakothek zu München). Was ist uns Hekuba, was gilt mir König Porsenna, was die Schlachten von Zama und Arbela, mochte der wackre Schweizer Künstler denken. Und er malte schlicht und natürlich, im vollen Kostüm der Zeit (wobei, nebenher bemerkt, das miparti eine grosse Rolle spielt), getreulich die Helden, die Kämpfe und die Siege seines Vaterlandes. Die Kunstgeschichte hat Akt davon zu nehmen, dass in einer Zeit, welche in ganz Europa den modernen Despotismus aufkommen und alle volksthümliche Regung in der Kunst auf lange hin ersticken sah, in dem kleinen Lande, das nach langen Kämpfen die alte, schwer errungene Freiheit sich gesichert hatte, ein Hauch frischen, nationalen Lebens auch für die Kunst sich unverwüstlich geltend macht. Was in Aller Gedächtniss lebte, was ungefähr um dieselbe Zeit Tschudi zur Abfassung seiner Chronik begeisterte, die grossen Thaten der Väter zur Begründung eines freien Staatslebens, das hat auch den schlichten »Maler des hochwürdigen Gotteshauses Wettingen« zu Darstellungen angefeuert, deren naive, kernige Bildersprache uns mehr erwärmt, als alle jene hochtrabenden, wenngleich mit grösserem künstlerischen Aufwand entworfenen »antikischen« Haupt- und Staats-Aktionen.

Freilich dürfen wir nicht vergessen, dass es eine Zeit war, die vom Mittelalter die Liebe zur Kunst geerbt hatte, und von allem, was sie zu öffentlichem Nutz und Frommen aufführte, nicht bloss das Gute, sondern auch das Schöne verlangte. Desshalb schöpfen wir heutige Menschen, nach drei Jahrhunderten noch, aus ihren Werken eine Freude und Erhebung, die vielleicht nach abermals drei Jahrhunderten unsere Nachkommen aus unsern öffentlichen Monumenten nicht immer schöpfen mögen. Und — fügen wir schliesslich hinzu — den grossen Vortheil hatte jene schlichte Kunstweise, dass sie nach Inhalt und Form wahrhaft volksthümlich war. Wie im frühen Mittelalter die Kunst der Religion gedient und den Gläubigen die heiligen Geschichten lebendig eingeprägt hatte, so wurde sie hier, indem sie die politische Geschichte des Landes und die Heldenthaten der Vorfahren zum Gegenstande nahm, zum zweiten Male die Lehrerin des Volkes.

A. Gräter, del.

Druck v. J. Hofer, Zürich

A. Cräter del. 1/2 nat. Gr. Druck v. J. Hofer, Zürich.

1

2

3

½ nat. Gr.

A. Gräter del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

PFAHLBAUTEN.

FÜNFTER BERICHT.

Von

Dr. Ferdinand Keller.

Zürich.
In Commission bei S. Höhr.
Druck von David Bürkli.
1863.

Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich.

Band XIV. Heft 6.

Inhalt.

		Seite
1.	Die Terramara-Lager, von L. Pigorini und Professor P. Strobel in Parma	1
2.	Pfahlbau von Peschiera am Lago di Garda, von Herrn von Silber	12
3.	Pfahlbauten am Untersee, von Herrn Dehoff	15
4.	Der Packwerkbau von Niederwyl unweit Frauenfeld	25
5.	Pfahlbau bei Zug, von Herrn Professor Mühlberg	30
6.	Ansiedelung am Ebersberg, von Herrn von Escher von Berg	34
7.	Pahlbau von Robenhausen, Bericht von Herrn Messikomer	39
8.	Pfahlbau im Lac du Bourget in Savoyen, von Herrn Rabout Laurent	42
9.	Weitere Entdeckungen des Herrn Oberst Schwab in Biel an den Ufern des Neuenburgersee's	44
10.	Nachträgliches zu der Ansiedelung bei Cortaillod (Schalensteine S. 47)	45
11.	Nachträgliches zum Bielersee	48
12.	Pfahlbauten im Murtensee	48
13.	Pfahlbauten im Sempachersee	50
14.	Pfahlbauten im Baldeggersee	50
15.	Pfahlbauten im Mauensee	50
16.	Pfahlbauten im Ueberlingersee, von Professor J. C. Deicke	51
17.	Bemerkungen über das Buch, betitelt »Habitations lacustres des temps anciens et modernes par Frédéric Troyon«	61

Die Terramara-Lager der Emilia.

Erster Bericht von L. Pigorini und Professor P. Strobel in Parma.

(Deutscher Auszug mit Zusätzen von Professor Strobel.)

Es war kaum ein halbes Jahr verstrichen, nachdem in der Zeitung von Parma [1]) und in den Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich [2]) die Entdeckung eines neuen Pfahlbaues in Ober-Italien angekündigt worden war, als, Dank den Bemühungen der von mir aufgemunterten Eigenthümer und Pächter jener Erdmassen, die man *Terramara* heisst, so viele Gegenstände aus diesen eingesammelt und so viele Thatsachen darüber bekannt wurden, dass schon im vergangenen Winter ein erster Bericht über jene räthselhaften Anhäufungen von Gegenständen uralten menschlichen Kunsttriebes gewagt werden konnte. Indess hatte sich mir in den Forschungen sowohl, als im Studium der ausgezeichnete junge Jurist Luigi Pigorini, Praktikant beim k. archäologischen Kabinete in Parma, beigesellt, und oben angezeigte Denkschrift ist eben durch unser beider Mühe zu Stande gekommen. Der Herr Ritter Bartolomeo Gastaldi in Turin war so zuvorkommend, jene Arbeit in sein jüngst herausgegebenes Werk [3]) aufzunehmen.

Vorerst müssen die Ausdrücke: *Terramara* und *Mariera*, welche wir für die genannten Anhäufungen angenommen haben, gerechtfertiget werden. Die von einigen in die Wissenschaft eingeführten Ausdrücke: *Terramarna* (Mergelerde), *Marniera* (Mergelgrube), *Terra cimiteriale* (Gräbererde) haben sowohl hier zu Lande als auswärts falsche Begriffe von dieser Erde, sowohl in mineralogischer als auch in agronomischer und archäologischer Hinsicht, erzeugt. Unter Mergel (*marna, marne* etc.) versteht man überall den thonhaltigen, ohne Zuthun des Menschen entstandenen, Kalkstein, den man zur (mineralischen) Verbesserung der Erdkrumme, zur Mergelung, verwenden kann. Die vom Wirken des Menschen bedingte *Terramara* enthält wol auch Thon und Kalk, oder besteht mehr oder minder aus kalkhaltigem Thone [4]), aber das sind nicht ihre unterscheidenden, charakteristischen Bestandtheile.

[1]) Gazzetta di Parma. 1861. Luglio n 164.

[2]) Band XIV. S. 14: Keller's vierter Bericht über die Pfahlbauten.

[3]) Nuovi cenni sugli oggetti di alta antichità trovati nelle torbiere e nelle marniere dell' Italia. Torino 1862, in 4°. Mit 6 Steindrucktafeln und mehrern Holzschnitten im Texte.

[4]) Hier die chemische Analyse der Erde von zwei verschiedenen Orten, welche schon vor einigen Jahren von meinem Kollegen Professor Truffi angestellt und mir jüngst zum Gebrauche mitgetheilt wurde.

Bestandtheile der Erden:	Erde von Casaroldo:	Erde von Noceto:
Thon	070,030	045,470
Kohlensaurer Kalk	022,020	013,960
Sand und anderer mineralischer Detritus	003,900	033,180
Organische Stoffe	002,820	004,300
Phosphorsäure	000,180	000,240
Im Wasser lösliche mineralische Stoffe und Verluste	001,050	002,850
	100,000	100,000

Die Phosphorsäure hingegen und die organischen Stoffe, welche dem wahren Mergel fehlen, bestimmen die Verwendung jener Erde in der Landwirthschaft, wo sie ausschliesslich nur zur (organischen) Düngung der Wiesen verbraucht wird; auf die Aecker ausgestreut, verbrennt sie die Saat. Der Name Gräbererde ist zu ausschliessend und einseitig, d. h. er setzt eine Entstehungsweise voraus, die durchaus nicht annehmbar ist, wenigstens nicht für den grössten Theil der genannten Ablagerungen. Nun, unsere Bauern nennen die fragliche Erde *Terramara* vielleicht eine verdorbene Form des Ausdruckes *Terramarna*, vielleicht aber auch die echte alte Benennung; denn Ghiozzi in einer Abhandlung über Julia Fidentia [5]) sagt, dass jener Name von *Terra di mare* (Meereserde) herkomme, weil man diese Erde, fälschlich zwar, für Meeresablagerung hielt. Wie dem auch sei, der Ausdruck ist nicht neu gebacken, und hat den Vortheil, keine falsche Idee zu geben; die Verfasser der Abhandlung haben demnach geglaubt, ihm vor den andern den Vorzug geben zu müssen, und von ihm das Wort *Mariera* ableiten zu dürfen.

Der Aufsatz zerfällt in drei Abschnitte, wovon der erste von den Kunstprodukten des Menschen handelt; der zweite von den organischen Ueberresten und der dritte vom Ursprunge der Marieren. Jeder Abschnitt ist in Kapitel eingetheilt, und der erste Abschnitt, über die

1. Denkmäler der menschlichen Industrie

beginnt mit dem Kapitel von den **Wohnungen.** Unter diesen sicherlich die interessantesten sind die Pfahlbauten. Bisher ward nur eine, beim Conventino di Castione im Distrikte von Borgo San Donnino in der Provinz Parma, gefunden. Der bis jetzt aufgedeckte Theil derselben nimmt einen Flächenraum von 37 Aren ein; vermuthlich bildet aber dieselbe die ganze Grundfläche des darüber stehenden, zwei Hektaren einnehmenden Hügelchens, oder den grössten Theil desselben. Um uns die Baute und die hügelartig darauf ruhende *Terramara* so gut als möglich versinnlichen zu können, denken wir uns in einer Ebene einen 3 Meter sich erhebenden Hügel, auf dem eine Art Klosterschloss, ein ehemaliges Kloster, conventino, sich erhebt. Die Decke des Hügels wird von der Dammerde gebildet; darunter findet man die *Terramara* und unter ihr die Pfähle. Wenn man sich von diesem Hügel und dem darunter befindlichen Erdreich, bis zur Spitze der Pfähle, in diagonaler Richtung einen senkrechten Durchschnitt denkt, so würde er von oben nach unten beiläufig so ausfallen:

1) Angeschwemmte Erde . . . . . 2,00 Meter;
2) Terramara . . . . . 2,50 »
3) Schwarze, moorige Mergelerde oder mergelige Torferde, ehemals Sumpfwasser 1,00 »
4) Grün-grauer Lehmmergel, ehemals Sumpfgrund, abwärts.

Natürlich nehmen bei 1 und 2 diese Zahlen dort, wo die Anhöhe ringsum gegen die Ebene abfällt, verhältnissmässig ab. Die Pfähle stecken mit dem grössten Theil ihrer Länge in der dritten Schicht; im Durchschnitt zeigen sich ihre Köpfe 1 Meter unter der Fläche der Ebene, und die *Terramara* reicht noch beiläufig 1,50 Meter unter diese hinunter, liegt demnach theils oberhalb und theils unterhalb der Ebene. Die Pfähle dringen mehr oder minder tief in die Mergelschicht, und sind gegenwärtig wegen eines von W. S. W. gekommenen Druckes (durch die darüber gelegte *Terramara*?) nach O. N. O. geneigt. Sie stehen bald einzeln, bald zu dreien gruppirt und in verschiedener Entfernung von einander

[5]) Memorie storiche sulla fondazione della città di Giulia Fidenza; Edizione 2ª. Borgo San Donnino. 1840.

(siehe **Taf. I. 1—5**); ihre Länge beträgt 2 bis 3 Meter und ihr Durchmesser am Kopfe 0,12 bis 0,18 Meter. Auf den Pfählen ruhen die Balken, 2 bis 3 Meter lang, die in verschiedener Entfernung von einander nach der Länge und Breite der Baute liegen und sich rechtwinkelig begegnen. Einige lehnen sich einfach auf die Pfähle oder die Balken, auf welche sie stossen, andere sind entweder in eine am Kopfe des Pfahles eingeschnittene Rinne eingefügt, oder durch ein viereckiges, unter dem Kopfe gehauenes Loch getrieben. Auf dem Balkengerüste liegt der Bretterboden aus einer einzigen Schicht von 2 Meter langen, 0,16—0,33 Meter breiten und 0,03—0,04 Meter dicken Brettern zusammengesetzt. Darüber endlich ist der Estrich; er besteht aus einer 0,3 Meter mächtigen Schicht gelblichen Lehmmergels (vielleicht aus dem ehemaligen Sumpfgrunde genommen), der an der Oberfläche ziemlich fest (durch Stossen und Feuer?) und glatt ist. Bis jetzt fand man darauf noch keine sichern Anzeichen von Hütten. Es könnte auch sein, dass diese abgebrannt wären, da Spuren eines Brandes vorhanden sind. — Die Pfähle scheinen nur mit der Axt, nicht mit Hülfe des Feuers zugespitzt worden zu sein; die Stämme wurden nicht gespalten, sondern ganz verwendet; es sind meistens Ulmen- und Eichenstämme. — Leider ist der grösste Theil der aufgedeckten Baute, nach weggeführter *Terramara,* wieder mit Kulturerde bedeckt und mit Mais bebaut worden. Nur der 40 Quadratmeter ausgedehnte und 2 Meter tiefe, letzthin, in den untern Schichten, ausgegrabene Theil konnte in Betracht genommen werden, und nur die Ergebnisse dieser Ausgrabung wurden hier angeführt.

Wie in den Pfahlbauten der Schweiz, hat man auch in den Marieren die Ueberbleibsel der Hütten gefunden: es sind Stücke leicht gebrannten Thones mit Eindrücken von Flechtwerk (Reisig und Balken), das heisst, Stücke der Wandbekleidung und zwar fast sicherlich jenes Theiles, an dem der Herd angebracht war, dessen Feuer eben den Thon gebrannt; die übrigen Theile der Hütten, weil aus ungebranntem Thone, haben fich vermuthlich aufgelöst. Stücke von Estrich, dem der Pfahlbaute von Castione ähnlich, wurden auch aus den *Terramara* eingesammelt.

Neulich wurde ein Stück von einem sonderbaren Backsteine entdeckt (**Taf. I. 6**). Er ist aus unreinem Thone, wie die grossen Wirtel und die bisher uns fehlenden sogenannten Brandkegel der Schweizer Pfahlbauten, und ebenfalls ohne alle Sorgfalt verfertigt. An den zwei grössern Flächen sind längs der Ränder kleine Löcher in einer Reihe gebohrt, welche, zum Theile wenigstens, von der einen zur entgegengesetzten Fläche reichen. An der einen von diesen sieht man schlackenähnliche Blasenräume; der Backstein ist also einem starken Feuer ausgesetzt gewesen — gehörte er zu einem Back- oder Schmelzofen?

Zu Tausenden gräbt man die Scherben sogenannter keltischer **Gefässe** aus den Marieren; einige kleinere wurden wohl auch ganz noch gefunden: das grösste unter den bisher bekannt gewordenen ist 145 Millimeter hoch, hat den grössten Durchmesser von 180 Millimetern und ist kugelförmig mit 5 ringsum am Bauche vertheilten Höckern (**Taf. I. 9**) (Gast. p. 26. fig. 5). Die grossen Geschirre, von welchen man bis jetzt nur grössere oder kleinere Scherben ausgegraben, hatten eine kegelförmige, mitunter auch bauchige Gestalt, gewöhnlich senkrechte oder auch wagrechte Henkel. Sehr wichen in der Form die kleineren Gefässe von einander ab: einige glichen unsern Schüsseln, Tassen, Schalen, Blumenvasen, andere waren Näpfen, Unterschüsseln u. s. w. ähnlich, wovon einige sicherlich, trotz der rohen Ausarbeitung, nicht geschmacklos. (**Taf. I. 7—12.**) (Gast. p. 25 fig. 3, 26 fig. 4—6; Taf. IV. fig. 3 u. 4. V. fig. 10 u. 11.) Höchst bemerkenswerth ist es, dass in einem Dörfchen der Apenninen von Parma, in Casola, noch jetzt irdene Gefässe verfertiget werden, welche, in Rücksicht sowohl des

Stoffes (Thon mit halbgebranntem Kalkstein, tarso, vermischt), als der Form, den einfachern, mittelmässigen, in den Marieren aufgefundenen gleichen und ebenfalls weder auf der Drehbank geformt noch im Ofen gebrannt werden; sie sind feuerfester als die gewöhnlichen Geschirre, und finden desshalb ringsum Absatz. Unter den Gefässen der *Terramara* giebt es solche, die eines Henkels, oder was ihn vertreten könnte, ganz entbehren, unter ihnen einige mit 5 oder 6 Höckerchen am Bauche herum geziert; in mehrern ist eines von diesen durchlöchert, damit es aufgehängt werden konnte. (**Taf. I. 9.**) (Gast. p. 26.) In verschiedenen Geschirren ohne Höcker sieht man zu eben diesem Zwecke nahe am Rande ein Loch oder ein oder zwei Oehrchen (**Taf. I. 8**) (Gast. IV. fig. 4), wie an den genannten Töpfen von Casola. Ein grosser Theil aber hat eigentliche Henkel, und zwar scheinen die ehemaligen Töpfer der *Terramara,* im Gegensatz zu jenen der Pfahlbauten der Schweiz, eben an diesen Theilen des Geschirres ihre Einbildungskraft am meisten angestrengt und ihre Kunst entwickelt zu haben; desswegen ist es der Mühe werth, in den Gegenstand näher einzugehen. Besonders hatten die an vielen Henkeln oben angebrachten Anhängsel *(ansae appendiculatae)* die verschiedenste Gestalt. (**Taf. I. 13—20.**) Bald stellen sie zwei, gegen einander zusammenlaufende, Hirschgeweihenden vor *(ansa cornuta)* (Gastaldi p. 28 fig. 7), bald einen Halbmond *(ansa lunata)*, bald haben sie die Form von Hasenohren *(ansa lagotis)* (Gast. VI. fig. 9), bald von zwei entgegengesetzten Locken *(ansa cincinnata)*, bald sehen sie aus wie lanzettförmige Blätter *(ansa lanceolata)*; hin und wieder sind es nur zwei mehr oder minder entwickelte Höcker *(ansa bituberculata)*, oder sie bilden einen Querbalken auf einem Ansatz *(ansa transverse appendiculata).* Manchmal ist nur ein Anhang oben am Henkel *(ansa monoappendiculata).* Unter den verschiedenen Rändern der Töpfe verdienen jene Erwähnung, welche, wie bei manchen Gefässen der Schweizer-Pfahlbauten, spitzenähnliche Eindrücke der Finger des Töpfers tragen; andere, umgestülpte Ränder sind mit eingegrabenen Linien geziert. Der grösste Theil der Gefässe hat keinen Fuss, der Grund selbst, zumeist flach, versieht dessen Stelle. Die Zierrathen, obwohl einfach und grösstentheils geradlinig, sind nicht ohne Geschmack, manchmal eingegraben, wohl auch mit Bronze eingelegt (**Taf. I. 22**), manchmal eingedrückt (darunter halbkugelförmige Eindrücke) und manchmal schnurartig erhoben. (**Taf. I. 7. 16. 18—24.**) Nicht zu verschweigen ist es, dass die Marierenmänner auch Krüge mit Schnabel, wie beiläufig die unsrigen, hatten. Im Thone findet man zuweilen, wie bei dem Geschirre von Casola, gespaltenen rhomboedrischen Kalkspath (Tarso der Töpfer jenes Dorfes).

Mehrere **Werkzeuge** aus Holz wurden erst unlängst aus der Pfahlbaute von Castione erbeutet; es sind (**Taf. II. 1. 2. Taf. III. 1—11**) Ahlenhefte, Paalstabschäfte, Schaufeln, Pflöckchen, Spateln, ein Ring, in Form und Grösse den gewöhnlichen thönernen Geschirruntersätzen ähnlich — und mehrere andere Geräthe; endlich die Ueberreste von vier Körben. — Wenige Werkzeuge sind aus Stein: ein einziger Meissel aus Probierjaspis, eine Säge aus Flint, verschiedene Mahlsteine, worunter einige aus Talk- oder Glimmerschiefer mit Granaten, eine Felsenart, die nicht in den Apenninen der Emilia ansteht, sondern in den Westalpen, endlich einige gearbeitete Steine aus Porphyr (**Taf. III. 12**) (Gast. IV. 6), Syenit (Keller I. IV. 19) und Kalk, die der Form nach den Netzsenkern oder Gewichten von Webestühlen oder Kornquetschern oder den unter dem Namen Schleuderstein bekannten Werkzeugen ähnlich sind. — Von Bronze findet man in den Marieren Nadeln, Ahle oder Stecher, Griffel, Meissel, Angeln, Sicheln (**Taf. II. 1—7**) (Gast. III. 18; IV. 21. 11. 26. 17. 18). Von Knochen und Geweih gräbt man Mehreres und Interessantes aus: angeschnittene Stücke Geweihe, geglättete Enden derselben,

einige davon durchlöchert; Spateln und kleine Meissel, vermuthlich zum Formen der Töpfe und zum Eingraben der Zierrathen in dieselben; Pflöckchen, Geigenwirbeln ähnlich, zumeist mit durchbohrtem Kopfe; krumme rohe Sattlernadeln aus gespaltenen Geweihenden; mit eingegrabenen Zeichnungen gezierte Hefte von Ahlen, Dolchen und andern Werkzeugen, endlich einige 4-, 6- bis 8speichige Rädercheen mit einem oder zwei Reifen. (**Taf. II. 8—17.**) (Gast. III. 12—14. 18. 19. 24. 28; IV. 27; V. 5—8; VI. 11.) Neulich wurden auch andere rohe Instrumente in Castione entdeckt, als da sind: oben zugespitzte und unten mit einem Loch versehene Wadenbeine des Schweines und Mittelfussbeine des Hirsches, zugespitzte Ellen und Geweihenden von Hirschen, kleine Doppelstecher, Hämmer aus Hirschhorn.

Zu den **Schmucksachen** gehören fossile (pliocene) Muscheln, aus den Apenninen herunter geschwemmt, die an den Wirbeln durch Schleifen durchlöchert und dann an eine Schnur gereiht wurden; zwei zierliche Kämme (**Taf. II. 18. 19**) (Gast. p. 31 fig. 8) aus Bein und einer aus Bronze (**Taf. II. 19^{b}**); Haarnadeln und andere Zierden von Bronze (**Taf. II. 20—24**) (Gast. IV. fig. 7—9. 5. 12. 14. 25); **Taf. II. 25. 26** haben grosse Aehnlichkeit mit dem halbmondförmigen Gegenstand (Keller, II. Bericht Taf. II. 98).

Waffen von Bein kennt man bis jetzt nur wenige und zwar meist grob gearbeitete Pfeil- und Wurfspiess-Spitzen (**Taf. II. 27—32**) (Gast. III. 15—17. 25. 27). Eine der zuletzt aufgehobenen, vierkantigen, steckte noch in einem Theile des Schaftes, an einer andern klebte noch am Stiele der Asphaltkitt (**Taf. II. 29**). Pfeilspitzen von Feuerstein (Keller I. Ber. III. 20; II. Ber. I. 4) sind sehr selten in den Marieren; nur ein Steinbeil wurde bisher in denselben ausgegraben; dasselbe trägt Spuren des Rollens an sich. In den Sammlungen der Emilia sind deren mehrere, aber ohne Fundortsangabe, oder nur als »in den Apenninen« gefunden angegeben. Es ist also wahrscheinlich, dass man in unserm Lande das Steinalter dort auf den Hügeln suchen müsse. Das Volk kennt die Steinäxte unter dem Namen von Donner- (Blitz) steinen *(pietre del fulmine)*. Die grösste Anzahl der Waffen ist aus Bronze verfertigt und zwar, zum Theile wenigstens (wie die Dolchklingen, auch die Kämme), an Ort und Stelle gegossen, da man die Schlacken und Formen (**Taf. II. 33**) (Gast. IV. fig. 22) dort auch ausgegraben. Die genannten vielgestalteten Klingen (**Taf. II. 34—38** und IV. Ber. Taf. II. 7) (Gast. IV. fig. 13. 15. 16. 19. 20; II. fig. 7) sind die häufigsten unter den Waffen, dann kommen die Paalstäbe und Handbeile von den verschiedensten Formen (**Taf. III. 13—16** u. IV. Ber. II. 6) (Gast. II. fig. 6; IV. fig. 1. 2; VI. fig. 7; p. 34 fig. 9); kein einziger eigentlicher Kelt kam noch zum Vorschein. Die Pfeilspitzen sind nicht häufig (**Taf. II. 39**) (Gast. IV. 23); seltener noch sind Lanzenspitzen (**Taf. II. 40**) (Gast. p. 34 fig. 10; Revue archéologique juillet 1861, T. XIII.; Keller III. Ber. VII. 23 und Troyon pl. IX. fig. 15 ähnlich). Eine Art Messer (Keller III. Ber. V. 25 ähnlich) und eine Pfeilspitze (Troyon pl. XV. fig. 11 ähnlich) sind bis jetzt die einzigen Waffen von Eisen, die aus den Marieren gegraben wurden; es ist auch noch nicht ganz sicher, ob sie der Periode der andern Waffen angehören, oder ob sie nicht vielleicht später aus Zufall unter dieselben gekommen, was aber von den vielen Eisenschlacken, die man dort ebenfalls findet, nicht annehmbar ist.

In Menge giebt es in den Marieren sogenannte **Wirtel** und **Ringe** von verschiedener Grösse und Form. Der grösste, aus Thon, hat 0,15 Meter im Durchmesser und wiegt 2,230 Kilogramme. Einige sind Nummuliten ähnlich, andere kugelig, zizen- oder kegelförmig; die meisten sind einfach, andere gekielt oder mit eingegrabenen geraden oder krummen Linien geziert. Fast alle sind aus Thon (**Taf. III. 17—21**) (Gast. V. fig. 12—19), wenige aus Seifenstein, Hirschhorn (**Taf. III. 22**). einzelne aus Kalkstein oder aus Bernstein. Die Wirtelchen aus Hirschhorn und Kalkstein sind geglättet

oder geschliffen; ein Wirtelchen aus Thon hat die Form eines sechsstrahligen Sternes (**Taf. III. 23**); ein grosser Wirtel aus demselben Stoffe ist viereckig und an einigen dergleichen strahlen vom Loche aus vier Einschnitte kreuzähnlich auseinander; ihr Thon ist, wie in der Schweiz, höchst nachlässig bearbeitet und mit allerlei Heterogenem gemengt. Die Beftimmung einer in der Mitte ftark eingezogenen, an einem Rande von drei Löchern durchbohrten Walze (**Taf. III. 26**) ift mir nicht bekannt.

Auch kleine Scheiben und Kugeln aus Thon (**Taf. III. 24. 25**) (Gast. III. fig. 30, V. fig. 9) kommen in den Marieren vor.

2. Organische Ueberreste.

Nicht minder wichtig als die Produkte des menschlichen Kunsttriebes sind für die Wissenschaft die bisher gänzlich unbeachtet gebliebenen organischen Ueberreste.

In den verflossenen Jahren wurden wohl **Menschen**skelette aus den Marieren ausgegraben, aber leider nachher zerbrochen und zerstreut; eine Speiche nur wurde wieder ausfindig gemacht. Sie gehört einem Skelette an, das oberhalb der Pfahlbaute von Castione mit anderen horizontal eingescharrt gefunden wurde; sie wiegt 58,3 Gramm, und ihre Länge beträgt 243 Millimeter. Die Höhe des Menschen musste demnach beiläufig 1,67 Meter erreichen.

Der grösste Theil der **Säugethier**knochen ist nicht unversehrt, ausgenommen die meisten Gliederknochen. Fast kein Schädelbein ist unverletzt, und äusserst wenige davon kann man in der *Terramara* auffinden und erkennen, geschweige dass man einen ganzen Schädel bisher entdeckt hätte. Auch von den Gesichtsbeinen sind fast keine unverletzt, und mit Ausnahme der Kiefer findet man deren sehr wenige. Von den Unterkiefern ist fast stets der wagerechte Ast vom senkrechten getrennt und am Alveolarrand aufgebrochen; nur die Hundskiefer wurden bis jetzt ganz gefunden. Die walzenförmigen Knochen, wie Oberarm, Oberschenkel, Schienbein, sind ebenfalls fast immer entzwei gebrochen, quer oder auch senkrecht. Von mancher Thierart, z. B. von Hirschen, entdeckt man selten Knochenreste, vorzüglich darum, weil sie zu technischen Zwecken benutzt werden konnten. Uebrigens liegen in den Marieren die Knochen aller Arten unter einander, allenfalls wie sie nach gastronomischer oder industrieller Benutzung hingeworfen werden mochten.

Die Knochen der Haussäugethiere, vorzüglich der Kuh und des Schweines, sind ohne Zweifel vorwiegend über jene der wilden Thiere; von diesen letztern ist das eine und das andere wol nur aus Zufall in die Hände der Marierenmänner gekommen, wie z. B. der Bär.

Es scheint, dass sie vom Hunde nur eine einzige Race besassen, die wol dem Torfhunde nahe stand, wenn sie nicht dieselbe war [6]); fast alle aufgefundenen Unterkiefer zeigen dieselben Verhältnisse der Zähne und des Knochens. Kein einziges Schädelbein wurde noch entdeckt, sehr wenige cylindrische Knochen (Oberarm, Ellbogenbein), ein Schulter- und ein Beckenbein.

Aus den Marieren gräbt man die Reste zweier Schweineracen aus: des Haus- und des Torfschweines; die des erstern sind nicht häufig, während gegenwärtig im Lande nur diese Race gehalten wird.

Vom Pferde sind nicht viele Reste in der *Terramara* zu finden, und, wie es scheint, nicht in den untern Schichten derselben; sie gehören zwei Racen an, einer kleinern, feingliederigen, edlern und älteren, und einer grössern, schwerfälligen, jüngern. Vom Esel trifft man erst in den obern Lagen und zwar nur zweifelhafte Knochen an.

---

[6]) Nur durch etwas geringere Grösse vom Torfhunde verschieden.

Wie schon gesagt, gehören die meisten Knochen der Kuh, wovon der kleinere Schlag, die Torfkuh[7]), der gewöhnlichere, der grössere, der gemeine Ochs, der seltnere ist. Vom erstern kam auch manches Gesichtsbein zum Vorschein, von letzterm Epiphysenstücke. Die Torfkuh ist vom Schauplatze der Marieren verschwunden.

Die Ziege der *Terramara* scheint etwas kleiner gewesen zu sein als die heutzutage noch lebende.

Fast alle die wenigen von den Marieren erhaltenen Schafsknochen gehören dem Torfschaf an; hie und da, wahrscheinlich in spätern Niederlassungen, findet man die Ueberbleibsel einer grossen Race.

Nur von fünf Arten wilder Säugethiere wurden bisher Ueberreste gefunden; mit der Zeit wird sich aber zweifelsohne die Anzahl derselben vermehren, wenn man sich um die Knochen der kleinern Thiere mehr bekümmert.

Die meisten Geweihe sind vom Edelhirschen, allein von einer grossen Abart, welche die jetzige an Grösse übertrifft und zwischen ihr und dem Cervus megaceros steht; sowohl der Stamm als die Sprossen sind am obern Theile des Geweihes abgeplattet. Die Schädelknochen scheinen bei dieser Art ebenso erbrochen worden zu sein, wie bei den andern Säugethieren; dis Pfahlbautenmänner der Schweiz hingegen öffneten solche Hirnschädel durch Entfernung der Schläfenschuppe.

Das Reh der *Terramara* und das lebende scheinen in Nichts von einander abzuweichen.

Nur wenige Reste des Ebers wurden bis jetzt ausgegraben, die schönsten und besterhaltenen erst neulich aus dem der *Terramara* unterstehenden Torfe von Castione: es sind zwei fast ganze Unterkiefer, wovon der eine einem sehr alten Männchen[8]) angehört, und um etwas grösser ist als das von Rütimeyer Taf. I. fig. 4 abgebildete Unterkieferstück. Beide Unterkiefer haben am senkrechten Aste und in dessen Mitte ein rundes weites Loch; in einem davon steckt noch ein Stück Holz, vermuthlich der Rest des Stabes oder des Lanzenschaftes, an dem sie als Trophäen hingen. Spätere fleissigere Untersuchungen werden herausstellen, wie weit die Verbreitung des Ebers und wie stark seine Zahl in dem Marierenlande war. Die muthmasslich sumpfige Beschaffenheit des flachen Landes mochte dem wilden Schweine günstig gewesen sein, während sie wol den Bären ferngehalten haben mag, dessen Spuren also nur zufällig, durch Jagd der Marierenmänner in den Apenninen, in die *Terramara* gelangt sein können. Bis jetzt wurde nur ein Eckzahn von diesem Raubthiere ausfindig gemacht, ein Umstand, der die soeben ausgesprochene Meinung bestärkt.

Letzthin wurde das unvollständige Skelett einer Wassermaus bei Castione aufgefunden, und mit Aufzählung dieser Art schliessen wir die kurze Liste der Marierensäugethiere.

Die *Terramara* haben bis dato nur sehr wenige **Vogel**knochen geliefert und zwar einige vom Huhne und einige von der gewöhnlichen (vielleicht wilden) Ente. Von Lurchen und Fischen fanden sich noch keine Ueberreste.

Weichthierreste giebt es genug in jenen Ablagerungen; es sind lauter Arten, die noch jetzt im Wasser oder auf dem Lande, in der Poebene oder auf den Apenninenhügeln leben, als da sind: Cyclas sp. (?), Unio pictorum, Alasmodonta compressa, Anodonta sp. (?), Paludina vivipara und achatina, Limnaeus pereger, minutus und stagnalis, Wassermollusken — Zonites Draparnaudi, Helix carthusianella, fruticum, hispida, candidula, Ammonis und nemoralis, Landschnecken der Ebene; Helix

[7]) und eine noch kleinere Spielart.

[8]) Die Alveole des ersten Praemolaren ist obliterirt.

etrusca und lucorum, Cyclostoma elegans, am Fusse der Hügel lebende Landschnecken; Zonites leopoldianus und Helix obvoluta, Landschnecken der Hügel. Die Schneckengehäuse der Hügel wurden sicherlich von den Bächen heruntergeschwemmt und mit den Wassermuscheln des Po, bei den periodischen Ueberschwemmungen dieses Flusses, abgesetzt — oder vielleicht von den Marierenmännern im Schlamme hergetragen.

Bisher wurden nur spärliche **Pflanzen**überreste der *Terramara* eingesammelt und studirt, etwas mehr in der (bei Castione) darunter liegenden Torferde. Mehrere sind die Ueberbleibsel der Mahlzeit oder der Speisemagazine, wie das Korn (Triticum turgidum), die Haselnüsse, die Birnen und Aepfel, die Schlehen, Kornelkirschen und Pimpernüsse (Staphylea pinnata), wol auch die verschiedenen Arten von Eicheln — das meiste auch verkohlt gefunden. In diesem Zustande und haufenweise wie das Korn sollen auch Bohnen vorkommen. Flachssamen giebt's genug; aus dieser Pflanze wurden die ausgegrabenen zweifädigen Schnüre, wol auch Netze und Gewebe verfertiget. Aus Ulmen-, Eichen- und Kastanienstämmen wurden die Pfähle für die Wasserbauten gehauen. Mehrere Samen und Früchte, einige Arten Moose und Schwämme (Polyporus und Daedalea) sind noch unbestimmt.

Das Torfschwein, die Torfkuh und das Torfschaf unter den zahmen, der Edelhirsch, das Reh und der Eber unter den wilden Säugethieren sind von der Bühne der *Terramara* verschwunden und zwar das Wild in neuer historischer Zeit. Hierin erkennt man bis jetzt den Hauptunterschied zwischen der Thierwelt der Marieren- und der gegenwärtigen Epoche.

3. Ursprung der Terramara-Lager.

Ueber den Ursprung der *Terramara* haben schon Einige, wie Venturi, Cavedoni, Ricci, Ghiozzi, Mariotti, verschiedene Meinungen ausgesprochen, obwohl diese Autoren sich nicht eigens mit diesen Ablagerungen beschäftigt haben. Gastaldi war der erste, welcher eine spezielle Abhandlung darüber veröffentlichte [9]), in der man auch von jenen verschiedenen Meinungen Kenntniss nehmen kann. Die Autoren des Berichtes, wovon hier der Auszug, glauben, nur auf Thatsachen, d. h. auf die Bestandtheile der *Terramara*, auf die in denselben enthaltenen Sachen und auf ihre Lagerungsverhältnisse gestützt, annehmen zu müssen, dass jene Erdmassen aus den Anhäufungen der verschiedenen Abfälle der Küche und der Industrie, wol auch aus den Resten des religiösen Kultus mehrerer Ansiedelungen **vorrömischer** Einwohner Ober-Italiens entstanden sind; es sind die Zeugen ihrer verschiedenen Niederlassungen, welche mehr oder minder lange gedauert. Das Volk war theils nomadisch: Hirten und Jäger, theils ansässig: Fischer und Ackerbauer. Viele dieser Anhäufungen sind noch an Ort und Stelle, wie sie angewachsen, andere sind später vom Regen, von den Bächen, vom Po angefressen und unterwühlt, wol auch weiter geschwemmt worden. Die erstern unterscheidet man gleich an den in denselben enthaltenen bogighorizontalen unversehrten Lagern von Asche und Kohlen, an den darunter befindlichen Pfahlbauten, an den scharfkantigen Scherben u. s. w.; die Erde ist heller, kalkiger, leichter, enthält mehr Stickstoff, und giebt einen Dünger erster Qualität ab. Die angeschwemmten *Terramara* enthalten keine merkliche Spur von Asche, die Kohlen sind nicht in

[9]) Cenni su alcune armi di pietra e di bronzo trovate nell' Imolese, nelle marniere del Modenese e del Parmigiano, etc. (Atti della Società italiana di scienze naturali in Milano 1861.)

Lagern, sondern zerstreut, und fehlen selbst öfters; die Gegenstände sind abgenutzt, die Erde ist dunkler, thoniger, enthält wenig Stickstoff, so dass manche nicht mehr als Dünger gebraucht werden kann, da sie die Auslagen der Ausgrabung und der Fuhr nicht ersetzt. Die *Terramara* bilden in der Regel, als Anhäufungen, sanft ansteigende, hügelartige Anhöhen in der Ebene, von den Apenninen zum Po und zwar in den Provinzen von Parma und Modena; anderwärts wurden noch keine solche Erden entdeckt. Auf jenen Anhöhen bauten später Römer, Longobarden und andere Bewohner der Gegend, die Lage zweckmässig benutzend, Land- und Bauernhäuser, Schlösser und Klöster; desshalb gräbt man auch oft aus den Marieren (in den nicht angeschwemmten, wol nur aus den obern Schichten) Gegenstände, die diesen spätern Einwohnern gehörten, die also nicht zu den ckarakteristischen, wesentlichen, sondern nur zu den zufälligen Bestandtheilen jener Ablagerungen gehören, deren Kenntniss demnach nicht in das Studium der Terramara-Lager einschlägt.

Die Waffen und die Werkzeuge, die man in denselben aus der Zeit ihrer Anhäufung findet, gehören fast alle dem **Bronzezeitalter** an; Steinbeile trifft man, obwohl nicht häufig, mit andern Waffen und mit Werkzeugen aus Stein [10]) in den Apenninen selbst; es scheint also, wie natürlich, dass die Hügel vor der sumpfigen Ebene, noch im Steinalter bevölkert wurden; diese ist aber erst im Bronzealter wohnbar gemacht worden.

Waffen, Werkzeuge, Bauten, sowie Hausthierracen deuten auf eine Verwandtschaft zwischen den Marieren- und Pfahlbautenmännern Oberitaliens und den Seebewohnern der Schweiz und Tyrols [11]), zumal des Bronzealters, trotz einiger unwichtigen Verschiedenheiten. Man findet überdiess Geräthe, (Mahlsteine) aus einer Felsenart (Granatentalkschiefer), die nicht in den Apenninen, sondern, in nächster Nähe, nur in den Alpen ansteht. Die angeführten Umstände berechtigen zur Annahme, dass die Marierenmänner im Bronzealter, oder höchstens zu Ende des Steinalters, von den Alpen in die Poebene eingedrungen, jene Geräthe mit sich bringend, welche dann später, untauglich geworden, durch andere aus Felsenarten der Apenninen ersetzt wurden.

Ob diese Marierenmänner, wie die Autoren der Abhandlung, mit Rückhalt annehmen möchten, Kelten und zwar Gallier und namentlich Bojer waren, werden die spätern, fleissigern und ausgedehntern Ausgrabungen und umfassendern Studien herausstellen; anderthalb Jahre reichen nicht zu!

Nachschrift. Nach den von mir im Oktober bei Castione ausgeführten Nachgrabungen, deren Ergebnisse in der Gazzetta di Parma No. 234 u. 235 angezeigt, und welchen in obiger Schrift schon Rechnung getragen, hat Herr Pigorini auch bei Casaroldo di Samboseto weitere Nachsuchungen gepflogen. Allein das regnerische Wetter und der Anfang des Schuljahrs haben ihn gehindert, das

---

[10]) Vom Professor Brigidini in Piacenza verfertigte photographische Abbildungen vieler dieser Steinsachen sollen die nächstens zu erscheinende Schrift der Herren Wolf und Pallastrelli über die Ausgrabung der Mauern der ligurischen Stadt Umbria begleiten.

[11]) Bei Vadena, unweit Bozen im Südtyrol, wurden von einem Felssturz überschüttete Aschengräber aus dem Bronze- und Eisenalter zum Theile aufgedeckt. In ihrer Nähe ist der Kalterersee, und die Vermuthung, dass in diesem die Pfahlbaute bestand, auf der das bei Vadena begrabene Volk lebte, möchte demnach nicht ganz ungegründet sein; jedenfalls wäre es der Mühe werth, Nachforschungen darüber zu pflegen. Was die Gräber selbst betrifft, sehe man in Sulzer: dell' origine e della natura dei dialetti romanici, Trento 1855, die Tafeln VIII. und IX. sepolcri di Vadena con iscrizione etrusca.

gesteckte Ziel zu erreichen. Dessenungeachtet ist manches Interessante zum Vorschein gekommen und von ihm im November in der genannten Zeitung No. 277 bekannt gemacht worden. Es sind Kornquetscher, Schüsseln und kleine thönerne Gefässe, eines einem Schmelztiegel ähnlich, Kügelchen aus Thon, kleine und grosse Thonwirtel, Stücke von Wandbekleidung und Estrich der Hütten; pliozene Konchilien mit durchlöcherten Wirbeln; von organischen Ueberresten nichts Neues. — Auch einige in derselben *Terramara* gefundene und soeben dem Naturalienkabinette der Universität geschenkte Gegenstände verdienen hier erwähnt zu werden. Das Stück vom durchlöcherten Grunde eines thönernen Geschirres ist wol das Ueberbleibsel eines Siebes, nicht aber eines Rostes — wie man auch vermuthen könnte — weil keine Spur von Feuer daran zu erkennen ist. Eine rohe Sattlernadel aus gespaltenem Hirschgeweihende ist noch krummer als die **(Taf. II. 10)** abgebildete; eine bronzene Lanzenspitze hat die Form der im I. Berichte Taf. V. fig. 9 von Keller abgebildeten, nur ist sie doppelt so gross als die Figur und hat keine Zierrathen.

Schliesslich habe ich noch zu bemerken, dass unter den auf Taf. I. II. III. abgebildeten Gegenständen die nachfolgenden in völlig ähnlicher Form im Museum des Herrn Oberst Schwab sich vorfinden: Taf. I. 8. 10. 23. Taf. II. 1. 4. 5. 12. 13. 17. 20. 22. 35. 37. 39. 40. No. 25 weicht nicht in der Hauptform und Bestimmung, sondern nur in der Verzierung ein wenig ab, und findet sich auch nicht selten in Ungarn. Taf. III. 12. 13. 14. 15. 19. 21. 22. 23. 24. 25.

Pfahlbau von Peschiera am Lago di Garda.

Der Pfahlbau von Peschiera ist für die nähere Kenntniss der Pfahlbauten in mehrfacher Beziehung von hohem Interesse. In geographischer Hinsicht stellt er sich als der östlichste und südlichste aller bisher bekannt gewordenen See-Ansiedelungen dar und erweitert in der angegebenen Richtung das Gebiet, in welchem diese Erscheinung beobachtet wurde. In geschichtlicher Beziehung liefert er nebst dem Pfahlbau von Mercurago (siehe Bericht IV.), dem eben beschriebenen von Castione und den Bauten der savoyischen Seen den Beweis, dass auf der Südseite der Alpen die Gründung der See-Niederlassungen in die Steinzeit fällt, die volle Entwickelung derselben aber erst bei der allgemeinen Verbreitung der Bronze eintritt. In culturhistorischer Rücksicht eröffnet er uns einen Blick in die Beziehungen zwischen den Ansiedlungen der Schweiz und Oberitaliens. Wir bemerken nämlich, dass die bei Peschiera zu Tage gekommenen Bronzegeräthschaften von den für denselben Zweck bestimmten in unserm Lande aufgefundenen, sehr wenig abweichen, vielmehr der Mehrzahl nach mit den dem Bieler- und Neuenburger-See enthobenen und in der Sammlung des Herrn Oberst Schwab aufbewahrten Gegenständen so vollkommen übereinstimmen, dass ein reger Verkehr zwischen den durch die Alpen getrennten Ansiedelungen, ein Einfluss der einen auf die andern, eine Culturverwandtschaft zwischen beiden nicht in Abrede gestellt werden kann.

Unter der uns von Peschiera zugekommenen Anzahl von Geräthschaften, die natürlich nur einen sehr kleinen Theil der damals dem Seegrunde enthobenen Dinge ausmacht, befinden sich unter den metallenen mehrere, welche nicht aus Bronze, sondern aus Kupfer verfertigt, und, wie wir sehen werden, mit solchen, die auf festem Boden im Osten Europas vorkommen, dem Stoffe und der Form

nach identisch sind. Diese Kupfergeräthe des Gardasees veranlassen mich, die Alterthumsforscher auf eine bisher unbeachtet gebliebene Thatsache aufmerksam zu machen. In allen mir zu Gesicht gekommenen Schriften, in welchen von der Entwickelung der Cultur und der Einführung der Metalle im Abendlande die Rede ist, findet man die Behauptung ausgesprochen, dass der Gebrauch des Kupfers, demjenigen der Mischung dieses Metalles mit Zinn, d. i. der Bronze, nothwendig vorangegangen sein müsse, dass aber, wenn auch Kupfer hier und da in einzelnen höchst seltenen Werkzeugen auftrete, doch eine eigentliche Kupferzeit in Europa nirgends existiert habe, da der Uebergang vom reinen Kupfer zur Bronze nicht in Europa eingetreten sei. Dieser Satz ist theilweise richtig mit Beziehung auf den Westen Europas, aber nicht für ganz Europa, namentlich nicht für den Osten dieses Welttheiles, für Ungarn und die östlich und südlich daran grenzenden Länder. Mein Freund, der kürzlich verstorbene, wohlbekannte Techniker, Wilhelm Fehr, richtete während eines vieljährigen Aufenthaltes zu Pesth sein Augenmerk auf die Geräthschaften der Vorzeit, welche in den untern Donauländern in reichster Entfaltung und unglaublicher Menge zum Vorschein kommen, und im Museum zu Pesth, in Privatsammlungen und bei den Alterthums- und Metallhändlern aufgehäuft liegen, und versicherte mich, dass in gewissen Gegenden von Ungarn und Siebenbürgen kupferne Geräthe ebenso häufig seien als bronzene. Er bekräftigte auch seine Aussage dadurch, dass er unserer Sammlung einige hundert Stücke einverleibte, unter denen ein bedeutender Theil aus Kupfer besteht. Der Umstand, dass gerade die grössten und schwersten Werkzeuge aus reinem Kupfer und dass Schneidewerkzeuge, wie Aexte, aus diesem Metalle verfertigt sind, weist einerseits auf einen bedeutenden Vorrath an Kupfer und anderseits auf das anfängliche Nichtvorhandensein der Bronze hin. Aus den Angaben, die unser Freund sich zu verschaffen im Stande war, geht mit Bestimmtheit hervor, dass das Kupfer das eigentliche Material war, das von einer der frühesten Bevölkerungen jener Länder zu Geräthschaften des Krieges, der Jagd, der Landwirthschaft, des häuslichen Lebens, des Schmuckes benutzt und für diesen Zweck längere Zeit angewendet wurde. Auf Tafel VII. findet sich eine Anzahl kupferner, in Ungarn gesammelter Gegenstände zusammengestellt.[1])

Das massenhafte Auftreten von Kupfer in jenen Gegenden ruft nothwendig der Erörterung der Frage, von was für einer Bevölkerung diese Gegenstände herrühren, und ferner ob diese Bevölkerung dieselben selbst verfertigt oder von südlichen oder östlichen Stämmen, die gleich den Massageten (Herod. I. 215) alle ihre Waffen und Geräthschaften aus selbst gewonnenem Kupfer herstellten, bezogen habe. Allein die Urgeschichte Pannoniens und Daciens ist wie die des westlichen Europas in Dunkel gehüllt, und die Zeit, in welcher sich dasselbe zu lichten anfängt und in der Namen und Art der Völker hervortreten, kaum mehr die, in welcher das Kupfer ausschliesslich im Gebrauche war. Sind einmal die Süddonaugegenden, sind die Türkei, Griechenland und die Länder am schwarzen

---

[1]) Nach den Angaben in den Archæologiai Közlemények werden Geräthschaften von Bronze (wohl auch von Kupfer) in den Comitaten zu beiden Seiten der Donau, in den Ländern der Pannonier, Jazygen und Dacier und an mehreren Orten, z. B. Ipoly-Damasd, Comitat Hont, Parndorf, Comitat Moson in grosser Fülle und mannigfaltiger Form gefunden. Da auch Gussformen zum Vorschein gekommen sind, so betrachtet man diese Bronzegeräthschaften als im Lande selbst verfertigt und zwar von den hier eingewanderten celtischen Stämmen.

In dem den Archæologiai Közlemények beigegebenen Atlas, welcher sehr gute Abbildungen der in Ungarn gefundenen Kupfer- und Bronzegeräthschaften enthält, sind weitaus die meisten Waffen, Werkzeuge und Schmucksachen als aus Kupfer bestehend bezeichnet.

Meere mit Rücksicht auf die Ueberreste frühester Cultur besser erforscht, so wird es eher möglich sein, zu bestimmen, wo diese Geräthe entstanden, und auf welchem Wege und durch wessen Vermittelung sie in die erst genannten Länder eingebracht worden sind. Es genügt hier vor der Hand auf die massenhafte Verbreitung des Kupfers in Ungarn aufmerksam zu machen, und den archäologischen Ausschuss der ungarischen wissenschaftlichen Akademie, welcher durch die im Jahre 1861 herausgegebenen Schriften einen schönen Beweis seiner Thätigkeit gegeben hat, um die Verfolgung dieser wichtigen culturhistorischen Frage zu ersuchen.

Leider ist es mir nicht vergönnt, wie über andere Pfahlbauten, auch über die merkwürdige Stätte bei Peschiera eine auf sorgfältige Untersuchung gegründete Beschreibung den Alterthumsfreunden übergeben zu können. Alles, was ich über dieselbe zu berichten habe, sind die mir freundlichst mitgetheilten Beobachtungen des Herrn von Silber, Oberlieutenant im k. k. österreichischen Geniecorps zu Verona, dessen Verdienst es ist, theils die Bedeutung des Ortes erkannt, theils einen Theil der Fundgegenstände gerettet zu haben, für deren Zusendung wir ihm zum besten Danke verpflichtet sind. Herr von Silber erstattete uns am 18. Februar 1862 über die Umstände, unter denen die Entdeckung gemacht wurde, folgenden Bericht:

»Bei der Austiefung der Einfahrt des Hafens von Peschiera für die neu erbauten Kanonenboote, welche vermittelst einer Baggermaschine, einem sogenannten Paternoster, auf 7 bis 8' Tiefe unter dem normalen Wasserstand bewerkstelligt wurde, fanden die Arbeiter unter dem herausgehobenen Schlamm und Sand eine grosse Zahl von Bronzegegenständen, welche durch den nunmehr zu Pola sich aufhaltenden Marine-Ingenieur Lorenz und mich im Interesse der Alterthumskunde sorgfältig gesammelt wurden. Laie in dieser Wissenschaft war ich der Ansicht, da die Mehrzahl der Gegenstände auf einem Flecke von wenigen Quadratklaftern herausgezogen wurden, dass hier ein mit Bronze beladenes Schiff untergegangen sei, und erst später führte mich ein Gespräch mit Herrn Dr. Freudenberg aus Bonn auf den Gedanken, dass hier ein Pfahlbau gestanden haben möchte. Meine Annahme wurde noch durch den Umstand bestärkt, dass gerade an dieser Stelle die Ausbaggerung durch eine Menge verkohlter Pfähle, welche vom Schlamme ganz bedeckt waren, sehr erschwert wurde. Leider war ich, in der Meinung, dass die Pfähle von Fischerhütten, deren es gegenwärtig noch viele hier gibt, herrührten, durchaus nicht aufmerksam auf die Stellung und Anordnung derselben. Die herausgehobenen Pfähle waren durchschnittlich 4 — 5' lang, ganz unter dem Sande verborgen und dermassen verkohlt, dass es mir unmöglich ist, mit Bestimmtheit die Holzarten, aus denen sie bestanden, anzugeben. Ich vermuthe jedoch, dass es hauptsächlich das Holz der Steineiche war. Der Durchmesser der Pfähle betrug 4—6 Zoll. Ausser den Bronzegegenständen wurde nur Ein Werkzeug von Stein aufbewahrt, das ich für einen Schleuderstein halte und wovon ich eine Zeichnung beilege. Erst kürzlich bin ich durch das Lesen Ihrer Berichte an das Vorkommen einer grossen Menge von Stücken gebrannten Thons, der in dem Schlamme zum Vorschein kam, erinnert worden. Diese Stücke waren von schwärzlicher Farbe, auffallender Dicke und ohne bestimmte Form. Ich zweifle nicht, dass es Bruchstücke der Thonverkleidung der Pfahlbauhütten gewesen sind.«

Beschreibung der Tafeln.

Taf. IV. Enthält unter Fig. 1. 3. 4 wie es scheint Dolche; unter Fig. 2. 5. 6. 7. 8. 9 Speerspitzen. Die letzteren sind den in den Schweizerseen gefundenen ganz ähnlich; sämmtliche Gegenstände aus Bronze.

Taf. V. Kleider-, Haar- und Nähnadeln (Fig. 10 und 14). Fig. 1. 2. 3. 4. 6. 7. 8. 9. 11. 16. 17. 18 finden sich in völlig ähnlicher Form im Museum des Herrn Oberst Schwab. Sämmtliche Gegenstände aus Bronze.

Taf. VI. Fig. 1. 2. 8 kleine Harpunen. Fig. 3 grosse Spange mit gravirten Linien verziert. Fig. 4 u. 7 Spiralen. Fig. 5 u. 6 Fibeln. Fig. 11 Messer (das Heft abgebrochen). Fig. 14 Röhre mit gravirtem Spiralornament. Fig. 15 Meissel aus Bronze. Fig. 9. 10. 13 Meissel aus Kupfer. Fig. 12 Scheibe aus Granit. Fig. 16 Plan von Peschiera. Die Stelle des Pfahlbaus ist mit † bezeichnet. Fig. 4. 7. 8. 11 finden sich ganz ähnlich in der Sammlung des Herrn Oberst Schwab.

Pfahlbauten am Untersee (Bodensee).

Der nachstehende von Herrn Grenzcontrolleur Dehoff auf sorgfältige und mühsame Nachforschungen gegründete Bericht, für dessen Mittheilung wir ihm unsern warmen Dank aussprechen, zeigt in Verbindung mit den im Bericht II. (Mittheilgn. Bd. XII. S. 124) enthaltenen Angaben, dass, was von dem grösseren Bassin des Bodensees noch nicht versichert werden kann, die Ufer des Untersees in ihrer ganzen Ausdehnung mit Pfahlbau-Niederlassungen besetzt waren und zwar mit solchen, welche, nach den aus den Trümmern derselben hervorgezogenen Geräthschaften zu urtheilen, ausschliesslich der sogenannten Steinzeit angehören. Die Bewohner derselben scheinen, da keine Spur von Einäscherung zu bemerken ist, ihre Wohnsitze auf dem Wasser aus freien Stücken aufgegeben und sich am Lande angesiedelt zu haben und zwar zu einer Zeit, in der ihnen der Verkehr noch kein Metallgeräthe zugebracht hatte.

In der Charakteristik der einzelnen Niederlassungen ist die Beobachtung sehr bemerkenswerth, nach welcher im Pfahlbau zu Bodman eine Niederlage von Feuersteingeräthschaften, oder vielmehr, da auch angefangene Stücke sammt dem Abfall bei der Verarbeitung massenhaft vorkommen, eine eigentliche grosse Werkstätte dieser Art Waare bestanden haben muss. Die Thatsache, dass der Feuerstein, aus welcher diese Dinge verfertigt sind, nicht aus den nahen Juraformationen, sondern aus Frankreich hergeholt wurde, ferner der Umstand, dass ohne Zweifel andere Ansiedelungen theils auf dem Wasser, theils auf dem Lande ihre Feuersteinwerkzeuge von hier bezogen, mithin eine Vertheilung der Arbeit nicht nur unter Individuen, sondern ganzen Dörfern und ein Tausch ihrer Producte stattfand, gibt zu mancherlei Betrachtungen über Wege, Verkehrsmittel und gegenseitige Verbindung zwischen Ländern und einzelnen Ansiedelungspunkten Anlass.

Unter den bis jetzt anderswo noch nicht aufgehobenen Dingen, womit uns Herr Dehoff bekannt macht, ist eines der bemerkenswerthesten das **(Taf. IX. Fig. 1)** aus Serpentin verfertigte Beil, das zur Aufnahme einer Handhabe durchbohrt und auf den Seiten mit eingegrabenen Linien verziert ist. Es ist auffallend, dass sowohl dieses als ein Paar ähnliche [1]) am Untersee gefundene Serpentinbeile wegen der Dünne der neben dem Bohrloche stehen gebliebenen Wände keine praktische Bestimmung haben konnten, sondern, wie auch die äusserst sorgfältige Ausarbeitung derselben beweist, als Ziergegenstände benutzt wurden.

Erwähnenswerth ist ferner die Verschiedenheit der Schäftung des Steinbeils, des wichtigsten Instrumentes der Pfahlbaubewohner. Während nämlich zu Concise, zu Moosseedorf, zu Meilen u. s. w. die

[1]) Eines **(Taf. IX. Fig. 17)** in der Sammlung des Herrn Baron von Hornstein in Radolfszell, das andere im Baubureau der Eisenbahn daselbst.

Steinbeile in Hirschhornstücke und mit diesen in Holzschlägel eingesetzt sind (siehe **Taf. X. Fig. 17**) oder in Holzkeulen stecken (**Taf. X. Fig. 16**) findet man in den Ansiedelungen des Untersees durchweg nur Stiele oder Halme, die aus einem Schosse des Haselstrauches oder dem Aste verschiedener Baumarten gemacht sind (**Taf. X. Fig. 18**). Die Fassung besteht hier aus zwei von einem Wurzel- oder Astknorpel ausgehenden Lappen, zwischen welchen vermittelst Erdpech und Schnüren die Beile festgemacht wurden. Wie schon in den früheren Berichten angegeben ist, wurden auch die Pfeil- und Speerspitzen aus Feuerstein und in späterer Zeit die Bronzebeile (Paalstab) ebenfalls in das zerspaltene Ende des Holzes befestigt. Herrn Gemeindrath Löhle in Wangen, welcher die Untersuchung der Pfahlbauten des Untersees seit vielen Jahren mit grossem Eifer betreibt, ist bis jetzt eine einzige Hirschhornfassung eines Beiles zu Gesicht gekommen.

Die neu entdeckten Pfahlbau-Niederlassungen am Bodensee

von Herrn **K. Dehoff.**

Je seltener sprechende Denkmale über die Urgeschichte eines Landes oder Volkes sich vorfinden, desto lebhafteres Interesse nehmen die stummen Zeugen der Vergangenheit in Anspruch, die, ein weites Feld von Vermuthungen offen lassend, fortwährend zur Aufsuchung neuer Materialien für die Gewinnung möglichst sicherer Resultate auffordern.

Zu den an solchen stummen Zeugen der Vergangenheit reichsten Gegenden sind wol unzweifelhaft die weitgedehnten Ufer des Bodensees zu rechnen, welche durch ihre Fruchtbarkeit und Schönheit Völkerstämme, die schon in frühester Zeit heranzogen, zur Gründung von festen Wohnsitzen eingeladen haben mögen.

Die mir bekannt gewordenen ersten Berichte über solche der frühesten Zeit angehörigen Niederlassungen lieferten die »Mittheilungen der antiquarischen Gesellschaft in Zürich«, welche im 3. Hefte des XII. Bandes S. 128 bereits ein sehr reiches Verzeichniss der keltischen Pfahlbau-Niederlassungen am Bodensee aufführen, und den Verfasser dieser Zeilen veranlasst haben, seine Aufmerksamkeit diesem Zweige der Alterthumsforschung zuzuwenden.

Leider begünstigten der Wasserstand und die wenige bei einem anstrengenden Berufe zu erübrigende Zeit das Unternehmen nicht in erwünschter Weise, dennoch dürften die Resultate für Freunde der Alterthumsforschung vielleicht nicht ganz ohne Interesse sein.

Was zunächst **die locale Verbreitung der Pfahlbau-Niederlassungen** anbelangt, so haben die angestellten Nachforschungen ergeben, dass nicht nur die an der oben bemerkten Stelle der angeführten Zeitschrift bezeichneten Orte, sondern der grösste Theil der Ufer des Untersees und die ganze westliche bis südwestliche Uferausdehnung des Ueberlinger-Sees solche enthalten. Zunächst sollen nun

die Pfahlbauten des Untersees

näher besprochen werden.

An die Namen der nahgelegenen Orte anknüpfend dürften

1) eine weitere Pfahlbau-Niederlassung oberhalb Markelfingen;
2) eine solche etwa auf halbem Wege zwischen Allensbach und Markelfingen, an die Reichenauer Feldmark anstossend;
3) eine solche von oberhalb des Allensbacher Mühlebachausflusses bis zum Weiler Hegen,

als solche bezeichnet werden, welche bis jetzt noch nicht in weitern Kreisen bekannt waren.

Die hier genannten Niederlassungen wurden, soweit es die Umstände gestatteten, einer möglichst eingehenden Untersuchung unterworfen. Alle drei haben in Pfahlüberresten und Steinbeilen ihren Charakter als keltische Niederlassungen unzweifelhaft documentirt, und es sollen nun dieselben im Einzelnen mit ihren Fundergebnissen, soweit dieselben Beachtung zu verdienen scheinen, in's Auge gefasst werden.

1. Die Niederlassung oberhalb Markelfingen befindet sich um ein kleines, ungefähr 30 Schritte im Durchmesser haltendes Inselchen, welches etwa 20 Minuten oberhalb des Dorfes Markelfingen, kaum 30 Schritte vom Ufer in nordwestlicher Richtung im See liegt, und bei niederem Wasserstande etwa $^1/_2$ Fuss über das Wasser hervorragt, beim höhern Wasserstande dagegen bis 1 Fuss von den Wellen bedeckt wird; die Pfähle umgürten das Inselchen auf westlicher und nordwestlicher Seite, in nicht sehr bedeutender, aber selbst beim niedrigsten Wasserstande des letzten Winters unter einer Wasserbedeckung von noch mehr als 3 Fuss sichtbaren Menge. Das Inselchen selbst zeigte keine Pfahlreste, dagegen eine ziemliche Anzahl von Steinbeilen aus den am Ufer umherliegenden Geschieben, und ohne besondere Sorgfalt angefertigt.

2. Der oberhalb des leztgenannten und unterhalb Allensbach an die Reichenauer Feldmark angrenzende, auf einer Landzunge liegende Pfahlbau dehnt sich von Ost nach West, beziehungsweise Nordwest in einer Länge von etwa 1000 Schritten aus. Etwa auf dem 4ten Theil dieser Strecke war die an das Land angrenzende Seite der Niederlassungen trockenen Fusses zugänglich, die übrigen Pfähle erstreckten sich in weiter Ausdehnung in den See hinein. Das auf meine Veranlassung durch die Grossherzogliche Baubehörde im Interesse der Alterthumskunde aufgenommene Kärtchen (**Taf. VIII. Fig. 1**) weist die Stellung der Pfähle genau nach. Sicher kann jedoch angenommen werden, dass ein vielleicht nicht minder grosser Theil durch die Gewalt der Weststürme zerstört und entführt worden sei, wohl hat auch der Schlamm sowohl als das im Rücken des Pfahlbaus herabrinnende Wasser und endlich das zusammengeschobene Gerölle viele verdeckt.

Nach den noch vorhandenen Spuren lässt sich auf eine bestimmte Grundform der Wohnungen nicht mit Sicherheit schliessen, eben so wenig scheint die Stellung der Pfähle einen bestimmten Schluss auf die Anzahl der vorhanden gewesenen Gebäude zu gestatten, die aber jedenfalls ziemlich zahlreich gewesen sein müssen.

An einer Stelle ziehen sich die Pfahlreihen in einer Weise dem Festlande zu, dass solche wohl mit ziemlicher Sicherheit als Reste der ehemaligen Zugangsbrücke betrachtet werden dürften.

Was die für die Pfähle verwendeten Holzarten betrifft, so wurden unter den untersuchten Stücken die weichen Holzarten, Weiss- und Rothtanne, sowie Sahlweide vorherrschend gefunden. Die Pfähle aus diesen Holzarten waren sämmtlich Rundpfähle, dagegen gehörten einige eichene Stücke augenscheinlich gespaltenen Stämmen von vielleicht 12—14 Zoll Durchmesser an; die Pfähle ragten sämmtlich nur 1—2 Zoll über den Boden vor, jedoch findet sich auch ein eichener Rundpfahl, der alle andern mit seinem fächerförmig zersplitterten aber auf Zolldicke noch recht erhaltenen Kernstück um 2 Fuss überragt.

Der beigefügte Plan enthält auch (bei a) die Andeutung einiger zwischen den Pfahlreihen horizontal liegenden Balken. Ich halte solche für Theile des ehemaligen Oberbaues; einige aufgehobene Stücke dieser Art zeigten deutlich die Structur des Eichenholzes, und scheinen von gespaltenen Stämmen herzurühren. Die Länge der horizontal liegenden Balken beträgt bis 15 Fuss, die Stärke zwischen

3 und 5 Zoll. Die Stelle, in welcher diese Theile lagerten, war bei dem diessjährigen niedersten Wasserstande noch über 2 Fuss vom Wasser überdeckt, es waren daher weitere Nachforschungen dort für jetzt unmöglich.

Die Bodenbeschaffenheit auf der ganzen Ausdehnung dieser Niederlassung war die gewöhnliche, nämlich eine höchstens 2 Zoll mächtige Geröllablagerung, darunter eine $^1/_2$—1 Zoll mächtige Culturbodenschichte, unter welcher auf viele Fusse der bekannte weisse Kreidegrund — blanc fond. — In der nordwestlichen Längenausdehnung, sowie an den weiter seeeinwärts gelegenen Stellen fehlte übrigens die Geröllbedeckung des Bodens vollständig, und eine bis 2 Zoll mächtige Schlamm- beziehungsweise Culturbodenschichte lagerte unmittelbar über dem weissen Sande.

Die oben erwähnten nachtheiligen Einflüsse haben die leicht entführbaren Ueberreste, also die Holz-, Horn- und Knochenreste entweder hinweggeschwemmt oder zertrümmert, für welch letztere Vermuthung einzelne Bruchstücke der Emailoberfläche von Zähnen grosser Säugethiere zeugen.

Von Kulturgegenständen wurden hiernach blos die schwereren Steinartefacte gefunden. Diese bestanden auch hier wie anderwärts ihrer bei weitem grössten Anzahl nach aus Steinbeilen, welche jedoch sowohl in ihren Dimensionen als in ihren Formen die grösste Verschiedenheit zeigen, und dem zufolge auf sehr mannigfaltige Verwendungsarten schliessen lassen. Die Dimensionen wechseln von 8 Linien bis zu 18 Zoll in der Länge, von 4 Linien bis zu 3 Zoll Breite an der Schneide. Ein Theil, und zwar der grössere läuft an dem der Schneide entgegengesetzten Ende, welches augenscheinlich absichtlich rauh gemacht ist, ziemlich spitz zu; offenbar wurde diese Gattung in gehöhlte Holz-, Horn- oder Knochenstücke eingefügt, und vielleicht vorzugsweise zum Ackerbau verwendet, wofür bei der überwiegenden Mehrzahl dieser Exemplare die stärkere Abnutzung der einen Seite zu sprechen scheint. Die andere Gattung mit durchgängig breiterer und weniger bogenförmiger Schneide läuft am hintern Ende weniger zu, scheint mehr zum Halten mit der Hand, als Schneidwerkzeug, berechnet, und zeigt die Abnutzung der Schneide mehr in der Mitte, durch ausgesprungene Stücke, während die erste Art blosse Abstumpfung der einen Seite erkennen lässt. Ausser Steinbeilen fanden sich nur Kornquetscher in grösserer Anzahl, sowie einige Sägelamellen aus Feuerstein ohne Fassung vor.

Das Material zu den Steinbeilen lieferten zum grössten Theil offenbar die zunächst umherliegenden Geschiebe, jedoch fand sich auch eine kleine Anzahl von Stücken aus Serpentin vor.

Ausser den genannten Steinartefacten wurde der auf **Taf. IX.** mit **Fig. 2** bezeichnete Gegenstand, den ich für die vordere Hälfte einer Streitaxt halte, aufgefunden.

Dieses Stück, aus schwarzem Graubündner Serpentin bestehend, misst in der Länge (Linie a—b) 2,8″ in seiner grössten Breite (c—d) 2 Zoll (bad. Mass) die Weite des in konischer Form gearbeiteten Schaftlochs beträgt 8, beziehungsweise 7 Linien. Das ganze Stück zeigt die sorgfältigste Bearbeitung, sowohl was die wie mit dem Zirkel abgemessene Gleichheit der beiderseitigen Dimensionen, als die äussere mechanische Vollendung anlangt, die offenbar durch Schleifen erzielt worden ist. In den mir zugänglich gewordenen Schriften über diesen Gegenstand konnte ich ein Waffen- oder Werkzeugstück aus Stein von ähnlicher Form nicht finden.

Ein zweiter, seiner Form nach neuer Gegenstand, dürfte der mit **Taf. VIII. Fig. 3** bezeichnete sein.

Das Material desselben scheint Alpenkalk, das fragliche Stück aus einem Geschiebestein hergestellt zu sein. Die Zeichnung dürfte die Form am besten veranschaulichen. Die Länge dieses eigent-

lichen Kunstprodukts beträgt 2,9″ die Breite (c—d), 2,2″ die Höhe (Dicke) (e—f) 2″, die Höhe des herausgearbeiteten Handgriffs 2,5‴.

Seiner ganzen Beschaffenheit nach scheint dieses Artefact als Quetschwerkzeug benutzt worden zu sein, jedoch wurde damit offenbar nicht wie mit den als Kornquetscher bekannten Stücken, auf einem andern Stein, sondern auf einer solchen weichern Unterlage, vielleicht auf Holz gearbeitet, da sich auf der untern Seite desselben keine Spuren von Abnutzung finden. Ich halte dieses Stück — wenn mir gestattet wird, eine Vermuthung auszusprechen — unter Berücksichtigung der in den nahen Pfahlbauten in grosser Masse gefundenen Himbeerkerne, — für ein Werkzeug zum Zerquetschen und zur Gewinnung des Saftes aus solchen Beerenfrüchten. **Taf. VIII. Fig. 12** stellt ebenfalls einen Gegenstand dar, über dessen Benutzungsweise mancherlei Deutungen möglich sind, und über die ich mir keine Hypothese erlauben will. Das Material dieses Stückes ist ebenfalls Alpiner Kalk, die Länge desselben beträgt 3″, die Breite 2″, die Dicke, einschliesslich der Erhöhung, 1,2″, die Erhöhung 1,5‴. Die Oberfläche ist mit Ausnahme des hintern Endes, das eine natürliche Bruchfläche zeigt, künstlich bearbeitet, und von ähnlicher Beschaffenheit wie die künstlich rauhgemachten Hintertheile vieler Steinbeile. Die sichtlich künstlich herausgearbeitete Erhöhung ist nur wenig glätter als die übrige Oberfläche.

Das **Taf. VIII. Fig. 14** dargestellte Steinartefact gestattet ebenfalls nicht minder viele Vermuthungen bezüglich des Zweckes und seiner Benutzungsweise; die Masse ist Diorit? Die Oberfläche, sorgfältiger und glätter als beim vorhergehenden Stück bearbeitet, scheint geschliffen. Die Länge dieses Stückes beträgt (a—b) 4,2″, die grösste Breite (c—d) 1,6″, die Dicke einschliesslich des Grates a—b 0,8″, die Höhe des Grates 0,4‴.

Taf. IX. Fig. 12. Dieses Stück scheint ein unvollendet gebliebener Hammer. Das Material desselben ist Serpentin, die Bearbeitung ist auf der untern Fläche, und den Seiten bis zur Hälfte ihrer Höhe mittelst Schliff vollendet, wogegen die andere Hälfte der Höhe und der obere Theil nur ganz aus dem Rohen gearbeitet ist. Die Linie f—d—a stellt die geschliffene Grundfläche, e—d die Höhe der geschliffenen, e—c die Höhe der unbearbeiteten Seitenfläche dar. Nach vorn, von d bis a ist die untere Fläche schlittenlaufförmig aufwärts geschweift. Die Länge dieses Stückes beträgt 4,3″, die grösste Breite bei g—h 2,3″, die geringste Breite bei i—k 1,7″, die Dicke c—d 1,8″.

Taf. IX. Fig. 9 ist wohl unzweifelhaft ein Kornquetscher von etwas eigener Form, und durch seine ganz glatt geriebenen Seitenflächen besonders bemerklich. Die Länge desselben beträgt 2,8″, die grösste Höhe bei f—e 2″, die geringste bei g—h 1,7″. Beachtenswerth ist, dass nicht nur der Theil c—d, sondern auch die Abdachungen a—c und d—b unverkennbare Spuren der Abreibung tragen, wodurch bei g—a—h und f—b—e ein förmlich scharfer Grat gebildet wird.

Taf. IX. Fig. 6 ist ebenfalls ein Gegenstand, dessen Zweck und Benutzungsweise mancherlei Vermuthungen zulässt. Das Material, welches wegen des nicht ohne Beschädigung des Stückes entfernbaren Ueberzugs von kalkigem Schlamm nicht wohl zu erkennen ist, scheint Sandstein zu sein. Die Länge des Stückes beträgt 4″ 3‴, die grösste Breite bei c—d 2,1″, die grösste Dicke (bei e—f) 8,5‴, die Dicke am vordern Querschnitt 3,5‴, im hintern Querschnitt 0,8‴. Die Bearbeitung ist durchweg eine sehr sorgfältige, und das Stück augenscheinlich allseitig geschliffen.

Das **Taf. IX. Fig. 10** dargestellte Steinbeil ist von einer eigenen Form. Die Schneide ist auf der untern Seite eingebogen, und am hintern Ende befinden sich auf beiden Seitenflächen correspondirende

über 0,6 Linien eingegrabene Vertiefungen in Kreisform, welche in Verbindung mit der eigen geformten Schneide, das Stück als Axt erscheinen lassen. Die Länge des Stückes beträgt auf der obern Seite (Linie b—c) 4,2″, auf der untern Seite (Linie a—d) 3,5″, der Durchmesser der Basis (Linie f—g) 0,8″, der Durchmesser der obern Rückenfläche 1,3″. Die beiden Seiten der Schneide, sowie die obere und untere Fläche, sind geschliffen. Das Material kann wegen des starken Kalküberzugs nicht mit Sicherheit bestimmt werden, jedoch könnte solches nach der grüngrauen Farbe, der Feinkörnigkeit, die sich an einzelnen Stellen erkennen lassen, Serpentin sein.

Der schon bekannte, im zweiten Berichte (Band XII, Heft 3, S. 128, o. Z. 10) erwähnte, in der nordwestlichen Bucht nahe bei Allensbach gelegene Pfahlbau lieferte eine nicht unbedeutende Anzahl, jedoch überaus verschlammter Steinbeile, sowie einen Hammer von der im zweiten Bericht auf **Taf. I. Fig. 9** abgebildeten Form. Die Bohrung des Schaftloches an demselben ist nicht vollendet, sondern nur etwa auf 1,5 Linien Tiefe getrieben und zwar so, dass in der Mitte der 6 Linien weiten Bohröffnung noch ein Kern von 3 Linien Stärke emporragt. Ausserdem wurden noch 3 angefangene, theils schon geschliffene oder auch nur aus dem Rohen gearbeitete Stücke ähnlicher Form hier aufgefunden.

3. Oberhalb des Allensbacher Mühlbachausflusses in den See bis unterhalb der Bucht bei dem Weiler Hegne, also in östlicher Richtung vom erstgenannten Orte, dehnt sich in einer Länge von fast einer halben Stunde ein grosses Pfahlrevier aus, welches seiner ganzen Länge nach theils durch aufgefundene Pfähle, theils durch Funde an Steinartefacten unzweifelhaft bezeichnet ist. Die Pfähle stehen etwa 300 Schritte oberhalb der letzten Häuser von Allensbach, zuerst nur in einer — erkennbaren — Reihe, bald aber treten 2 Reihen zu Tage, und an einer Stelle, die man »beim Eichle« heisst, tritt bei einer sanften Uferabdachung eine ausgedehnte, durch 4 und theilweise 5 deutlich sichtbare Pfahlreihen mit einer Menge von Pfählen bedeckte Niederlassung zu Tage.

Die eine Pfahlreihe dehnt sich unmittelbar am Lande, die andere 30 Schritte seeeinwärts in paralleler Richtung mit dem Ufer aus. Die Grundform der auf dieser Strecke errichteten Wohnungen dürfte nach der Stellung der Pfähle ohne Zweifel das Viereck gewesen sein. Dieser Ort wird nur beim höchsten Wasserstande zum grössten Theil von den Wellen bedeckt, zu jeder Jahreszeit aber muss hier der Zugang vom Festlande fast ohne jegliche Vorrichtung möglich gewesen sein. Die unmittelbar angrenzende, jezt zu Wiesen angelegte Strecke war noch vor wenigen Jahrzehnten Wald und es konnte mit Berücksichtigung dieses Umstandes kaum ein versteckteres Plätzchen für eine Niederlassung geben, als das fragliche, da solches in einer Bucht liegend, von beiden Seiten durch den vortretenden Wald verdeckt wurde, und wohl nur von der Seeseite erblickt werden konnte.

Die Oberfläche dieser Stelle gegen das Festland hat eine dichte Geröllbedeckung, unter welcher weisser Sand in bedeutender Mächtigkeit lagert. Die sämmtlichen Fundgegenstände lagen nur 1—2 Zoll, die weiter unten aufzuführenden Töpfe bis 5 Zoll unter der Oberfläche. Eine Kulturschicht lässt sich nur an einzelnen, namentlich den höher gelegenen Stellen erkennen, in den Niederungen lagert die Geröllbedeckung unmittelbar über dem Kreidegrund.

Die Funde an dieser Stelle bestanden auch vorzugsweise aus Steinbeilen, von denen jedoch die Mehrzahl eine besonders vollendete von einer eigentlichen Kunstfertigkeit zeugende Arbeit erkennen liess. Einzelne, namentlich die kleinern Stücke, sind nicht nur auf ihrer ganzen Oberfläche geschliffen, sondern sehen förmlich wie polirt aus, und würden füglich als Putztischgegenstand gelten können.

Taf. IX. Fig. 7 gibt die Form eines solchen vollendeten Stückes, dessen Material mir als Diorit bezeichnet wurde.

Die Länge desselben beträgt 2 Zoll
» Breite an der Schneide 1,4 »
» » am hintern Ende 0,3 »
» Dicke in der Mitte 0,3 »

Ausserdem wurden sehr schöne Steinsägen aus gelbem Feuerstein, sowie die **Taf. VIII. Fig. 4** gezeichnete Lanzenspitze aus schwarzem Feuerstein hier aufgehoben. Die Länge des letztern Stückes beträgt 22 Linien, die grösste Breite 1 Zoll, die Dicke am untern Ende 2 Linien.

Auf der Oberfläche dieser Stelle umhergestreute Kohlenreste und theilweise verwitterte Topfscherben veranlassten weitere Nachgrabungen, bei welchen man auf einer Fläche von nur wenigen Schritten Ausdehnung auf drei irdene Gefässe stiess. Diese, sämmtlich von der ursprünglichsten Form, waren nur etwa 4 Zoll tief, wenig ausgebaucht, und zum grössten Theile so verwittert und mürbe geworden, dass sie auch bei der grössten Sorgfalt nur stückweise herausgenommen werden konnten. Alle 3 Stücke hatten keine Handhaben, sondern nur roh durchgebohrte Löcher am obern Rande, durch welche etwa Schnüre gezogen werden konnten. Das Material besteht aus einem Lehm- und Lettgemische, das mit grobzerstossenen Quarzkörnern vermengt ist. Dass die Herstellung dieser Gefässe von freier Hand geschah, und keine Spur von Kunstfertigkeit verräth, ergibt der erste Blick; die Dicke der Wände wechselt von 3—6 Linien. Einer dieser Töpfe, welcher eine dicke Russkruste im Innern zeigte, war mit einer grauen aschenähnlichen mit Kohlenstückchen vermischten Masse gefüllt, in der sich ein grösserer sehr mürber Gelenksknochen befand. Dieser zweite Topf, ebenfalls innen berusst, enthielt eine bräunliche Erdmasse. Herr Apotheker Leiner in Constanz wird den Inhalt dieser beiden Töpfe soweit möglich einer Untersuchung unterwerfen, deren Resultat später zur Veröffentlichung gelangen wird. Der dritte Topf, an dem keine Russspuren entdeckt werden konnten, war mit Waldhaselnüssen und Schalen von solchen gefüllt, die geschwärzt oder schwarzbraun, sonst aber noch gut erhalten waren. Leider war mir durch meine Berufsgeschäfte nicht vergönnt, weitere Nachgrabungen an dieser Stelle vorzunehmen, die wohl noch manches Interessante bieten dürfte. Unmittelbar oberhalb dieser Stelle kam das **Taf. IX. Fig. 8** aufgeführte Hammerbruchstück zum Vorschein. Dasselbe lag etwa $^1/_2$ Zoll im Geschiebe eingebettet. Das Material dieses Stückes ist Serpentin.

Die Länge desselben von der Spitze der Schneide bis zum Schaftloch beträgt 2,6″, die Stärke am Schaftloch 1,9″, die Höhe 1,4″, die Weite des Schaftlochs 0,6″.

Die mit **Taf. VIII. Fig. 11** u. **11ª** bezeichneten Gegenstände, aus flachen, unbearbeiteten Geschiebstücken von $2^1/_2$—$3^1/_2$‴ Dicke und 3″—3,3″ Länge tragen keine weitern Spuren der Bearbeitung, als die sichtlich gewaltsamen, beziehungsweise absichtlich gemachten Einkerbungen bei a und b nach, denen sie entweder als Schleudersteine oder Netzbeschwerer angesehen werden dürften.

Die bei ganz niederem Wasserstande theilweise trocken gelegten Stellen der Bucht nordwestlich des Landungsplatzes von Hegne, welche ihrer weitaus grössten Ausdehnung nach verschlammt ist, zeigt zwar nur noch wenige Pfähle, doch wurden Steinbeile aus Serpentin und Diorit in beträchtlicher Menge, ausserdem einzelne wenige Feuersteinbruchstücke und Reste von grossen Thierzähnen gefunden.

Die hier gefundenen Steinbeile zeugen fast sämmtlich von sorgfältigerer Bearbeitung als gewöhnlich.

Auch diese Stelle dürfte beim niedersten Wasserstande die Mühe weiterer Nachgrabungen wohl

lohnen, wenn auch hier, wie auf der ganzen Strecke bis Allensbach, die mit bedeutendem Gefäll und zuweilen mit beträchtlicher Wassermenge von den rückwärts gelegenen Höhen herabrinnenden Feldbäche vieles entführt, oder mit Schlamm bedeckt haben mögen.

Mit der Pfahlbauniederlassung bei Hegne dürfte sich die Reihe der Pfahlbauten auf dem nördlichen Ufer des Untersees schliessen. Der weite Bogen, der sich von dem Landungsplatz in Hegne bis zur alten Burgruine Schopfeln (Scopula) auf Reichenau hinzieht, ist vorwiegend Lettgrund, fast ohne einen einzigen Geschiebstein. Die schlammige Untiefe dehnt sich so weit in den See hinein, dass die Bewohner etwaiger Pfahlwohnungen an dieser Stelle $^3/_4$ des Jahres im blossen Sumpf hätten hinbringen müssen, aus dem ihnen der Ausgang auch oft mehr als 1000 Schritte nur mit grosser Beschwerde möglich gewesen wäre. Ausserdem fehlt auch der ganzen Strecke ein von den Erbauern aller mir bekannten Pfahlbau-Wohnungen nicht ausser Acht gelassenes Lebensbedürfniss — frisches Wasser in nächster Nähe.

Das gleiche Verhältniss setzt sich jenseits der Ruine Schopfeln am sogenannten Wollmatinger Ried hin bis an den Rhein fort, welcher sodann, schon wenige Schritte vom Ufer in die Tiefe abfallend und ebenfalls ohne Zuflüsse frischen Wassers aus den diesseitigen flachen, sumpfigen Uferstrecken, bis Constanz, kaum eine einzige günstige Lage für solche Niederlassungen geboten haben dürfte.

Weitaus günstiger gestalten sich dagegen die Bodenverhältnisse in dem jenseits der Landzunge liegenden Theil des Bodensees, der den Namen »Ueberlinger-See« führt.

Die Pfahlbauten des Ueberlinger-Sees

dehnen sich von der nordöstlichen Biegung, an welcher die Insel Mainau liegt, mit Unterbrechungen längs der Orte Lizelstetten, Dingelsdorf bis oberhalb des Weilers Wallhausen, also in einer Länge von mehr als 2 Stunden aus.

Steinbeile, vorzüglich aus Serpentin, wurden auf der ganzen Ausdehnung gefunden, ebenso an mehreren Stellen Kornquetscher mit den zugehörigen Reibschalen aus Stein und Topfscherben. Diese Strecke konnte erst untersucht werden, als der Wasserstand bereits beträchtlich in die Höhe gegangen war; die Ausbeute war daher nur eine verhältnissmässig unwesentliche. Das interessanteste dieser Stücke dürfte das **Taf. IX. Fig. 3** aufgeführte Vordertheil einer Streitaxt aus Serpentin sein. Die Länge dieses Stückes beträgt von a bis b 2,6″, die grösste Breite an der Schneide 1,4″, die Stärke am Schaftloch 1,6″, die Weite des Schaftloches 0,8″. Auch dieses Stück ist von ziemlich vollendeter Arbeit und durchweg geschliffen.

Spätere und eingänglichere Untersuchungen dieser Stellen dürften eine lohnende und reichliche Ausbeute liefern.

Von dem Weiler Wallhausen seeabwärts bis fast an den alten Burgflecken Bodmann fallen die Hügelketten der Ufer, die vorzugsweise aus Molasse bestehen, steil in den See ab, und bieten sowohl vermöge des beschränkten Raumes, als der steinigten Unterlage nirgends für Pfahlbauten geeignete Stellen; solche treten erst wieder mit dem Zurücktreten und Verflachen des Höhenzuges längs, und namentlich oberhalb des genannten Ortes auf.

Hier dehnt sich auch in einer Länge von ca. 400 Schritten ein grosses Pfahlrevier vom Landungsplatze bis an die Stelle, an welcher sich das Seeufer in nördlicher Richtung gegen Ludwigshafen hin zieht.

Drei deutliche Pfahlreihen können an mehreren Stellen unterschieden werden, die wegen ihrer

Lage unmittelbar am Lande leider schon theilweise zerstört sind, und rasch ihrer völligen Vernichtung entgegen gehen.

Die Ausdehnung der Pfähle vom Lande aus nach dem See wechselt zwischen 12—20 Fuss; die Form der hier errichtet gewesenen Niederlassungen scheint die von länglichten Vierecken gewesen zu sein.

Den Boden bedeckt wenige Fuss vom Ufer eine von mehreren Zoll bis über einen Fuss Mächtigkeit wechselnde Kulturschicht, welche mit Thierknochen, Thierzähnen, Hirschgeweihresten, Artefacten aus diesen Materialien und Steingeräthen reichlich bedeckt, oder eigentlich angefüllt ist.

In überwiegendster uud wirklich staunenswerther Menge werden jedoch in einer Längenausdehnung von etwa 30 Schritten, bei einer Breite von etwa 10 Schritten Feuersteinreste gefunden. Diese bestehen nicht nur in Abfällen aller Grössen und Formen, vom faustgrossen kaum bearbeiteten Stück, bis zum kleinsten Splitter — sondern es werden hier Sägelamellen und Schneidewerkzeuge aus diesem Material in beträchtlicher Menge, sowie Pfeilspitzen gefunden. Dieser Reichthum an Feuersteinresten ist um so staunenswerther, als diese Stelle schon seit Menschengedenken vor Erfindung der Phosphorfeuerzeuge, der ganzen Umgegend ihren Feuersteinbedarf geliefert hat, und für diesen Zweck sogar gewerbsmässig ausgebeutet wurde. **Taf. VIII. Fig. 2** Feuersteingeräthe zum Entschuppen der Fische.

Hiernach scheint diese Stelle der eigentliche Anfertigungsort von Feuersteingeräthen für einen weiten Umkreis gewesen zu sein, welche Annahme noch mehr an Wahrscheinlichkeit gewinnt, wenn in Betracht gezogen wird, dass an keiner andern Stelle der Pfahlreviere der Umgegend Feuersteinreste, beziehungsweise Feuersteinwerkzeuge in auch nur annähernder Menge wie hier sich vorfinden. Dieser Umstand, zusammengehalten mit dem Reichthum dieser Stelle an Thierüberresten, dürfte zugleich einen Schluss auf das Alter, und die Dauer dieser Niederlassung gestatten, wenn auch dabei nicht verkannt werden muss, dass die günstige Lage dieses Orts vorzugsweise geeignet war, diese Denkmäler der Vorzeit spätern Geschlechtern zu erhalten.

Die grosse Menge der hier aufgefundenen Hirschgeweihstücke, theils in rohem, theils in bearbeitetem Zustand, reiht sich zunächst in numerischer Beziehung hier an. Der überwiegend grösste Theil der hier vorkommenden Hirschhornreste gehörte augenscheinlich abgeworfenen Geweihen an, Stücke mit Schädel sind sehr selten. Die sämmtlichen mir bekannt gewordenen Stücke aus dieser Gegend rühren augenscheinlich vom Edelhirsch her. Nicht wenige Exemplare sind von ausserordentlich grosser Dimension, kein einziges Stück wurde jedoch völlig erhalten aufgehoben.

Die vielen hier — und anderwärts — aufgefundenen Knochenstücke bestimmen zu lassen, hat Verfasser noch keine Gelegenheit gehabt, viele Stücke von ganz colossaler Grösse dürften jedoch auf Thiere der grössten ehemals bei uns heimischen Arten schliessen lassen.

Von den aufgefundenen Zähnen gehören mehrere unzweifelhaft dem Pferdegeschlecht an, andere — von sehr grosser Stärke — sind unzweifelhaft solche von Thieren aus dem Rindergeschlecht. Ausserdem wurden Hauer von Wildschweinen, darunter einer von 3 Zoll Länge, sowie Zähne von Hirschen gefunden.

Von Steinartefacten herrschte der Zahl nach auch hier — nächst den oben besprochenen Feuersteingegenständen — das Steinbeil vor. Die meisten Exemplare sind aus Serpentin, schön gearbeitet und an den Schneiden geschliffen.

Das **Taf. IX. Fig. 4** aufgeführte Bruchstück rührt offenbar von einem Hammer her; leider ist solcher

nicht nur am Schaftloch, sondern auch an der Schneidseite ausgebrochen; die ursprüngliche Form lässt sich daher nur vermuthen. Das Material ist Serpentin, die ganze Oberfläche und selbst das Schaftloch sind sehr sorgfältig geschliffen und ausgearbeitet. Das Bruchstück misst der Länge nach 2,7″, die Breite vor dem Schaftloch beträgt 1,4″, die Höhe 1,1″. Eine ähnliche sorgfältige Bearbeitung zeigt auch das Bruchstück eines durchbohrten Spinnwirtels aus Serpentin.

Taf. IX. Fig. 11. Ein weiteres Steinartefact, augenscheinlich ein angefangener Hammer, ebenfalls aus Serpentin, ist allseitig, theils mittelst Schleifen und Sägen, theils mittelst Schlagwerkzeugen bearbeitet. Bei L. ist eine Vertiefung von ca. 0,6 Linien angebracht, wie mir scheint der Anfang einer Bohrung mit Feuersteinwerkzeugen. Das ganze Stück misst in der Länge 4″, am hintern Ende 1,8″, am vordern 1,6″ in der Höhe, an der Basis 2 bis 1,8″ Breite.

Von Knochenartefacten sind solche, die im Allgemeinen als Netzstricknadeln und Meissel gelten, auch in ihrer Form und Bearbeitungsweise für diese Gebrauchsarten sprechen, aufgehoben worden.

An Hornartefacten fand sich ein ausgezeichnet schönes Kronenstück eines Hirschhorns mit einer eilf Linien hohen, 9 Linien weiten, also ovalen Bohrung, etwa 0,8″ unter dem sogenannten Rosenstock. Der Augspross ist mit einem nicht sehr scharfen Werkzeug auf eine Linie tief eingeschnitten und dann abgebrochen, im Uebrigen hat das Stück ganz die Form, wie solche aus der Mittheilung der Gesellschaft Band XIII, Heft 3, Seite 101 bekannt ist. Die Länge des vorliegenden Exemplars beträgt 6″ 7‴, die Stärke desselben am Kopfende 2,2″.

Ausserdem lässt die Bearbeitung mehrerer Enden von Hirschgeweihen, die augenscheinlich in gleicher Weise wie der Augspross des letzterwähnten Stücks vom Stamme getrennt, am spitzen Ende zugeschliffen, am Stammende gehöhlt sind, auf Zurichtung für einen bestimmten Zweck schliessen. Vielleicht dienten diese geraden Geweihstücke als ursprünglichste Art von Lanzenspitzen, oder wegen ihrer grössern Härte zur Dauerhaftmachung von landwirthschaftlichen Werkzeugen.

Von Thongefässen wurden eine beträchtliche Anzahl von Stücken, darunter mehrere mit den bekannten Linearverzierungen aufgefunden. Das Material zu diesen Gefässen ist schon weit sorgfältiger zubereitet, als bei den in der Nähe von Allensbach gefundenen, die Quarzbeimischung besteht aus kleineren Stückchen, dem Thon ist Kohlenstaub zugesetzt. Auch die technische Vollendung ist weit vorgeschrittener, die Wände der Gefässe sind dünner (bis 2 Linien), und gleichmässiger in der Stärke, jedoch sind solche noch keinesfalls mit Hülfe der Drehscheibe angefertigt. **Taf. VIII. Fig. 13.**

Der Beruf des Verfassers machte demselben eine eingehendere Ausbeutung der verschiedenen vorstehend aufgeführten Pfahlbauniederlassungen unmöglich. Mögen diese Andeutungen Alterthumsforscher von Fach oder Alterthumsvereine veranlassen, der Sache ihre volle Aufmerksamkeit zuzuwenden, und neues Material für die älteste Kulturgeschichte des Landes zu Tage zu fördern. Wird durch diese Zeilen der Wunsch des Schreibers einigermassen erreicht, so ist manche herbe Mühe, manche Strapaze reichlich vergolten.

Allensbach im Juni 1862.

Der Packwerkbau von Nieder-Wyl unweit Frauenfeld.

Durch die Entdeckung und Untersuchung des Pfahlbaus von Nieder-Wyl hat sich die Thatsache herausgestellt, dass jene frühesten Ansiedler beim Bau ihrer Dörfer zwei ganz verschiedene Systeme anwandten. Die Niederlassungen von Wauwyl und Nieder-Wyl, sowie ein Paar andere noch nicht genauer bekannt gewordene Pfahlbaureste, zeigen uns, dass wir in Zukunft zwischen eigentlichen Pfahlbauten und Packwerkbauten, Faschinenbauten, fascinage, zu unterscheiden haben. Die Construction der ersten Art besteht darin, dass an den zur Ansiedelung geeignet erkannten Uferstellen eine Menge von Pfählen bald reihenweise, bald ohne sichtbare Ordnung senkrecht in den Boden getrieben, und auf den Köpfen derselben in einer gewissen Höhe über dem Wasserspiegel eine horizontale Schicht von Holzstämmen angebracht wurde, welche den Boden für die zu errichtenden Wohnungen bildete. Bei der zweiten Art besteht der Unterbau nicht aus Pfählen, sondern aus einer Masse von parallel und kreuzweise aufeinander gelegten Knitteln, deren unterste Schicht auf dem Seeboden ruht. Zwischen je zwei Schichten von Holz ist eine Lage von Reisig oder Lehm und Kies ausgebreitet. Die senkrechten Pfähle, die in diesen Holzstössen vorkommen, waren nicht zum Stützen des Oberbaues, sondern zum Zusammenhalten der einzelnen Abtheilungen des Unterbaues, ferner zur Erstellung der Wände der Wohnungen und zum Tragen der Bedachung bestimmt. Wie zu Wauwyl dienten sie hauptsächlich als Nadeln, um der horizontalen Verschiebung des Baues vorzubeugen. Der Packwerkbau scheint nur in Seen von geringer Tiefe, und geringer Ausdehnung, in Sumpfseen, Anwendung gefunden zu haben, und hauptsächlich dem Grunde seine Entstehung zu verdanken, dass die in den moorigen Boden solcher Gewässer eingetriebenen Pfähle der nöthigen Tragkraft entbehrt und bei starker Belastung sowohl ihre Höhe über dem Wasserspiegel, als ihre gegenseitige Stellung geändert hätten. In grössern Seen den Packwerkbau in Anwendung zu bringen, war darum nicht zulässig, weil vorauszusehen war, dass die Wellen, die unter den senkrechten Pfählen des Pfahlbaus, ohne denselben zu schädigen, hindurchtreiben konnten, bei stürmischem Wetter die Ränder des Faschinenbodens überspülen und auseinander reissen würden.

Es ist einleuchtend, dass der Packwerkbau viel einfacher und leichter auszuführen ist, als der Pfahlbau, da alle künstliche Holzverbindung, die dieser erforderte, bei dem erstern wegfällt. Die meiste Schwierigkeit scheint der Anfang der Arbeit dargeboten zu haben.

Wir sehen nämlich, dass bis zur Tiefe von 12 und 14 Fuss, also bis auf den Boden des Sees hinab, die verschiedenen Lagen von Knitteln, Strauchwerk und Kies regelmässig aufeinander folgen, als wäre der Bau auf trockenem Boden aufgeführt worden, und können nicht umhin, uns zu fragen, wie die Herstellung dieser nebeneinander stehenden und in einander eingreifenden Holzstösse unter dem Wasser möglich war. Die einzig annehmbare Erklärungsweise scheint die zu sein, dass beim Beginn der Arbeit von einem Flosse aus, in einer Entfernung von 12—20′ von einander mehrere Pfähle in den Schlamm getrieben, und dann zwischen dieselben Knittel in der Art, wie wir sie bei der Ausgrabung geordnet finden, wagrecht aufeinander gehäuft wurden. Bei gleichmässiger Belastung mit Kies konnte es nicht fehlen, dass die ganze Packwerkmasse zwischen den senkrechten Stangen, die als Lehre (Leithölzer) dienten, zu Boden sanken. Auf diese Weise wurden nacheinander eine Menge von Holzstössen in das Wasser hinabgelassen, bis der Unterbau die verlangte Ausdehnung gewonnen hatte. Es ist natürlich, dass man den über das Wasser hervorragenden Theil desselben

viel sorgfältiger ausführte. Die obersten Knittelschichten greifen nämlich mit ihren Enden in einander ein und man bemerkt hier keine Trennungen einzelner Holzstösse und mit Lehm, Kies, Laub und Gesträuch ausgefüllte senkrechte Zwischenräume, die beim Abdecken der untern Partien häufig vorkommen, und die eben angeführte Annahme der Construction des Baues bestätigen.

Man könnte fragen, ob der Faschinen- oder Packwerkbau wegen seiner grössern Einfachheit in der Constuction des Unterbaues ein höheres Alter ansprechen dürfe, ob er als die ursprüngliche Ansiedelungsart zu betrachten sei. Allein sowohl die Art, wie einzelne zum Oberbau gehörige Hölzer bearbeitet und durch Verzapfung zusammengefügt waren, ferner die Produkte der Töpferei und übrigen Industrie, namentlich aber der schwunghafte Betrieb der Feldwirthschaft, der sich hier offenbart, beweist zur Genüge, dass der Stand der Cultur auf den Packwerkbauten mit demjenigen der andern Ansiedelungen aus der Steinperiode, zu Moosseedorf, Robenhausen, Wangen u. s. w. völlig übereinstimmt.

Was den Bau von Nieder-Wyl von seinem Genossen in Wauwyl unterscheidet, besteht in einer auffallend grössern Symmetrie in der Anordnung der Holzlagen, die über das Wasser hervortreten, und in der ausgedehnten Anwendung zerspaltener Stämme und eigentlicher 2—3 Zoll dicker und zwei Fuss breiter Bretter, deren Herstellung mit grosser Mühe verbunden war.

Ueber die Beschaffenheit der Hütten hat Nieder-Wyl neues Licht verbreitet. Der Fussboden derselben bestand aus Lagen parallel dicht aneinander gelegter 2 Fuss langer Knittel oder dünner ungeschälter Stämme, wobei man die Zwischenräume sorgfältig mit Lehm und Schilfgras verstopfte. Der innere Raum war von Brettern eingefasst, die zwischen den senkrechten, die Träger der Wände bildenden, Stangen eingeklemmt auf der Kante standen. Wie auf allen Pfahlbauten waren die offenen Stellen zwischen den 3—4 von einander entfernten Stangen mit Flechtwerk ausgefüllt, und dieses mit Lehm beschlagen. Die Bedachung war aus Lagen von Stroh und Riedgras hergestellt. Die rectangulären Wohnungen standen ziemlich regelmässig nebeneinander und waren durch Zwischenräume von 2 höchstens 3 Fuss von einander getrennt. Ihre Länge betrug im Durchschnitt 20, ihre Breite 12 Fuss. In der Ecke einer solchen fanden sich noch Sandsteintafeln, die als Herd benutzt worden und mit einem Haufen von Kohle und Asche bedeckt waren.

Die Schichten von Laub, Kies, Kohle, Lehm zwischen den Knittellagen dienten nur zur Ausfüllung der Zwischenräume, keineswegs aber zur Abhaltung der Feuchtigkeit in den Gemächern, da gerade durch das Anhäufen solcher locker aufeinander liegenden Stoffe, wie durch einen Schwamm, das Wasser nach oben gezogen wurde.

Die Menge des Getreides (Weizen und Gerste) und die Reste von Thieren beweisen, dass die Bewohner dieser Ansiedelung hauptsächlich vom Ackerbau und der Viehzucht lebten und beides in umfassendem Massstabe betrieben. Der Fischfang in den von dem Bau nicht eingenommenen Theile des Sumpfes — der nicht durch einen sichtbaren regelmässigen Zufluss von Wasser, sondern hauptsächlich von Regenwasser und etwa einigen unbedeutenden Quellen gespeist wird — konnte den Bewohnern nur ein sehr geringes Quantum von Lebensmitteln darbieten. Das Wasser beherbergte nur kleine und schlechte Fische. Fischvorrath konnte also hier gar nicht in Betracht kommen. Was den Flachsbau betrifft, so stand die Colonie von Nieder-Wyl in der Gewinnung dieser Pflanze nicht hinter der von Robenhausen zurück. Mehrere eigenthümliche Muster von Geflechten und Geweben bezeugen ihre Geschicklichkeit in der Verarbeitung dieses Stoffes, und nach der Menge von Ueberresten von dünnen und dicken Tüchern auf allen Stellen des Baues zu urtheilen, scheint der Schluss

nicht gewagt, dass die Bekleidung dieser Leute nicht in Fellen, sondern in Flachsgewändern bestanden habe.

Noch hat die Ausgrabung zu einer andern nicht unwichtigen Beobachtung geführt, nämlich der Thatsache, dass diese Ansiedelung, bei welcher keine Spur von Brand zu bemerken ist, nicht durch Feuer zerstört, sondern ohne Zweifel freiwillig verlassen wurde.

Die Annahme, dass der Bau von Nieder-Wyl Jahrhunderte lang bestanden und nicht von Anfang die jetzige Höhe und Ausdehnung gehabt habe, bestätigt sich durch die Beobachtung, dass Beile und Gewebe in den untern Schichten zum Vorschein kommen, dass die Hölzer oft ganz schief liegen und bei der Reparatur der obern Böden die ebene Fläche durch Anhäufen von Kies ausgeglichen werden musste, dass man Holzstösse von relativ frischem Holz bemerkt, dass sich in den Schichten, die unter dem Wasser standen, angebrannte oder verkohlte, die einstigen Feuerplätze bezeichnenden Stellen zeigen — was alles auf ein allmähliges Zusammensinken der Holzmasse und Ergänzung derselben auf den obern Etagen deutlich hinweist.

Schliesslich mache ich noch auf die Aehnlichkeit aufmerksam, welche der Packwerkbau theils mit dem von Cäsar beschriebenen Festungsbau der Gallier, theils mit den irischen Crannoges darbietet.

Es folgt hier die nähere Beschreibung dieser Ansiedelung.

Zwischen der unter dem Namen Römerweg bekannten römischen Heerstrasse Vitudurum — Ad Fines [1]) und der Poststrasse von Winterthur nach Frauenfeld liegt in offener Gegend von niedrigen Uferhöhen umgeben, ein kleiner Sumpf- oder Riedsee, ehemals Egelsee genannt, von etwa 60 Morgen Flächeninhalt, wovon der grössere Theil im Laufe der Jahrhunderte sich in ein Torfmoor verwandelt hat. Da die Ausbeutung von Torf, die seit einigen Jahrzehnden auf diesem früher als Viehweide benutzten Riede statt findet, durch das von dem übrig gebliebenen Sumpfe herandringende Wasser sehr erschwert wurde, fassten die Eigenthümer des Landes den Entschluss, den Erdwall, der das Moor auf der Südseite einfasst, zu durchstechen und eine Schleuse anzubringen, um während des Torfgrabens das Wasser abfliessen zu lassen, in der übrigen Zeit aber für die Neubildung dieses Stoffes dasselbe zu stauen.

In diesem Torfmoore findet sich eine Stelle, auf welcher die Arbeiter in einer Tiefe von 2—3 Fuss auf eine mit Holz und allerlei Abraum gemischte Lehmschicht stiessen, die wenig oder keinen Brennstoff enthielt. Sie ist etwa 100′ vom östlichen, 300′ vom südlichen und 200′ vom nördlichen Ufer des ehemaligen Sees entfernt, nimmt einen Raum von etwa 20,000 Quadratfuss ein und stellt sich hiemit als eine Insel des alten Seebeckens dar, da rings um dieselbe herum der Torfgräber erst 8—10′ tiefer den Seegrund erreicht. Diese Insel ist, was Niemand vermuthet hatte, der Unterbau eines Seedörfchens.

Die Entdeckung dieser Ansiedelung verdanken wir Herrn Pfarrer Pupikofer, welcher bei einem Besuche des Riedes im Juni 1862 auf einer von Torf entblössten Stelle Theile eines Knittelbodens nebst Bruchstücken von Steinbeilen und einer Menge Topfscherben bemerkte und dann über diese von ihm als Trümmer eines Pfahlbaus richtig erkannten Ueberreste seinem Bruder, Herrn Dekan Pupikofer, dem Vorstande des thurgauischen historischen Vereins, Bericht erstattete. Der Letztere beeilte sich,

[1]) Siehe Itinerar und Peutingersche Tafel.

die merkwürdige Stätte selbst in Augenschein zu nehmen und in den öffentlichen Blättern den Alterthumsfreunden das Dasein eines demjenigen zu Wauwyl ähnlichen Pfahlbaus anzuzeigen. Durch die Nachrichten in den öffentlichen Blättern angezogen, erschien auch Herr Messikommer, der Entdecker und Erforscher des Pfahlbaus von Robenhausen, um ebenfalls von dem Fundorte Einsicht zu nehmen und die Anlage dieses von dem seinigen so sehr verschiedenen Pfahlbaus genauer zu untersuchen. Bald nachher übertrug, von ihrem Präsidenten ermuntert, der historische Verein des Thurgaus Herrn Messikomer die Leitung einer auf ihre Kosten zu machenden, umfassenderen Nachgrabung, deren Resultat vor Kurzem in dem zweiten Bande der Beiträge des thurgauischen historischen Vereins ebenfalls durch Herrn Dekan Pupikofer bekannt gemacht worden ist. Diese Mittheilung enthält nebst einleitenden Bemerkungen eine hauptsächlich auf die Angaben des Herrn Messikommer gegründete Beschreibung des Pfahlbaus, eine Aufzählung der Fundgegenstände, und einen von Herrn Hasenfratz, Lehrer an der Kantonsschule zu Frauenfeld, angefertigten genauen Plan eines kleinen Abschnittes der Niederlassung.

Wir theilen hier den Bericht des Herrn Messikommer ziemlich vollständig mit.

»Der Umstand, dass auch dieses Jahr der Wasserspiegel des Sees gesenkt und das Land, auf welchem Torf ausgegraben wurde, trocken lag, leistete der Untersuchung des Pfahlbaus bedeutenden Vorschub. Die Torfgräber waren hier schon öfter auf Lagen von Holzstämmen und senkrecht stehende Pfähle gestossen, allein Niemand wusste sich die Bestimmung dieses Holzwerks zu erklären, bis der kundige Blick eines Ihrer verdientesten Mitglieder in demselben einen Pfahlbau erkannte und zwar mit aller Sicherheit, weil neben dem Unterbau der Wohnungen auch eine Menge verkohlter Gegenstände, wie Weizen, Gerste, Brot und zahlreiche Scherben von Töpfen zum Vorschein kamen.

Als ich am 18. Juni dieses Jahres mit einigen Arbeitern die Nachgrabung begann, war ich nicht wenig erstaunt, 2—4 tief unter einem aus Kies und Lehm bestehenden 2—4″ dicken Estriche, über welchem eine 3′ mächtige Torfschicht gelegen hatte, einen eigentlichen solid und regelmässig angelegten Knittelboden zu finden und verwandte, da das Holz ungemein weich war, alle Sorgfalt auf die Blosslegung eines möglichst grossen Stückes desselben. Wir entdeckten zuerst einen ganz vollständig erhaltenen Raum, der 6′ breit und 20′ lang, in der Mitte aber weiter war und hier 10′ mass. Der Boden war aus Spaltstücken oder Brettern von Eichenholz mit grossem Fleisse hergestellt und ruhte auf runden 3—4″ dicken Hölzern oder Knitteln, die von Pfählen umgeben waren. Der hintere Theil des Raumes war mit Kohle bedeckt und etwas angebrannt; auch befanden sich ziemlich grosse Steine, Herdplatten, auf ihrem ursprünglichen Lager, so dass die Vermuthung, hier sei die Küche gewesen, völlig begründet ist. Auffallender Weise war noch der unterste Theil der Seitenwand stehen gelieben. Er bestand in einem zwischen die senkrechten, den Raum umgebenden Pfähle eingeschobenen Laden. — Ich liess hierauf noch einige andere Räume abdecken und traf überall auf dieselbe Construction, die nur darin von der eben beschriebenen abwich, dass der Fussboden anstatt aus Brettern, aus Knitteln bestand. Hie und da zeigte sich eine bedeutende Senkung der Ebene, die auf die Distanz von 6′ oft 1—1½′ betrug. Da ich die aufgedeckten Böden der Hütten nicht durchstechen wollte, bis Ihr Verein und die antiquarische Gesellschaft von Zürich davon Augenschein genommen hatten, liess ich an einer andern Stelle zum Zwecke der Untersuchung des Unterbaus einen Schacht ausgraben. Auch diese Arbeit führte zu interessanten Beobachtungen. Wir stiessen nämlich einen Fuss tief unter dem ersten Boden auf einen zweiten, noch einen Fuss tiefer

auf einen dritten, dann auf einen vierten und so fort. Die Anlage dieses Pfahlbaus ist mithin demjenigen zu Wauwyl ähnlich. Wir haben auch hier keinen eigentlichen Pfahlbau vor uns, sondern einen Knittelbau, die Hütten wurden auf Massen von Holz gestellt und desshalb 5—6 Böden übereinander errichtet, und deren Zwischenräume mit Reisig, Laub (meistens Erlenlaub), Riedgras, Kies und Lehm, ohne Zweifel um die Feuchtigkeit abzuhalten, aufgefüllt. — Wir waren überrascht Knochen, Thonkegel und einen grossen Schlägel von Holz mitten zwischen den Böden, ferner Gewebe unter dem fünften Boden und Kohle nahe dem Seegrunde anzutreffen. Ich schliesse hieraus, dass diese Böden nicht auf einmal, sondern in Zwischenräumen nacheinander aufgebaut, oder, da wir unter frischem Holze einzelne angebrannte Stämme fanden, stellenweise ausgebessert worden.

Es war unmöglich in der kurzen Zeit, in der ich meine erste Untersuchung bewerkstelligte, und in dem kleinen Umfange der entblössten Oberfläche über den so wichtigen Oberbau, die Hütten und ihre Eintheilung, uns Kunde zu verschaffen, und diess um so weniger, als durch das Torfgraben der eigentliche Wohnboden fast überall zerstört und der zweite Boden der oberste war.

Um die Kenntniss des Pfahlbaus nach allen Seiten zu erweitern, wurden auf den Wunsch des thurgauischen historischen Vereins neue Ausgrabungen, die vom 7—10. Juli dauerten und zwar an einer Stelle, wo noch nie Torf gegraben worden war, und bei sorgfältigem Vorschreiten der oberste Boden noch in seiner ursprünglichen Form gesehen werden konnte. Zu diesem Zwecke wurde auf den Rath des Herrn Dr. Keller ein Raum von 25′ Quadrat, mithin 625□′ abgesteckt, und der Torf sorgfältig abgegraben. Die mit grosser Genauigkeit von Herrn Hasenfratz angefertigte Zeichnung zeigt das Aussehn und die Construction des Bodens, auf dem die Hütten standen. Siehe **Taf. X. Fig. 1** u. **2.** Es liessen sich auf diesem kleinen Raume vollständig getrennte Wohnungen erkennen, da die senkrecht stehenden, oft noch mit Rinde bedeckten Pfähle den Umfang verriethen. Bei der einen zeigte sich der eigentliche Knittelbau, bei der andern ein Gitterbau, so dass anzunehmen, diese zwei Gebäude seien zu verschiedenen Zwecken benutzt worden.

Der 3—4″ dicke Estrich, welcher den Fussboden bedeckte, diente ohne Zweifel zur Abhaltung der Feuchtigkeit. Der Knittelbau hatte sich, als er noch bewohnt war, in der Mitte so sehr gesenkt, dass zur Herstellung des Niveaus eine grössere Menge Kies und Lehm hingelegt werden musste. An der mit a bezeichneten Stelle betrug die Dicke des Estriches über einen Fuss. Der von mir so geheissene Gitterbau bestand aus dünnen Stämmen, welche nicht hart aneinander, sondern in Zwischenräumen von 1—2′ neben einander gelegt waren. Die obersten Stämme ruhten auf quer unter ihnen liegenden Stämmen und diese dann wieder auf parallel mit den obern hingelegten.

Die leeren Räume zwischen den Balken waren mit Kohle und gebranntem Thon ausgefüllt. Die zwei von uns aufgedeckten Gebäude stiessen nicht aneinander, sondern standen etwa $1^1/_2 - 2'$ von einander getrennt. In diesem Zwischenraum befand sich eine Reihe von senkrecht stehenden Pfählen, von denen die einen offenbar zum Zusammenhalten des Unterbaus, die andern zur Errichtung der Wände des Hauses und zum Tragen des Daches bestimmt waren. Die Stämme des Gitter- und Knittelbaus griffen übrigens in einander. Die Zurichtung der Knittel bestand darin, dass junge Stämme in der Länge von je 6′ angehauen und dann entzwei gebrochen wurden, auch ältere Stämme wurden auf dieselbe Weise durch Anhauen, nicht durch Anbrennen, gefällt und hernach gespalten.

In den schmalen, wenige Fuss breiten Zwischenräumen zwischen den Wohnungen fanden wir zerbrochene Steinbeile, Getreide, verkohltes Flachsgeflecht u. s. f.

Es ist nicht anzunehmen, dass diese Ansiedelung durch Feuer zerstört wurde, denn obwohl hier und da angebrannte Balken vorkommen, war doch an den bis zu $2^1/_2$ Fuss über die Ebene hervortretenden senkrechten Pfählen nirgends eine Spur von Verkohlung zu bemerken, ja an den meisten hatte sich die Rinde noch ganz gut erhalten.

Die Erzeugnisse der Töpferei waren im Allgemeinen sehr roh, doch sammelten wir einzelne Scherben mit Verzierungen, auch Randstücke aus gereinigtem Thon, dem keine Quarzkörner beigemischt waren. Es fanden sich auch Fragmente von Töpfen, die sauber abgelättet, geschwärzt und mit gut geformten Henkeln versehen waren. Kleinere Geräthe wie Nadeln, Meisselchen u. dgl. sind bis jetzt noch keine zum Vorschein gekommen. Ganz auffallend ist auch die geringe Menge von Knochen. Die wenigen rühren her von Kuh, Hirsch und Schwein.

In dem Boden einiger zerbrochener Töpfe lagen Weizen- und Gerstenkörner und Haselnüsse. Ohne Zweifel wurden alle Lebensmittel, sowohl animalischer, als vegetablischer Art, in grossen und kleinen Töpfen aufbewahrt.

Der Andrang des Wassers machte es unmöglich den zweiten Boden ordentlich zu untersuchen.«

Unter den Fundgegenständen von Nieder-Wyl kommt ein 14″ langer Schlägel aus Eichenholz vor, der augenscheinlich mit Steinbeilen bearbeitet und offenbar zum Einschlagen der senkrechten Pfähle gebraucht worden ist. (Siehe **Taf. X. Fig. 3.**) Ein ähnlicher Schlägel befindet sich in der Sammlung des Herrn Oberst Schwab.

Fig. 3ª. Ein Balken mit Zapfenlöchern.

Fig. 3ᵇ. Ein durchbohrter Kegel aus Letten verfertigt.

Es sind mehrere grössere und kleinere Exemplare dieses Geräthes, das beim Weben als Gewicht zum Anspannen des Zettels diente, hier gefunden worden.

Fig. 5. Ein an der obern Spitze eingeschnittener Pfahl. Solche Pfähle kommen zu Castione (siehe **Taf. I. Fig. 2**), zu Robenhausen und in den übrigen Pfahlbauten häufig vor.

Pfahlbau bei Zug.

Die Entdeckung eines Pfahlbaus zunächst der Stadt Zug, deren Kenntniss wir den Bemühungen des Herrn Professor Mühlberg verdanken, ist in Beziehung auf die Urgeschichte der innern Kantone der Schweiz von grosser Wichtigkeit, weil sie uns gegenüber der bisherigen Ansicht, dass in jenen Thälern durchaus keine Spur einer bleibenden Niederlassung, die über die Völkerwanderung hinausreiche, wahrzunehmen sei, einen unwiderlegbaren Beweis sehr früher Besetzung des Landes vor Augen legt. Da in dieser Gegend nur einzelne Stein- und Bronzeartefacte, aber keine Ueberreste keltischer Niederlassungen, keine Gräber und Grabhügel aus dieser Periode bisher entdeckt wurden, so blieb als einzige Andeutung einer frühern Bevölkerung eine Anzahl Orts- und Gebirgsnamen übrig, die mit solchen in den rätischen Thälern (Graubünden und Tyrol) völlig identisch sind, und die Behauptung unterstützen, dass zu einer gewissen Zeit rätische Stämme das ganze Alpengebirg inne gehabt haben. Zur Gewissheit wird die Annahme einer sehr frühen Anwesenheit des Menschen im Innern der

Schweiz durch die Entdeckung einer Niederlassung, die mit den in den Seen der ebenen Schweiz entdeckten Pfahlbauansiedelungen der Steinzeit ganz gleicher Natur ist.

Es ist zu vermuthen, dass sich bei genauer Untersuchung der Ufer noch andere Reste von Wohnsitzen an die, welche sich als die ersten Anfänge der Stadt Zug darstellen, anreihen werden.

Bericht des Herrn Professor Mühlberg in Zug.

»Am äussersten Ende der oberen Häuserreihe der Vorstadt von Zug gegen Cham, war Herr Schreinermeister Brandenberg mit dem Graben eines Fundaments für einen Neubau beschäftigt. Er stiess dabei in einer Tiefe von etwa 5 Fuss auf eine schwarze Schicht von verwesenden organischen Stoffen. Auf der obern Lage derselben fand er am 26. Mai d. J. neben zwei steinernen Instrumenten den wohlerhaltenen Unterkiefer eines männlichen Torfschweines. Dies war die Veranlassung, dass ich auf die Sache aufmerksam wurde. Nachdem durch genauere Untersuchung das Vorhandensein von Pfahlbauresten an dieser Stelle constatirt war, wurden die nöthigen Anordnungen getroffen, um alle interessanten Gegenstände, welche dort noch herausgegraben werden sollten, zu einer möglichst vollständigen Sammlung zu vereinigen. Der löbl. hiesige Stadtrath bewilligte in verdankenswerther Zuvorkommenheit den hiezu nöthigen Kredit. Die Sammlung, welche gegenwärtig im Schulhause aufgestellt ist, ist verhältnissmässig ziemlich reichhaltig und umfasst drei Abtheilungen: Pflanzen-, Thier- und Stein-Reste.

Zu den Pflanzenresten gehören vor allem die aufgehobenen Pfähle. Sie sind 3—5″ dick und 3—5′ lang und bestehen aus verschiedenen Holzarten. Das schwere braune Eichenholz lässt sich von dem gelblich weissen Tannenholz, aus dem die Mehrzahl der Pfähle bestehen, noch deutlich unterscheiden. Die erstern sind meist besser conservirt und noch ziemlich hart; letztere dagegen sind ganz weich und schwammig, setzen dem Stich der Schaufel keinen Widerstand entgegen und sind von Wurzeln verschiedener Wasserpflanzen ganz durchzogen. Da die Pfähle unbehauen und meist noch berindet waren, so liess sich in ihnen ferner leicht Erlen-, Weiden-, Birken- und Haselholz erkennen. Aus einigen vollständig erhaltenen Exemplaren lässt sich schliessen, dass sie nach unten durch Anbrennen zugespitzt wurden. Mit dem untern Theil staken sie in einer weisslichen körnigen, dickschlammigen Masse, wahrscheinlich früherem Seegrund, mit dem obern Theil in einer 7—10″ dicken eigenthümlichen schwarzen Schicht, welche aus nichts als verwesenden Pflanzen- und Thierstoffen, besonders Zweigen und Blättern, besteht. Mit den Köpfen lagen sie in einer Ebene und trugen zum Theil noch horizontale Balken, theils Rundholz, theils halbgespaltene Stämme von Eichen und Tannen. Jene schwarze Schicht war die Fundstätte aller der noch aufzuzählenden Gegenstände. Von Pflanzenresten fand sich darin eine grosse Masse von Kohlen, was darauf hinweist, dass auch dieser Pfahlbau seiner Zeit durch Feuer zerstört worden ist; grosse Quantitäten von meist aufgeknackten Haselnüssen, Buchnüsschen und auch Apfelkernen kamen zum Vorschein. Getreidekörner und Flachs habe ich keine auffinden können.

Von den Thierresten habe ich nur die wohlerhaltenen Stücke aufgehoben; eine grosse Zahl zerbrochener Röhrenknochen etc. wurde weggeworfen. Die Mehrzahl derselben, sowie auch die bezeichneten Reste pflanzlicher Nahrungsmittel, fanden sich an einer Stelle zusammengehäuft, ein Beleg, der auch anderorts konstatirten Thatsache, dass diese Reste nichts anders als die Abfälle aus der Küche der Pfahlbauleute sind. Die aufgehobenen Knochen, Unterkiefer und Zähne stammen

grösstentheils ab von Edel-Hirschen, Torf-Schweinen und vom Rind (Torfkuh). Ferner sind hier vertreten Reh, Pferd, Haushund, Hase und Schaf?

Was die Steinreste anbetrifft, so bestehen dieselben aus zweierlei verschiedenem Material. Aus Feuerstein sind wenige Lanzenspitzen und ein Messer gefertigt. Es mag hier am Platze sein, zu erwähnen, dass schon im Jahr 1843, auch auf dem Zugerberg, im sogenannten Geissboden-Torfmoor, eine Pfeilspitze von Feuerstein sammt Holzschaft gefunden worden, welche sehr wahrscheinlich auch aus der Pfahlbauzeit herstammt.

Die grosse Mehrzahl der Instrumente besteht aber aus Serpentin. Wir haben viele hübsch geschliffene Beile aus diesem Material aufgehoben und noch mehr unfertige oder Bruchstücke, sowie auch das Rohmaterial in verschiedenen Stadien der Verarbeitung. Es lässt sich daran ganz deutlich erkennen, dass dasselbe mit einem andern harten scharfen Stein bis fast zur Hälfte durchgesägt und dann zerschlagen wurde; die erhaltenen Bruchstücke konnten dann leicht zugeschliffen werden. Endlich ist auch noch ein kleines Bruchstück eines kleinen Steinbeiles aufzuzählen, welches aus hellgrünem Schiefer (Nephrit?) besteht. Eiserne oder bronzene Instrumente konnten nicht gefunden werden. Nach Töpferwaare habe ich vergeblich gesucht. Somit scheint unser Pfahlbau ausschliesslich dem sog. Steinalter anzugehören. Mit Sicherheit lässt sich das aber noch nicht sagen, da nur eine verhältnissmässig kleine Stelle des hiesigen Pfahlbaus aufgedeckt worden ist, und untersucht werden konnte. Offenbar erstreckt sich derselbe noch weit umher, denn man hat schon in frühern Jahren, ohne die Sache weiter zu beachten, etwa 100 Schritte weiter gegen Cham zu und 150 Schritte innerhalb gegen die Stadt auf Fortsetzungen derselben gestossen und hat sogar auch Steinbeile von Serpentin gefunden, die ganz mit denen, welche ich diesen Sommer aufgehoben habe, übereinstimmen. Unter diesen letztern muss ich noch auf ein Stück aufmerksam machen, das durch seine gelblich weisse Farbe und seine geringe Härte wesentlich von den andern sich unterscheidet. Ich glaube, dass es ein durch Einwirkung des Feuers verändertes gewöhnliches Steinbeil von Serpentin sei. Diese Ansicht wird auch durch einen Versuch bestätigt, den ich in meinem Laboratorium vorgenommen habe. Ich habe nämlich einen Splitter des Rohmaterials zu diesen Beilsteinen längere Zeit stark geglüht. Vor dem Versuch war derselbe dunkelgrün und von der Härte des Flussspaths, nachher schmutzig gelblich weiss, bröcklig und weich. Wir haben somit noch einen zweiten Beweis dafür, dass unser Pfahlbau durch Feuer zerstört worden ist.

Um Sie noch mit den Verhältnissen des Terrains bekannt zu machen, in welchem die Pfahlbauten gefunden worden sind, so sei bemerkt, dass die ausgegrabene Stelle 40 Fuss lang und 30 Fuss breit ist. Sie liegt dicht rechts neben der Strasse nach Cham, welche etwa 60 Schritte vom Seeufer entfernt ist und etwa 15 Fuss über dem Seespiegel liegt. Die Ausgrabung ist auf der vordern 5, auf der hintern, weil das Terrain gegen Baar zu aufsteigt, fast 6 Fuss tief und lässt vier Schichten erkennen. Die oberste $2^1/_2$' dick, ist gute Ackererde, darunter eine $1^1/_2$' dicke Schicht von Sand und Geröll, darauf folgt die scharf abgegrenzte 7—10'' mächtige »Culturschicht« in welcher die Pfähle stecken, die mit dem untern Ende noch tief in die vierte unterste Schicht hineingehen, welche höchst wahrscheinlich als früherer Seeboden zu betrachten ist, da sie zahlreiche Gehäuse kleiner Seeschnecken und auch zweiklappige Teichmuscheln enthält. Alle diese Schichten haben eine Neigung von etwa 3 Graden gegen den See zu, was bei der sehr naturgemässen Annahme, dass sie früher horizontal gewesen, darauf hindeutet, dass sich das Ufer des Zugersees im Laufe

der Zeit in Folge von Unterspülung etwas gesenkt hat. Es darf jedenfalls als sicher betrachtet werden, dass unser Pfahlbau früher ebenfalls im See draussen stund, oder besser gesagt, der See erstreckte sich damals, wie auch die Sage angibt, viel weiter ins Land hinein als heutzutage. Dass das Ufer gegenwärtig so weit von der Fundstätte entfernt liegt, erklärt sich einerseits daraus, dass zu verschiedenen Zeiten Tieferlegungen des Abflusses der Lorze bei Cham und somit des gesammten Seespiegels, anderseits durch Gebirgsbäche und hauptsächlich durch die Lorze, grosse Schuttablagerungen in der Ebene von Baar stattgefunden haben. Letztere Annahme ist durch den grossen Fall der Lorze von Aegeri bis Baar (fast 1000′) und bei der grossen Uebereinstimmung des abgelagerten Kieses mit der Gesteinsmasse des Lorzebettes in dem tiefen Tobel oberhalb Baar sehr wohl begründet. Doch ist von einer solch grossartigen Anschwemmung weder aus der historischen Zeit, noch durch die Sage etwas überliefert.

Erklärung der Gegenstände auf Taf. XII oberhalb.

Fig. 1 Durchschnitt der Pfahlbaustelle zu Zug. Fig. 2 Grundplan derselben. Fig 3 Serpentinbeil. Fig. 4 Pfeilspitze aus Feuerstein. Fig. 5 Serpentinstück, das zur Verfertigung von drei Beilen an zwei Stellen eingesägt ist.

Bestimmung der Thierreste durch Herrn Professor Rütimeyer.

Nach Durchsehung des Pfahlbauteninhaltes, den Sie mir zuzusenden die Güte hatten, beehre ich mich, Ihnen die Resultate dieser Untersuchung mitzutheilen.

Vorerst bedaure ich, dass die kleine Anzahl bisher aufgefundener Knochen (wovon einige von ganz anderer Farbe und Beschaffenheit als vermuthlich zufällige Beifügungen abzuziehen sind) keinen allgemeinen Schluss auf die Thierwelt, welche die Pfahlbauer bei Zug umgab, zu erlauben scheint, sondern einstweilen nur insofern von Interesse ist, als sie gestattet, Parallelismen mit andern Localitäten in Bezug auf Vorkommen dieses oder jenes Thieres zu ziehen.

Die mir zugesendeten Knochen gehören folgenden Thieren an, die ich nach der Zahl der in der kleinen Sammlung bemerkbaren Vertretung ordne:

1. Kuh, durchgehends das kleine Hausthier, das sich bisher in allen Pfahlbauten als vorherrschende Form vorgefunden, und welches ich mit dem Namen Torfkuh bezeichnet habe, der Vorfahr der meist kleinen grauen oder braunen Race, welche noch jetzt durch die ganze Alpenkette verbreitet ist. Die vollständigen Metatarsal- und Metacarpalknochen liessen darüber keinen Zweifel. Weniger werthvoll erwiesen sich die Unterkiefer, welche sämmtlich jungen Thieren angehören und noch die Milchzähne enthalten.

2. Edelhirsch, nicht verschieden vom heutigen.

3. Torfschwein. Die sämmtlichen Stücke von Schweinen gehören ohne Zweifel der kleinen Race an, welche ich Torfschwein genannt habe, und welche weit hinter dem heutigen Wildschwein an Grösse zurückbleibt, auch mannigfach sonstwie davon abweicht. Auch machen mir die vorliegenden Reste den Eindruck, als ob hier das Torfschwein im wilden Zustande vorläge; doch ist die Entscheidung hierüber noch nicht sicher genug, wegen der geringen Ausdehnung des Materiales.

Alle übrigen Species sind durch ein einziges Knochenstück vertreten.

4. Reh.

5. Pferd.

6. Haushund blos ein Stück eines Radius, der sehr wenig fernere Anhaltspunkte gibt, allein in Bezug auf Grösse nicht abweicht von der im Steinalter ausschliesslich vorkommenden Race, die ich Torfhund nannte.

7. Hase.

Ob das Oberschenkelstück des Hasen wirklich dem Pfahlbau angehört, ist nicht sicher, da es andere Farbe trägt und neuern Daseins zu sein scheint. Sie wissen, dass der Hase bisher so viel als gänzlich fehlte. Es wäre von Interesse über die Herkunft des Stückchens nähere Auskunft zu haben.

Ganz recentes Aussehen tragen endlich einige Reste von Schwein und Schaf.

Sie entnehmen aus dieser kleinen Liste, dass sie noch weit entfernt ist, eine einigermassen sichere Vergleichung mit andern Pfahlbauten zuzulassen. Das Wichtigste an dem Resultat ist der bestimmte Nachweis des Torfschweines. Möchte es gelingen fernere Reste dieses Thieres zu finden, welche mit Bestimmtheit die Entscheidung zulassen würden, ob das Thier Wild- oder Hausthier war. Einstweilen muss ich mich der erstern Ansicht zuwenden, ein Umstand, der das Alter dieser Ansiedelung etwa derjenigen von Wauwyl und Robenhausen gleichstellen lässt, falls nicht fernere Funde dies Ergebniss modificiren. Hierüber werden übrigens die Kunstprodukte wohl keinen Zweifel lassen, und Sie würden mich verbinden durch die Mittheilung, ob Bronze oder überhaupt Metall sich vorgefunden hat.

Dass übrigens die Pfahlbaute von Zug an Knochen recht fruchtbar sein wird, lässt sich mit Gewissheit erwarten durch die vortreffliche Erhaltung derselben, indem ich noch selten unter einer so geringen Anzahl von Knochen so viel unverletzte oder wenig verletzte gesehen habe. Sollte auch die Zahl nicht gross sein, so kann dieser schöne Zustand der Knochen nur zu ferneren Nachforschungen ermuthigen, und in dieser Beziehung erlaube ich mir, Ihre Aufmerksamkeit vor allem auf Schädelstücke von Kuh, Hund und Schwein zu richten.

Ansiedelung am Ebersberg.

Der Bericht über die im Jahr 1862 vorgenommenen Ausgrabungen am Ebersberge bildet eine Fortsetzung des im Band VII unserer Mittheilungen enthaltenen »Berichtes über eine gallische Ansiedelung am Ebersberge«. Damals wie jetzt leitete Herr G. von Escher von Berg mit Sachkenntniss und Ausdauer die beschwerliche Arbeit der Aufdeckung und seinen Bemühungen, sowie der Freigebigkeit eines andern Mitgliedes des Vereins, des Herrn Kaspar Schinz, welcher für die diesjährige Unternehmung die nöthigen Geldmittel darbot, verdanken wir die nähere Kenntniss einer Localität, welche für das Studium der Pfahlbauten von grosser Wichtigkeit ist. Die Reste dieses Wohnortes stellen sich nämlich als eine Niederlassung auf festem Boden dar, welche sich rücksichtlich der Cultur ihrer Bewohner und der Zeit ihrer Existenz ganz genau an den Pfahlbau von Nidau (Steinberg) und im Allgemeinen an diejenigen Etablissements anschliesst, welche in der Steinzeit gegründet bis auf die Bronzezeit besetzt blieben, aber vor der Verbreitung des Eisens aufgegeben wurden. Speciell verwandt ist Ebersberg mit den Terra firma-Ansiedelungen zu Windisch, Burg bei Vilters (unweit Ragaz, Kt. St. Gallen) und andern noch wenig untersuchten Punkten, in denen Steinbeile, Feuersteinmesser, sogenannte Kornquetscher, Knochen- und Hornwerkzeuge, dann Geräthschaften,

Schmucksachen aus Bronze vorkommen, — alles Dinge, welche mit den Alterthümern der Pfahlbauten diess- und jenseits der Alpen völlig identisch sind. Angesichts dieser Thatsache kann die Richtigkeit der Annahme, dass die Ansiedelungen der Bevölkerung, welche die Pfahlbauten errichtete, auch über das feste Land verbreitet waren, durchaus nicht bezweifelt werden.

Um dem Leser eine Vergleichung der Culturreste, die am Ebersberge zum Vorschein gekommen, mit denjenigen der Pfahlbauten zu erleichtern, haben wir auf **Taf. XII. Fig. 6—30** eine Anzahl der Ebersberger Fundstücke zusammengestellt, wobei wir bedauern, dass wir nicht jetzt schon eine Uebersicht der hier zu Tage gebrachten Töpferarbeiten geben können.

Bei der Betrachtung der verschiedenartig gestalteten, theilweise nicht ohne Geschmack verfertigten und der Form und Materie nach immer dem Bedürfnisse entsprechenden Thongefässe, drängt sich der Gedanke auf, dass am Ebersberge, sowie auch auf den Seeansiedelungen die Verfertigung von Thongeschirren ein bestimmtes Gewerbe bildete und von einzelnen Individuen ausschliesslich betrieben wurde. Die Mischung und Behandlung des Thons für die bestimmten Classen der Fabrikate, das Formen derselben, das mit blosser Hand geschah, das Verzieren, das Brennen derselben verräth, nach dem Urtheile Sachkundiger, eine so grosse Geschicklichkeit und Erfahrung, dass nur solche Individuen, die sich ausschliesslich dieser Arbeit hingaben, eine Waare, wie wir sie vor uns sehen, zu liefern im Stande waren.

Da das aus Thon verfertigte Gefäss in der Wirthschaft der Ansiedler das Hauptgeräthe zum Verwahren von flüssigen und festen Lebensmitteln, und das einzige zum Gebrauche am Herde bildete, so lässt sich leicht denken, dass die Erfindungsgabe frühe schon eine grosse Mannigfaltigkeit in die Form und Auszierung dieser Erzeugnisse brachte.

Bericht des Herrn G. Escher von Berg.

Der nachstehende Bericht über die Ausgrabung am Ebersberge, welche im Sommer des verflossenen Jahres unter meiner Leitung statt fand, knüpft an den frühern des Jahres 1851 an, der im VII. Bande der Mittheilungen abgedruckt ist. Die seitherige Entdeckung zahlreicher Pfahlbauten, in so vielen unserer grössern und kleinern Seen, musste begreiflicher Weise Ihr Interesse für den Fundort am Ebersberge um so eher wieder wecken, als die da wie dort zu Tage geförderten Alterthümer unter sich die grösste Aehnlichkeit zeigen und aus diesem Umstande theils auf die Gleichzeitigkeit der Ansiedelungen, theils auf die Uebereinstimmung des Culturstandes, vielleicht auch der Nationalität der See- und Bergbewohner geschlossen werden kann.

Unsere Arbeit begann am 13. Juni und wurde mit mehreren Unterbrechungen bis zum 9. August fortgesetzt. In 64 Tagen wurde eine Bodenfläche von 4500—5000 Quadratfuss umgegraben, wobei man, um die etwa $1\frac{1}{2}$ Fuss mächtige Fundschicht zu erreichen, eine Lage Dammerde von 5—6′ Tiefe zu beseitigen hatte.

Die Fundschicht mit ihren zahllosen Fragmenten von Thongeschirren, ihren Stein- und Bronzegeräthen und Thierresten ruhte in der Regel auf einem aus Letten und Kies bestehenden, sorgfältig eben gestampften Estrich, an zwei Stellen auf einem Pflaster von Kieselsteinen. Auf diesem Fussboden fanden sich nahe bei einander zwei Oefen, Parallelogramme von ungefähr 5—6′ Länge und 3′ Breite, von rohen Kieselsteinen und stark mit Sand vermischtem Thone eingefasst. — Ihrer Masse nach bestand die lockere Fundschicht — wie in meinem frühern Berichte angegeben ist — aus einem

Gemenge von humoser Erde, kleinen Stücken Kohle und roth gebrannten Thontheilchen, und stach schroff von der über ihr liegenden Dammerde ab, in welcher nie ein Fundstück vorkam. Zunächst der untern Fläche zeigte sich überall eine mehr oder minder beträchtliche Lage Asche. Auf und in dieser kamen die vielen Thierreste zum Vorschein.

Ausbeute. a) Thonfabrikate. In ihr stehen quantitativ die Bruchstücke verschiedenartiger Töpferwaaren oben an. Es sind deren mehr als 1500 Stück gesammelt worden, wovon aber nur etwa 250 Stück der Uebersendung werth sind. Unter den wenig beschädigten Geschirren ist namentlich ein kleiner, zwar von freier Hand, aber aus gereinigtem Thon sehr sauber gearbeiteter Kochtopf desswegen erwähnenswerth, weil er keinen Fuss hat, sondern nach unten konisch zuläuft. So wie sich der Gebrauch solcher Töpfe durch die hier, wie in den Pfahlbauten der westlichen Seen vorkommenden Thonringe auf denen sie über glühende Asche und Kohlen gesetzt wurden, leicht erklärt, so setzt hinwieder das Dasein dieser fusslosen Geschirre die Bestimmung der Thonringe ausser Zweifel. Die Vorrichtung war in der That keineswegs eine unpraktische, weil wegen der Vorlage die Wände des Topfes sich nur allmählig und nicht heftig erwärmten und ein Ansitzen des flüssigen Inhaltes nicht wohl möglich war.

Bemerkenswerth sind die sehr vielen Scherben von Geschirren, an deren Wänden sich eine zuweilen senkrecht, meistens jedoch schräg aufsteigende Reihe von Löchern befindet. Die Form dieser nach meinem Dafürhalten immer noch räthselhaften Geschirre ist sehr verschieden, bald die eines Tellers, bald die einer Schale oder Tasse, bald die eines Topfes, mit kugelförmigem untern und cylinderförmigem obern Theil, an welch letzterm dann senkrecht übereinander die Durchbohrungen angebracht sind. Die Bestimmung der Löcher wird gewöhnlich durch die Annahme erklärt, diese Gefässe seien zur Abscheidung des wässerigen Theils der geronnenen Milch gebraucht worden. Ich kann mich nicht enthalten, noch eine andere Deutungsart vorzubringen. Könnten diese Gefässe nicht zum Ausscheiden von Honig aus den Waben gedient haben, da der Augenschein zeigt, dass bei dem erforderlichen Wärmegrad der Honig durch die kleinen Oeffnungen, mit Zurücklassung des Wachses, abfloss. Diese Hypothese verdient um so eher beachtet zu werden, als gegenwärtig noch ein ähnliches Verfahren sowohl im Emmenthale als im bernischen Jura gäng und gäbe sein soll.

An den ornamentirten Scherben werden Sie mit mir die Mannigfaltigkeit der Muster bewundern, eine Mannigfaltigkeit, die wirklich in Erstaunen setzt, wenn man sieht, dass sich die Erfindungsgabe der Verfertiger fast ausschliesslich innerhalb der Combination gerader Striche bewegte, und die geschweifte Linie selten in Anwendung brachte. Wie schon in einem frühern Berichte bemerkt worden, wurden diese oft wenig in die Augen fallenden Verzierungen durch Ausfüllung der Furchen mit weisser Kreide hervorgehoben. Die Mehrzahl der Gefässe sind auswendig verziert. Verzierungen auf der Innenseite finden sich nur bei ganz offenen Gefässen, bei Tellern und Schüsseln.

Was die Form und Grösse der Geschirre betrifft, so zeigen uns die Scherben alle möglichen Uebergänge von platten bis zu den geschlossenen Gefässen und vom Becherchen bis zur weitbauchigen Urne, in welcher Getreide oder andere Lebensmittel, überhaupt Vorräthe aller Art mögen aufbewahrt worden sein. An vielen Stücken sind grössere oder kleinere oft zierlich geformte Henkel angebracht, an denen man die Geschirre anfassen oder aufhängen konnte. Auch die Materie, aus der dieselben bestehen, ist sehr verschieden und richtet sich nach ihrer Bestimmung. Der Thon ist bald unverarbeitet, bald mit Quarz- und Feldspathkörnern, bald in sorgfältig geschlämmtem Zustande verwendet worden.

An die so eben angeführten Terracotten (Geschirre und Thonringe für Kochtöpfe) reihen sich noch kleine Walzen mit Anschwellungen an den Enden, — Dinge unbekannten Gebrauchs, die in ganz gleicher Form im Bielersee vorkommen und Bericht II. Taf. I. Fig. 40 abgebildet sind, ferner pyramidal gestaltete und an der Spitze durchbohrte Geräthe, welche ohne Zweifel zum Strecken der Fäden am Webeapparate gedient haben, auch einige Scheibchen, deren Bestimmung als Spinnwirtel unzweifelhaft ist.

Der merkwürdigste Terra-cotta Gegenstand ist jedoch ein Halbmondbild von 5" Höhe und 9" Spannung, das theils mit den früher in Mehrzahl hier ausgegrabenen steinernen Mondsichelbildern (siehe Bericht vom J. 1851) übereinstimmt, theils mit den im Bieler- und Neuenburgersee gefundenen, ebenfalls aus Thon verfertigten die grösste Aehnlichkeit zeigt.

In diese Kategorie gehören endlich noch eine Anzahl Bruchstücke der Thonschicht, womit die aus Flechtwerk errichteten Hütten bekleidet waren. An mehreren Stücken haben sich die Eindrücke der Ruthen deutlich erhalten.

b. Steingeräthe. Hieher gehören einige Schneidewerkzeuge aus Feuerstein, der aus der Kreideformation des Jura herkommt und unter dem die Ufer des Rheins bedeckenden Geschiebe, namentlich an dem Bassin unterhalb des Rheinfalls leicht zu finden ist, ferner Beile aus nephritartigem Gestein und aus Serpentin, rundliche, auf zwei Seiten abgeplattete Steine (Granit), die man gewöhnlich Kornquetscher heisst; schliesslich eine Anzahl kleinerer und grösserer, wie mir vorkommt, durch menschliches Zuthun in Kugel- und Eiform gebrachter Steine.

c. An Bronzegegenständen. Bruchstücke von zwei Messern, ein Paar Dutzend Haar- und Kleidernadeln von verschiedener Form und Grösse, mehrere hübsch gearbeitete, spiralförmig aufgewundene Drähte, mehrere Meisselchen und eine Anzahl mannigfaltig verzierter Streifen und Ringe; endlich eine Pfeilspitze.

Bei der frühern und jetzigen Aufdeckung fand sich weder von einem ganzen noch einem in Eisenoxydhydrat aufgelösten eisernen Dinge in der umgegrabenen Erde die geringste Spur.

d. An Glas. Eine weiss-blau gefärbte Glasperle, ganz ähnlich denen, die in Gräbern und römischen Ansiedlungen gefunden werden.

e. Mehr oder weniger bearbeitete Rehgeweihe und einzelne Sprossen von solchen, die als Werkzeuge gedient hatten.

f. Eine Anzahl petrefacter Haifischzähne, die in der Molasse gesammelt und vielleicht als Geräthe zum Stechen benutzt worden waren.

g. An animalischen Ueberresten. Nach der Bestimmung des Herrn Prof. Rütimeyer gehören die am Ebersberg gefundenen Knochen folgenden Thierarten an; 1) grossen Individuen der Kühe, 2) dem Schweine, 3) dem Schaf, 4) der Ziege, 5) dem Hirsch, 6) dem Reh, 7) dem Hund oder Wolf, 7) der Gemse (?).

Auffallend war mit Bezug auf die hier zu Tage kommende Töpferwaare, dass selten oder nie die einzelnen zu einem Geschirre gehörenden Theile sich beisammen fanden, — ein Umstand, der uns auf die Vermuthung geführt haben würde, diese Dinge seien absichtlich zerschlagen und herumgeworfen worden, wenn wir nicht in Betreff der Thierknochen ein ähnliches Zerstreutliegen beobachtet hätten. Es war aber offenbar für den Abraum kein bestimmter Ort vorhanden und gebrochenes Geräthe blieb wie bei allen wenig civilisirten Völkern um das Haus herum liegen. Auf einen feindlichen

Ueberfall dieser Ansiedlung und eine gewaltsame Zerstörung könnte das Vorhandensein der bronzenen Schmucksachen bezogen werden, — denn was hinderte die Emigranten bei ihrem Abzuge diese kleinen Dinge mitzunehmen? Aber eben die Kleinheit dieser Dinge, die wir beim Umgraben und sorgfältiger Durchsuchung des Bodens entdeckt haben, machte, nachdem sie in dem die Hütten umgebenden Schmutz verloren gegangen waren, ihre Auffindung unmöglich und es ist sich eher zu verwundern, dass auf einer Fläche von 4500 Quadratfuss nicht mehr solcher Geräthe zum Vorschein gekommen sind. Ueberdiess zeigten sich nirgends Kohlenstellen oder angebranntes Holz, keine Ueberreste von Menschen, also keine Anzeichen eines plötzlichen durch Feindeshand bewirkten Untergangs des Wohnsitzes.

Ich darf nicht vergessen zu erwähnen, dass auf der weniger steilen Südseite des Ebersberger Hügels in schief aufsteigender Richtung ein Graben angelegt ist, der unterhalb durch Kultur verwischt ist und oberhalb, ehe er ganz das Plateau des Hügels erreicht, ausgeht. Es ist kein Zweifel, dass dieser Graben von jenen Ansiedlern, deren Verlassenschaft wir beschrieben haben, zum Zwecke der Vertheidigung ihres Wohnsitzes hergestellt wurde.

Der Bericht über die Ausgrabung im J. 1851 erwähnt der Frage, welchem Ereignisse die Ueberdeckung unsers Fundfeldes zuzuschreiben sein möchte. Fasst man die Beschaffenheit der Lokalität in's Auge, so überzeugt man sich, dass nicht Menschen, sondern einzig und allein Naturkräfte hier thätig waren. Die Ueberdeckung wurde verursacht durch eine ungemein langsam vor sich gehende Anschwemmung aus dem Gelände von oben herab und nicht durch einen Erdrutsch, eine Hypothese, welche wegen der gänzlichen Abwesenheit von Kies in der Bedeckung als unzulässig in die Augen fällt. Welche Veränderung vermag aber nicht in der Gestaltung der Erdoberfläche eine stätig fortwirkende Kraft im Laufe von drei Jahrtausenden hervorzubringen!

Sollten Sie mich fragen, ob sich Aussicht auf fernere Ausbeute darbiete, so stehe ich nicht an, solches zu bejahen. Wir hätten zunächst wenigstens noch eine Juchart Areal vor uns mit theilweise günstigeren Verhältnissen, indem verschiedene Merkmale auf eine weniger tiefe Lage der Fundschicht hindeuten.

Erklärung der Fundgegenstände auf Taf. XII unterhalb.

Fig. 6 Spirale von Bronze. Fig. 7 ebenfalls. Fig. 8 Perle von Glas. Fig. 9 Pfeilspitze von Bronze. Fig. 10—15 Kleider- und Haarnadeln. Fig. 16 Speerspitze aus Knochen. Fig. 17 Beil aus Nephrit. Fig. 18 – 20 Spinnwirtel. Fig. 21 Gefäss mit Ring, beide aus Thon. Fig. 22 Trinkschale aus Thon. Fig. 23 Halbmondbild aus Thon. Fig. 24 Messer aus Bronze. Fig. 25 grosses verziertes Thongefäss von mehreren kleinen Löchern durchbohrt. Fig. 26 Fingerring aus Bronze. Fig. 27 Ohrring aus Bronze. Fig. 28 Halbmondbild aus röthlichem Sandstein, das bei der ersten Ausgrabung gefunden wurde. Fig. 29 Kornquetscher. Fig. 30 Gewicht für den Webestuhl, aus Thon, rothgebrannt.

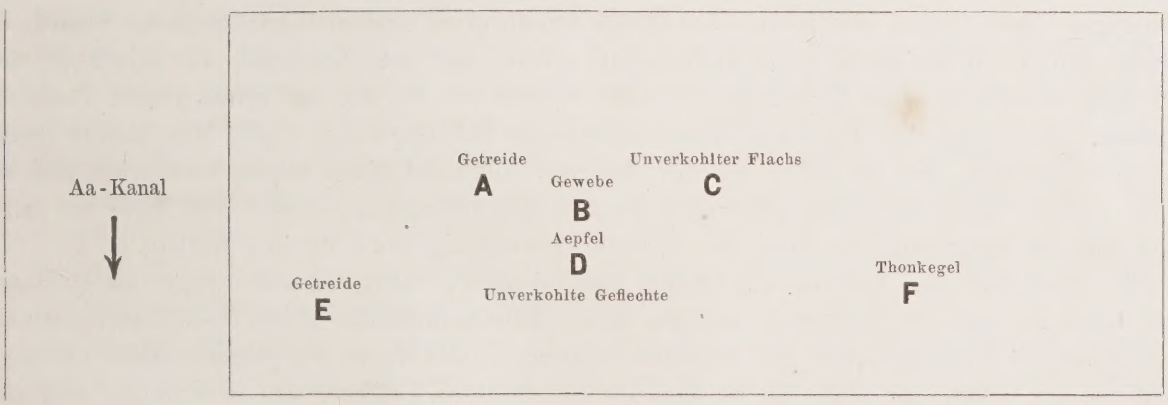
Pfahlbau Robenhausen.

Der Pfahlbau von Robenhausen, auf dessen Trümmern Herr Messikomer seine Ausgrabungen mit Eifer fortsetzt, hat uns wieder mehrere Gegenstände, einen Kahn von eigenthümlicher Form, Gewebe und Geflechte von neuen Dessins geliefert, und mit der in der Sammlung des Herrn Oberst Schwab befindlichen Schleuder die aus Bogen und Pfeil, aus Axt, Keule und Dolch bestehende Ausrüstung des Kriegers und Jägers vervollständigt. Ferner bietet uns die letzte Ausgrabung einen auffallenden Beweis für die lange Dauer dieser Ansiedelung in dem Umstande dar, dass an derselben Stelle zwei Röste von ungleichem Alter, einer über dem andern zum Vorschein kommen.

Bericht des Herrn Messikomer.

Seit dem Erscheinen des vierten Berichtes sind auf dem Pfahlbau Robenhausen wieder bedeutende Nachgrabungen vorgenommen worden, indem ich einen Flächenraum von 100′ Länge und 50′ Breite = 5000 □′, der rechtwinklicht auf den Aabachkanal stösst, untersuchte. Bei dieser Arbeit war ich so glücklich, einige neue Dinge zu Tage zu fördern, z. B. ein Paar gut erhaltene Langbogen, denjenigen der Südseeindianer vollkommen ähnlich, sowie mehrere zerbrochene Exemplare dieses Geräthes, ferner Steinbeile, die in den hölzernen Schlägeln staken, ein in Hirschhorn gefasstes Steinbeil, das noch in der Holzkeule sass, eine mit Bindfaden und Erdharz an den Schaft befestigte Pfeilspitze aus Feuerstein, verschiedene Dinge aus Ahornholz, nämlich Messer und mehrere theils gut erhaltene, theils zerbrochene oder unvollendete Schüsseln, endlich einen merkwürdigen Kahn (Einbaum), wie man sie jetzt noch auf dem Zuger- und Aegerisee sehen kann, von 12′ Länge, $1^1/_2$′ Breite, aber nur 5″ Tiefe.

Die Fundstellen vertheilen sich auf den oben angegebenen Raum in folgender Weise:



Der leergelassene Raum lieferte sehr wenig Artefacte, namentlich fast keine solchen aus Stein und Knochen, da die Torfsäure die erstern nicht nur bleicht, sondern zerfrisst, und die letztern völlig auflöst. Was von Knochengeräthen noch einigermassen erhalten war, lag unmittelbar auf dem Muschelsand (Kreidegrund). Die geringe Ausbeute an Industriegegenständen, verbunden mit der äusserst mühsamen Aufdeckung, bei welcher wegen des starken Wasserandranges fortwährend eine Pumpe in Thätigkeit erhalten werden musste, machten die Unternehmung kostspielig. Ich theile hier die Profile einiger Schachte mit:

Schacht der Gewebe B.

1/2' Dammerde
3' Torf
1/2' Estrich
2—2 1/2' Torf
1/2' Estrich
Gewebe und Geflechte
1/2' Estrich
1/2' Kulturschicht
Seesand

Schacht des unverkohlten Flachses C.

1/4' Dammerde
5' Torf
1' Estrich
2'' unverkohlte Flachskapseln.
1/2' Kulturschicht
Seesand

Schacht der Aepfel D.

1/2' Dammerde
5' Torf
1' Estrich
4'' Aepfel und Kohle
1/2' Kulturschicht
Seesand

Wir finden also in dem Profile B Gewebe und Geflechte, wie dies auch früher der Fall war, mitten in einer 1' dicken Erdschicht, während in den beiden andern Profilen verkohlte Aepfel und unverkohlte Flachskapseln sich unter dem Estrich finden, wie denn überhaupt verkohlte und unverkohlte Geflechte oft unmittelbar bei einander liegen. Das Vorkommen eines Estriches ist bei meinen Ausgrabungen immer ein günstiges Zeichen, indem, wie wir bei Niederwyl gesehen haben, nur der Fussboden der Gemächer auf solche Weise besetzt war, während dess die offenen Plätze neben den Wohnungen dieser Zuthat entbehrten. Ueber das Dasein eines zweiten Estriches (siehe Schacht der Gewebe) konnte ich mir zuerst keine Rechenschaft geben, und nicht begreifen, wie eine 2 1/2' dicke Torfschicht wieder mit einer Erdschicht überdeckt worden sei, bis sich auf einem andern Theile der Pfahlbaute die vollständige Erklärung dieser sonderbaren Ueberlagerung ergab. Die hiesige Niederlassung ist nämlich, wie ich jedem Besucher derselben mit Leichtigkeit zeigen kann, zwei Mal aufgebaut worden, indem die zuerst gegründete durch Feuer untergegangen war. Das Profil auf **Taf. X, Fig. 4** zeigt die Anordnung der Röste für die erste Ansiedelung sowie für den Neubau.

Wir sehen hier zwei Systeme von Pfählen über einander, wovon die obern jünger als die untern sind, indem sie nicht im Schlamme, sondern in der Kulturschicht der ältern Niederlassung stecken, deren Pfähle mit ihren Spitzen in den Seegrund eindringen. Die Köpfe der jüngern Pfähle überragen diejenigen der ältern um 2 1/2'. Es ist diess ein interessantes Faktum, weil es beweist, dass diese Niederlassung lange besetzt blieb. Von Metall habe ich in Robenhausen bis jetzt auch noch nicht die geringste Spur gefunden. Diese Ansiedelung erhält sich mithin trotz allem Suchen in dem Charakter der sogenannten Steinperiode. Das Thierreich ist auf ihr durch 58 Arten vertreten, die grösste Zahl, die bis jetzt bei irgend einer Niederlassung vorgekommen.

Da ich die Nachgrabung fortsetze, bin ich fortwährend im Stande, Gewebe, Geflechte, Sämereien (nach Herrn Prof. Heer's Bestimmung) und Knochen nach Herrn Prof. Rütimeyer's Bestimmung an Museen oder Privaten abzugeben.

Von dem Pfahlbau Himmerich erhielt ich Feuersteine, Pfeilspitzen, durchbohrte Steine und den Boden einer römischen Bronzeschale.

Aus dem Pfahlbau zu Meilen, wo ich im Frühjahr 1862 eine Ausgrabung vornahm, erhob ich sehr schöne Nephritsteine, Hirschhornfassungen etc., aber nichts Neues. Gerstenkörner und Brot, die ich hier fand, geben von der allgemeinen Verbreitung dieser Lebensmittel Zeugniss.

Beschreibung der Gegenstände.

Taf. X, Fig. 6. Joch aus einer Haselruthe geschnitten zum Tragen eines Topfes.

Fig. 7 und 8. Quirle aus dem Stamm einer Staude verfertigt. Die von dem Stamme ausgehenden Aeste sind in der Länge eines Zolles abgeschnitten. Solche Quirle zur Butterbereitung kommen in Robenhausen häufig vor.

Fig. 9. Ein zweihenkliger Topf aus gereinigtem Thon verfertigt und schwarz gefärbt.

Fig. 10, 14, 15. Aus Holz geschnitzte Geschirre, die ihrer Form nach ganz den in den Sennhütten der Alpen bei der Käsebereitung gebräuchlichen Geschirren entsprechen. No. 10 wird dort zum Abheben des Rahmes gebraucht. Fig. 14, eine Kelle, und 15, Schöpfbecher, beweisen, dass die Form des Geräthes nicht nur durch das Bedürfniss, sondern auch durch den verwendbaren Stoff bedingt ist.

Fig. 11, 12, 13. Messer aus Eibenholz. No. 12 mit doppelt durchbohrter Handhabe, No. 13 zerbrochen.

Fig. 16. Beil in eine Keule aus Eschenholz eingesetzt. Um dem Steine besseren Halt zu geben und zugleich dem Zersplittern der Keule beim Gebrauche vorzubeugen, ist der Kopf derselben über das Zapfenloch hinaus bedeutend verlängert.

Fig. 17. Aehnliche Keule mit einem Beile, das in einer Hülse von Hirschhorn steckt.

Fig. 18. Beil an das Wurzelstück einer Haselstaude befestigt. Der Stein ist zwischen zwei Lappen, die von dem Knorpel rechtwinklicht ausgehen, eingesetzt und mit Bastschnüren angebunden.

Fig. 19. Gebogenes Stück Hirschhorn, am dünnern Ende eingekerbt.

Fig. 20. Bogen aus Eibenholz, der Biegung nach gemessen 5′ lang, an beiden Enden zum Anbinden der Sehne eingekerbt. Ein kürzerer noch vollständig erhaltener, $3^1/_2$′ langer Bogen mag das Jagdgeräthe eines Knaben gewesen sein.

Fig. 21. Stab zum Ausklopfen des Getreides, Dreschflegel. Dieser Gegenstand, der in Robenhausen und Wangen nicht gar selten vorkommt, ist von den dortigen Bauern als das, wofür wir ihn geben, erklärt worden.

Fig. 22. Plattes Geräthe aus Hirschhorn zum Stricken. Die Kerben an beiden Schneiden sind wie das ganze Geräthe durch Gebrauch glänzend geworden.

Fig. 23, 23ª, 23ᵇ. Kahn von 12′ Länge, $2^1/_2$′ Breite und 5″ Tiefe — mit Längen- und Querschnitt.

Fig. 24. Niedriger Kegel aus weissem Marmor vom Splügen (Graubünden), zweifach durchbohrt.

Taf. XI. Fig. 1. Stück eines Gewandes aus sehr starkem, gewebtem oder geflochtenem Zeuge, ähnlich dem in Bericht IV. Taf. IV. Fig. 7 abgebildeten. Das Merkwürdige an diesem Stücke ist, dass auf dasselbe eine viereckige Tasche aus gewöhnlicher einfacher Leinwand, wie solche Bericht IV. Taf. IV. Fig. 11 dargestellt wird, mit Faden und Schnur aufgenäht ist.

Fig. 2. Stück einer aus Bast geflochtenen Matte, welche in der Structur von den bisher gefundenen verschieden ist. Die Vorderseite ist regelmässig und glatt, während die Rückseite **Fig. 3** sorglos behandelt ist. Die breiten Bänder, mittelst welcher die geradlinigen, doppelt gelegten, schmalen Bast-

streifen zusammengeflochten sind, erscheinen auf der hintern Seite der Matte durchstochen, wahrscheinlich um dem Geflechte mehr Halt zu geben. **Fig. 4** zeigt die einzelnen Bänder aufgelockert und veranschaulicht die Verfertigungsart.

Fig. 5. Strahlenförmig geordnete Weidenstäbchen sind durch concentrisch laufende Baststreifen zusammengeflochten, in der Weise, dass je zwei dieser Bänder ein grätenförmiges Dessin bilden.

Fig. 6. Band. Der Zettel besteht aus zwei Faden von ungleicher Dicke, welche mit einander wechseln und zierliche Querstreifen bilden.

Fig. 7. Ein weiches Geflecht aus Flachsstrangen, ähnlich dem Bericht IV. Taf. IV. Fig. 5 abgebildeten.

Fig. 8. Stück eines Netzes mit grossen Maschen.

Geflechte und Gewebe wie die hier und Bericht IV beschriebenen kommen zu Niederwyl und seltener auch zu Wangen zum Vorschein.

Pfahlbau im Lac du Bourget in Savoyen.

Die Entdeckung eines Pfahlbaues im Lac du Bourget ist Herrn Baron Despine, einem der thätigsten Mitglieder der Société Savoisienne d'Histoire et d'Archéologie, zu verdanken. Bei der Versammlung dieses Vereins am 2. Sept. 1857 machte Herr Despine die Anzeige, dass er am östlichen Ufer des See's in der nördlich von Aix liegenden Bucht von Grésine-Saint-Innocent eine Menge Pfähle, die von einem ehemaligen Pfahlbau herrühren könnten, bemerkt habe. Als bei näherer Untersuchung der Stelle zahlreiche Topfscherben diese Vermuthung bestätigten, setzte Herr Despine die französische Akademie von dem Vorhandensein eines vermuthlich der Steinzeit angehörenden Pfahlbaues im Bourget-See in Kenntniss.[1])

Am 10. Juli 1862 trat der eben genannte Verein mit dem speciellen Zwecke zusammen, die Art und Weise einer genauen Untersuchung der im Bourget-See entdeckten Pfahlbauten zu berathen und bestellte eine Commission, welche mit der Ausführung der in der Bucht von Grésine vorzunehmenden Nachforschungen beauftragt wurde. Am 29. Juli erstattete ein Mitglied der Commission, Herr Rabut Laurent, dem Vereine nachfolgenden, im Bulletin de la Société Savoisienne d'Histoire et d'Archéologie, 1861—1862, deuxième numéro, p. 44, veröffentlichten Bericht: ».... C'est sous la direction de Monsieur le Baron d'Espine et sous celle de M. Charles Delaborde, grand amateur de recherches lacustres, que la commission s'est mise à l'oeuvre. Elle a reconnu des traces d'habitations aux piquets enfoncés dans la vase blanchâtre, sur un espace qui couvre environ 20,000 mètres carrés, à une distance de 200 mètres du rivage et à une profondeur qui varie entre 1 mètre 80 centimètres et 2 mètres 50 centimètres. Les pieux sont enfoncés à une distance plus ou moins rapprochée, le plus souvent à 1 mètre, avec interruptions; d'autres pièces de bois sont couchées en travers, et des débris de poterie gisent çà et là, montrant leurs flancs ébréchés, leurs gueules béantes et leurs formes que

[1]) » M. Despine a communiqué à l'Académie des Sciences une notice sur les villages lacustres du lac du Bourget, près d'Aix, en Savoie.« Siehe Patrie 30. Juni 1862.

le mouvement des eaux fait paraître étranges. On s'est mis à les pêcher, et bientôt deux barques se sont remplies de poterie de formes très variées et de grandeurs diverses.

» Les vases les plus grands, à la panse rebondie, sont faits d'une terre rouge, grise ou noire, grossièrement pétrie et encore remplie, dans sa composition, de petits cailloux siliceux. Quelques-uns, d'une pâte plus fine, font miroiter au jour leurs paillettes de mica. Ils sont souvent couverts d'ornements gravés à la pointe, imitant les *grecques*. D'autres, plus simples, plus évasés, à l'ouverture très large, ont la forme de plats. On en trouve rarement avec des anses. Beaucoup de ces vases renferment une sorte de fibre textile, serrée, rougeâtre et noircissant au contact de l'air.

» Partout, au milieu de ces débris de constructions lacustres, on retrouve des traces d'incendie. Les pièces de bois sont à moitié brûlées; les fruits trouvés dans le fond des vases sont carbonisés et ont dû sans doute à cette circonstance d'avoir été conservés; les vases eux-mêmes ont les flancs noircis par l'action du feu. Des épis de froment, des glands de chêne, des coquilles de noisettes, des enveloppes de châtaignes, des noyaux de cerises et des grains de millet sont assez bien conservés.

» Parmi les objets les mieux conservés se trouvent une couronne d'argile destinée à supporter un vase dont le fond a la forme conique, un peson de fuseau retiré par M. Delaborde, un aiguillon en bois très dur, bien façonné et poli, qui a perdu à l'air sa forme régulière, des os calcinés, un marteau en pierre et un anneau de bronze de petite dimension.

» Peut-on conclure de cette dernière trouvaille que ces débris d'habitations humaines appartiennent à l'âge du bronze? On sait que l'âge du bronze a succédé à celui de la pierre, qui est le premier. A l'âge de la pierre appartiennent plusieurs objets trouvés en Savoie, notamment un couteau en silex, d'une teinte blanchâtre, trouvé à Hautecombe: une belle hache, de matière siliceuse, d'un vert foncé, longue de 35 centimètres, trouvée dans le lit du Chéran. Ces deux objets font partie de la belle collection de M. le docteur Davat. Mais il est difficile de déterminer, quant à présent, à quel âge remontent les objets recueillis par la commission dans la station lacustre de la baie de Grésine-Saint-Innocent.

» La collection de M. le baron Despine renferme un vase d'une forme très curieuse, que j'ai dessiné, quoiqu'il ne fasse pas partie des trouvailles de la commission. Il a la forme d'une théière, très étroit à l'ouverture, très large à la base et supporté par quatre pieds courts et arrondis. Il porte, d'un côté, les traces d'une anse et, de l'autre, une petite ouverture fermée par un tampon de bois carbonisé dans sa partie extérieure. Cette ouverture est pratiquée près du fond du vase pour laisser écouler le liquide. Ce vase a été pêché par M. Delaborde.

» On a signalé à la commission d'autres stations lacustres, entre autres celle de *Tresserve,* en face du Saut-de-la-Pucelle, d'où M. Davat croit qu'une hachette en bronze, qu'il possède, a été retirée; la station de *Conjux,* à l'entrée du canal de Savières. Les traces d'habitations y sont nombreuses, et méritent d'attirer l'attention de la Société. «

M. Rabut termine son rapport en proposant un vote de remercîments à M. Charles Delaborde pour l'aide qu'il a donnée à la commission, pour les renseignements qu'il lui a fournis et enfin pour le désintéressement qu'il a montré en faisant don à la Société de plusieurs objets: des vases, une couronne d'argile, une pièce de bois carbonisée, percée d'un trou circulaire dans lequel est introduite une autre pièce également percée. On pense que cette pièce servait à relier les pieux de fondation des cabanes primitives. M. Delaborde a aussi remis à la commission une drague à main qui sera

très utile dans les recherches ultérieures. La Société vote avec sympathie cette proposition du rapporteur.

Tous les objets trouvés remplissent maintenant les salles où se tiennent les séances de la Société. Sur la demande de l'un des membres de la commission de recherches, un nouveau crédit est accordé pour les continuer.

Einen Beitrag zur nähern Kenntniss dieses Pfahlbau's verdanken wir dem um die Erforschung der Pfahlbauten des Neuenburgersee's wohlverdienten Herrn Professor Desor in Neuchâtel, der während seines Aufenthaltes zu Aix im Sommer des verflossenen Jahres in Gemeinschaft mit Herrn Baron Despine und seinem Fischer, den er zu diesem Zwecke von Neuchâtel herberufen hatte, den Pfahlbau einer genauen Durchsuchung unterwarf. Leider war das Wetter seinem Bestreben wenig günstig, der See nie vollkommen ruhig, so dass kleinere Dinge nicht gesehen und nur grössere Fragmente von Töpfen heraufgezogen werden konnten. Unter diesen befand sich indessen eine beinahe vollständig erhaltene Urne von $1^1/_2$ Fuss Durchmesser. Die schöne Form und die Verzierungen dieser Gefässe, sowie die häufige Anwendung von Graphit lassen Herrn Desor vermuthen, dass dieselben dem Bronzezeitalter angehören, — eine Annahme, welche durch das Aussehen der Pfähle und die bedeutende Tiefe, in welcher die letztern vorkommen, unterstützt wird. Auffallend ist, dass bisher noch keine Bronzegeräthe auf dieser Stelle gefunden wurden, da doch die Umgegend eine Menge Bronzegegenstände, wie die von Herrn Dr. Davat gesammelten Beile, Sicheln, Haarnadeln etc. beweisen, darbietet.

Nach der Abreise des Herrn Desor wurden durch Herrn Delaborde neue Aufsuchungen vermittelst einer Baggermaschine vorgenommen, deren Ergebniss auch jetzt wieder von keiner grossen Bedeutung war.

Neuenburgersee.

Weitere Entdeckungen des Herrn Oberst Schwab an den Ufern dieses See's.

(Siehe Plan Taf. XVII.)

No. 2. Etwa 100′ vom Lande entfernt, bei 4′ Tiefe. Die Ansiedelung ist etwa 3 Jucharten oder 120,000 □′ gross. Fundsachen: Pfeil- und Lanzenspitzen, Ringe von Eisen, Senkloth von Stein, Scherben von römischem Geschirr.

No. 10. Etwa 70′ vom Lande entfernt, bis 16′ Tiefe, 80,000 □′ gross. Fundsachen: Scherben von römischem Geschirr, römische Dachziegel.

No. 16. Etwa 90′ vom Lande entfernt, 100,000 □′ gross, bei 15′ Tiefe. Fundsachen: Viele Töpfe, auch Haarnadeln von Bronze.

No. 17. Etwa 100′ vom Lande entfernt, bei 4′ Tiefe 80,000 □′ gross, mit einer erhöhten Stelle, die man «den Berg» heisst. Fundsachen: Stücke von Hirschgeweihen, Steinmeissel; Fragmente von römischen Dachziegeln. Auf dieser Localität wächst Gras.

No. 18. Etwa 110,000 □′ gross. Die Pfähle reichen bis an's Land. Tiefe seewärts etwa 5′. Fundsachen: Viele Bruchstücke von Töpfen, Senkloth von Stein, Knochen; Stücke von Hirschgeweihen.

No. 21. Etwa 130,000 □′ gross. Die Pfähle erstrecken sich bis an's Land. Seewärts 10′ tief. Fundsachen: Stücke von Hirschgeweihen, Steinbeile, viele Mühlsteine.

No. 27. Ein Berg ohne Pfähle stark mit Schlamm bedeckt.

No. 38. Etwa 600′ vom Lande entfernt, bei 4′ Tiefe. Fundsachen: Scherben von Töpfen.

No. 40. Ungefähr 1000′ vom Lande, bei 5′ Tiefe, 90,000 □′ gross. Fundsachen: Topfscherben, Steinmeissel, Hirschhornstücke etc.

No. 41. Etwa 600′ vom Lande, bei 4′ Tiefe, 70,000 □′ gross. Fundsachen: Spinnwirtel aus Stein, Steinbeile, Topfscherben, Hirschhornstücke.

No. 42. Etwa 400′ vom Lande, bei 4′ Tiefe, mit einem Berge. Noch nicht untersucht.

No. 44. Etwa 200′ vom Lande, bei 2′ Tiefe, mit einem Berge, circa 80,000 □′ gross, mit Schilf überwachsen und bei niedrigem Wasserstande theilweise trocken. Hier viele Pfähle. Fundsachen: Ein Einbaum (Kahn) aus Tannenholz, Topfscherben.

Nachträgliches zu der Ansiedelung bei Cortaillod, nach den Mittheilungen des Herrn Oberst Schwab.

Dieser Pfahlbau ist etwa 3 Jucharten gross (die Juchart zu 40,000 □′), auch bei niedrigem Wasserstande mit 7′ Wasser bedeckt, und scheint mit demjenigen von Stäffis (Estavayer) zu derselben Zeit bewohnt gewesen zu sein und der spätern Periode anzugehören:

Unter den Gegenständen, die Herr Oberst Schwab im Jahr 1862 von dieser Stelle erhalten hat, befinden sich nachfolgende:

1) Sechs gleiche Ohrringe von Gold **(Taf. XVI. Fig. 5 und 5ª).** Ein dünnes Blech von spitzovaler Form endigt in einen Draht. Der Rand des Bleches ist durch erhabene gleichlaufende Linien verziert.

2) Das Bronzerad, **Taf. XIV. Fig. 7 und 8,** ist einer der bedeutendsten Gegenstände, die bis jetzt in den Pfahlbauten zum Vorschein gekommen, indem dasselbe wahrscheinlich zu einem Streitwagen (essedum) gehörte und in technischer Beziehung das Muster eines sehr vollkommenen Hohlgusses liefert. Das Mittelstück dieses Gusswerkes besteht aus einer hohlen Kugel, von welcher die vier ebenfalls hohlen Speichen ausgehen. Die Speichen verjüngen sich konisch nach der Felge hin und haben an der innern und äussern Seite des Rades eine gratartige Verdickung. Der Ansatz der Speichen, sowohl an die Nabe als an die Felge, ist durch eine dreifache ringartige Gliederung bezeichnet. Der Radring ist gleichsam wie aus einem zusammengefalteten Reifen gebildet, an dessen Rücken sich die Speichen ansetzen und zwischen dessen beide Backen ein hölzerner Felgenkranz eingefügt und seitlich durch Nägel befestigt werden konnte. Dieser hölzerne Felgenkranz mag immerhin weit aus der Metallfassung herausgetreten sein, wie wir ähnliche Beispiele auf assyrischen Sculpturen noch erhalten sehen. Aus der Nabe tritt nach der einen Seite eine 2″ im Lichten haltende Büchse 3″ weit vor. Dieselbe ist an ihrem äussern Rande und nicht weit von der Nabe durch einen Wulst verziert. Zwischen den beiden Wulsten kehren dieselben ringartigen Gliederungen wieder, die sich an den Speichenenden finden und als Verzierung auf der Kugel umlaufen. Das ganze Rad ist aus Einem Stück gegossen. Leider ist dasselbe bei einem Brande des Pfahlbau's theilweise zusammengeschmolzen.

Erinnert man sich der zahlreich in unserm Lande vorkommenden Werke etruskischer Kunst, z. B. der Vase von Grächwyl, des Spiegels von Avenches, der vielen bronzenen Statuetten und mancher in diesen Berichten angeführter Gegenstände, so dürfte auch dieses Bronzerad als aus etruskischer Werkstätte hervorgegangen betrachtet werden.

3) Mondsichelbilder, **Taf. XV. Fig. 2. 4. 6. 8. 9,** aus graulichem, mehr oder weniger mit Steinchen

vermischtem Letten verfertigt. Sie sind von schmalem Durchschnitt und werden gegen das ovale Postament hin etwas breiter. Die Hörner laufen bei **Fig. 2. 4** spitz zu, sind bei **Fig. 6. 8** geradlinig abgeschnitten und bei letzter Figur auf der Spitze mit einem Grübchen versehen. **Fig. 2** ist auf der Vorderseite mit Linien verziert, die das Flechtwerk einer Matte darstellen, auf der Rückseite mit 3 vertieften Streifen eingefasst. **Fig. 4** zeigt auf beiden Seiten ein Ornament von geraden Linien, die aus eingedrückten Tupfen gebildet werden. **Fig. 6** hat an beiden Enden sehr tief eingedrückte Löcher, um welche mit dem Finger ein Strich gezogen ist, der sich schlangenförmig den Rändern entlang fortsetzt. **Fig. 8** ist die Spitze eines Mondbildes, welches von einem Loche durchbohrt, weiter oben mit eingravirtem Kreise verziert ist. Ueber die Fläche des Bildes zieht sich von einer Spitze zur andern eine Leiste, die wie der obere Rand des Bildes mit schrägen Linien verziert ist. Wir verdanken die Mittheilung dieses merkwürdigen Bildes der Freundlichkeit des Herrn Professor Desor, in dessen Sammlung sich dasselbe befindet.

4) Bronzene Geräthe von halbmondähnlicher Form. Schon im Bericht II. Fig. 98 ist ein Exemplar dieser Instrumente abgebildet und auf S. 148 und 150 beschrieben worden. **Taf. XVI. Fig. 10** ist jenem ganz ähnlich, nur etwas grösser und endigt nach aussen in eine scharfe Schneide. **Fig. 14. 15. 21** dagegen haben keine Schneide, **Fig. 21** ist auf beiden Seiten mit erhöhten Linien verziert. **Taf. II. Fig. 26** enthält den Handgriff, **Fig. 25** das Mittelstück solcher in der Marniera di Campeggine gefundener Instrumente. Das letztere ist von etwas abweichender Form. Da alle diese Geräthe zum Aufhängen bestimmt sind, scheinen sie als persönlicher Schmuck gedient zu haben.

Ganz ähnliche halbmondförmige Schneidinstrumente aus Bronze, bei denen jedoch die Handhabe nicht wie bei den unsrigen symmetrisch gestellt, sondern gegen die Spitze eines Hornes angebracht ist, sind in einem etruskischen Grabe unweit Bologna gefunden worden. Siehe die Abhandlung: Di un Sepolcreto Etrusco scoperto presso Bologna descrizione del Conte Giovanni Gozzadini, Bologna 1855. Im Anhange zu dieser interessanten, mit vortrefflichen Abbildungen ausgestatteten Schrift weist Professor F. Rocchi in einer gelehrten Auseinandersetzung intorno l'antichità dell' uso di radersi la barba die Möglichkeit nach, dass diese Instrumente als Rasiermesser gebraucht worden seien. Sollte diese Erklärung die richtige und die Halbmondform — was uns einstweilen noch zweifelhaft erscheint — nur zufällig sein, so könnten die oben beschriebenen Instrumente mit den Ber. II. Taf. II. Fig. 86—95 abgebildeten Geräthen in Verbindung gesetzt werden.

5) **Taf. XIII. Fig. 5 und 5ª**, Teller aus Thon, 13″ 8‴ breit, mit Zinnstreifen verziert. Schon in Bericht III. Taf. V. Fig. 40. pag. 93 wurde ein mit Zinnstreifen belegter Deckel eines Thongefässes abgebildet und beschrieben, sowie Taf. VII. Fig. 32. pag. 104 der ähnlich verzierte Rand einer Vase, allein bis jetzt kam nie ein so schönes und vollständiges Muster dieser eigenthümlichen und merkwürdigen Technik, wie das vorliegende Stück, zum Vorschein. Auch auf diesem besteht das Ornament aus papierdünnen Zinnplättchen, welche mit dem schwarzen Grund des Gefässes einen kräftigen Contrast bilden. Diese Plättchen sind überdiess noch mit eingedrückten Linien verziert, die, nachdem die Plättchen aufgelegt waren, mit einem stumpfen Stifte eingravirt wurden. Durch diese nachträgliche Arbeit erhielt das Zinn, das — wie es scheint — einfach auf das wenig gehärtete Gefäss aufgedrückt ist, eine innigere Verbindung mit dem Thone. Das Ornament besteht in der Mitte aus einer von Vierecken gebildeten Rosette, die von dem antiken, auf den Thongefässen der Bronzezeit (Neuenburger-, Bielersee, Ebersberg) häufig erscheinenden Maeander eingefasst ist. Das Motiv der Rand-

verzierung ist dasselbe, das an einem zu Wangen am Bodensee vorkommenden Topfe zum Vorschein kommt.

Der Teller ist aus freier Hand gearbeitet und mit Graphit geschwärzt. Der Stoff ist dunkelgrauer Thon.

Ebenso zierlich ist die Ornamentirung einiger anderer, mit schmalen, fadenähnlichen Zinnstreifen belegter Gefässe. **Taf. XIII. Fig. 1, 2, 3, 4.**

6) Schleuderkappe. **Taf. XV. Fig. 14** stellt die eine Seite einer aus Schnüren von Flachs gestrickten Schleuderkappe dar.

7) Perlen aus grünlichem, blauem und weissem Glase und Bernstein, ähnlich denjenigen, die in Gräbern und Grabhügeln gefunden werden. **Taf. XVI. Fig. 11. 12. 13.**

8) Senkel von Bronze. **Taf. XIV. Fig. 14.**

9) Bruchstücke des Lettenbeschlages der aus Flechtwerk bestehenden Wände der Hütten. Im Neuenburgersee ist kein Stück grösser als 1 Fuss herausgezogen worden. Dieselben sind bald flach, bald mehr oder weniger gebogen, weil sie im glühenden Zustande in's Wasser fielen.

10) Getreide, gedörrte Aepfel, Eicheln, Haselnüsse, Fenchelsamen und Erbsen sind hier wie an mehreren Stellen gefunden worden und werden bei Anwendung der Baggermaschine wohl an den meisten zum Vorschein kommen.

Aus dem **Pfahlbau von Estavayer** hat Herr Oberst Schwab in letzter Zeit erhalten:

Eine 5″ lange prismatische Zinnbarre **(Taf. XIV. Fig. 1)**, einige Ringe aus Gagat, eine Scheibe aus dem Geweihe des Elenn **(Taf. XV. Fig. 17)**, deren Gebrauch unbekannt ist; eine Säge aus Bronze **(Taf. XIV. Fig. 21)**, den Stiefel eines Stockes aus Bronze **(Taf. XIV. Fig. 16)**, einen Knopf von Bronze, eine kleine Zwinge und ein Blättchen von Gold, einige Bruchstücke von Schalen, die mit Zinnstreifen verziert sind **(Taf. XIII. Fig. 1. 2. 3. 4.)**.

Aus dem Pfahlbau von **Crêt** Steinmeissel und einen grossen Stein mit einer sehr grossen Schale; aus demjenigen von Font einen 375 ℔ schweren Findling mit drei Schalen, siehe **Taf. XVII. Fig. 3;** von **Corcelette** ebenfalls einen Schalenstein, von A la Tène ein Stück eines Hornes, mit Reliefverzierung, darstellend eine Schlange, die sich an einem Baumstrunk hinaufwindet. Die Arbeit scheint römisch zu sein.

Schalensteine.

Schalensteine, die, wie bekannt, fast in allen früher von Kelten bewohnten Ländern vorkommen, werden im Neuenburgersee gefunden bei Corcelette, bei Font, oberhalb Estavayer, und bei Cortaillod auf dem gegen das Ufer hin stehenden Pfahlbau, fast immer an Stellen, die bei niedrigem Wasserstande trocken werden.

Die Geräthschaften, welche in der Umgebung der Schalensteine anzutreffen sind, gehören in der Regel der Bronzezeit an. Die Grösse der Schalen wechselt zwischen 3″ und 10″. Ihre Tiefe beträgt selten mehr als 1″. Sie sind ohne irgend welche Ordnung auf der Oberfläche des Steines angebracht, bilden jedoch zuweilen, wenn sie zu Dreien vorkommen, gleichsam die Endpunkte eines gleichseitigen Dreiecks. Siehe **Taf. XVII. Fig. 3.** Dieser Stein wurde bei Font im Neuenburgersee, Station No. 29, gefunden. Die Zahl der Schalen ist sehr verschieden, oft ist, wie namentlich an den oben angeführten Seestationen, nur Eine, häufiger sind deren 10 — 20 vorhanden. Ein Stein von etwa 5 Ctnr. in der

Sammlung des Herrn Oberst Schwab ist desshalb merkwürdig, weil sich auf der einen Seite eine einzige 1′ Durchmesser haltende, auf der andern acht kleinere Schalen befinden. Ausser den Schalen zeigen diese Steine keine Spur von Bearbeitung. Die Schalensteine sind ohne Ausnahme erratische Blöcke. Andere als granitartige, sehr harte Steine sind nicht benutzt worden. In der Nähe von Biel, »im Luterholz«, befindet sich auf einer freien Anhöhe ein etwa 20 Ctnr. schwerer Block mit 18 Schalen, von denen acht Schalen paarweise und sechs je zu Dreien durch Rinnen mit einander verbunden sind. Siehe die von Herrn Oberst Schwab verfertigte Zeichnung auf **Taf. XVII. Fig. 2.** Es darf nicht unerwähnt bleiben, dass auf der Höhe des Jolimont zwischen dem Bieler- und Neuenburgersee ein Grab geöffnet wurde, welches einen kleinen, mit Schalen versehenen, jetzt in der Sammlung des Herrn Oberst Schwab befindlichen, Stein enthielt. Siehe **Taf. XVII. Fig. 1.**

Zu **Crêt** (No. 4 auf der Karte) wurde eine 27 ℔ schwere cylindrische, an beiden Enden mit eisernen Haken versehene Walze gefunden, auf welcher die Buchstaben I. R. eingegraben sind.

In dem Neuenburgersee ist bis jetzt weder Kupfer noch Silber gefunden worden.

Wo immer verbranntes Holz zum Vorschein kommt, hat man beim Suchen nach Alterthümern auf Ausbeute zu rechnen. Zeigen sich keine Brandspuren, so ist alle Bemühung von wenig oder keinem Erfolge begleitet.

Nachträgliches zum Bielersee.

Auf dem Steinberge zu **Möringen** wurden im J. 1862 folgende neue Gegenstände gefunden: Gedörrte Aepfel, Seile aus Bast, Schnüre aus Flachs in Bündeln, Weizenkörner, Fenchelsamen, kleine Bohnen, ein Bronzebeil für die Pfahlbauten von ungewöhnlicher Form (siehe **Taf. XIV. Fig. 17. 18**), ein Topf aus Thon mit mehreren kleinen Füssen, ein Holzschlägel (**Taf. XV. Fig. 16**), eine in einer hölzernen Handhabe steckende kleine Bronzeahle (**Taf. XIV. Fig. 9.**).

Auf dem Steinberg zu **Nidau**, der von der Steinzeit an durch alle Perioden hindurch eine blühende Station gewesen sein muss, findet sich Thongeschirr, das in Beziehung auf schöne Form und feine Erde dasjenige der übrigen Stationen des Bielersee's, sowie der Pfahlbauten des Neuenburgersee's, Montellier, Guévaux, Estavayer, Cortaillod, Auvernier weit übertrifft. Von hier kommt das Bild einer Eidechse aus Thon, merkwürdig als vereinzelter Versuch der Darstellung lebender Wesen. **Taf. XV. Fig. 3.**

Auf der **kleinen Insel** mischen sich Gegenstände aus der Stein-, Bronze- und gallo-römischen Periode. Kürzlich wurden 40 römische Münzen daselbst gefunden. **Oberst Schwab.**

Murtensee.

In diesem See hat Herr Oberst Schwab sechszehn Punkte als frühere Wohnstätten festgestellt, welche sich in ziemlich regelmässigen Distanzen auf beide Ufer des See's vertheilen. Siehe das Kärtchen des See's auf **Taf. XVII.**

No. 1 ist eine grosse, vom Lande etwa 4000′ entfernte Ansiedelung mit sehr vielen Pfählen, die 2—3′ über den Seeboden hervorragen.

No. 2 bei Montellier. Diese Niederlassung befindet sich auf einem künstlich angelegten, etwa 400′ vom Lande entfernten Steinberge. Auf der Höhe desselben bemerkt man zwar keine Pfähle. Von dieser Station erhielt Herr Oberst Schwab zehn ganze Urnen und eine Anzahl Bruchstücke von solchen.

No. 3. Diese Stelle liegt etwas oberhalb des Denkmales der Schlacht von Murten, etwa 1100′ vom Lande entfernt, zeigt eine bedeutende Ausdehnung. Die Pfähle sind nicht sichtbar.

No. 4. Eine grosse Ansiedelung unweit Greing, die einige Aehnlichkeit mit derjenigen von Concise hat. Der zum grössern Theil mit Schilf bedeckte Ort ist zeitweise eine Insel und kann bei niedrigem Wasserstande vom Lande aus trockenen Fusses betreten werden. Beim Graben kommen sofort die Pfähle zum Vorschein. Die in den Jahren 1861 — 1862 vorgenommene Untersuchung der Stelle lieferte eine nicht geringe Zahl Steinbeile, unter denen solche mit halbvollendeter Durchbohrung, Steinhämmer, Kornquetscher, einen Mörser von Stein, 6 Feuersteinmesser, Thonringe und Bruchstücke von Töpfen, einen Ring von Bronze, eine Haarnadel, sowie andere Gegenstände von Eisen und eine Menge theils bearbeiteter, theils ganzer Knochen.

No. 5. Eine kleine Niederlassung an einer Stelle, wo das Wasser 4 — 6′ tief.

No. 6. Grosse Niederlassung, bei welcher bis jetzt keine andern Gegenstände als römische Dachziegel erhoben wurden.

No. 7 wie 6.

No. 8. Kleine Station bei 3′ Tiefe, ohne sichtbare Pfähle.

No. 9. Kleine Ansiedelung bei 3′ Tiefe, anscheinend ohne Pfähle, mit Thongeschirr.

No. 10. Kleine Ansiedelung. Zwischen No. 10 und 11 fand Herr Oberst Schwab etwa hundert theils ganze, theils zerbrochene Thongeschirre, wovon mehrere hübsch geformt und hübsch verziert, ferner Schleudersteine, Kornquetscher, Thonringe, endlich einen bronzenen Ohrring und einen Teller von Bronze mit Spuren von Verzinnung, ähnlich denen, die in gallo-römischen Ansiedelungen gefunden werden. **Taf. XV. Fig. 7.**

No. 11 liegt etwas weiter seeeinwärts und zeigt kein Pfahlwerk.

No. 12. Klein. Von hier noch keine Fundsachen.

No. 13. Ziemlich gross, aber ebenfalls ohne Fundsachen.

No. 14. Kleine Ansiedelung, auf der ein Steinbeil, ein Wurfspiess von Eisen und römische Ziegel gefunden wurden.

No. 15 und 16. Diese Stellen sind bis 15′ hoch mit Wasser bedeckt.

Die Nachforschungen in diesem See sind desswegen schwierig, weil das Wasser fast das ganze Jahr durch trüb, der Boden stark verschlammt und stellenweise, z. B. bei No. 10 und 11, wo das meiste Thongeschirr zum Vorschein kommt, mit Seegras bedeckt ist. Zu einer nähern Kenntniss dieser Ansiedelungen kann man ohne die Anwendung einer Baggermaschine nicht gelangen.

Herr von Bonstetten, der diesen See ebenfalls untersuchte und die von Herrn Oberst Schwab gemachten Beobachtungen bestätigte, macht besonders auf die räthselhafte Bestimmung der konischen Ansiedelungen aufmerksam. Die Baustellen auf diesen Punkten haben die grösste Aehnlichkeit mit künstlich errichteten Grabhügeln, deren Oberfläche nach Herrn Oberst Schwabs Beobachtung nur für ein einziges Haus Platz darbietet. Auf der Landseite erheben sie sich nur 2—3′ über den Seeboden, seeeinwärts aber fallen diese Hügelchen jäh bis 16 und 18′ ab. Bei niedrigem Wasserstande tauchen

einige von ihnen aus dem Wasser hervor. Sie bestehen alle aus Geschiebe und zerschlagenen Steinen und sind an der Basis völlig kreisrund. Herr von Bonstetten hat auf einem derselben, das er genauer untersuchte, weder eine Spur von Pfahlwerk noch Topfscherben oder anderer Artefacte entdecken können.

In die Reihe dieser räthselhaften, von Menschenhand errichteten konischen Bodenerhöhungen gehören No. 2, 3, 6, 8, 9, 10, 11, 12, 14.

Die reichste Stelle des Murtnersee's ist bei Guévaux (zwischen 10 und 11), wo die meisten Thongeschirre vorkommen und wo der Fischer des Herrn Oberst Schwab ein Stück Wandbekleidung aus Letten von der Höhe und Wölbung eines grossen Topfes gefunden hat.

Sempachersee.

Herr Oberst Schwab, der im Jahre 1862 auch die drei einander naheliegenden Seen von Sempach, Baldegg und Hallwil (Luzern und Aargau) untersuchte, hat in dem erstgenannten zu den zwei schon bekannten sechs neue Ansiedelungen entdeckt. Siehe Bericht I. S. 99, Bericht II. S. 116. Die Lage aller acht Punkte ist aus dem Kärtchen **Taf. XVII** zu ersehen.

Mariazell. Die ganze, etwa 30,000 □′ grosse Pfahlbaustelle liegt seit der Tieferlegung des See's im Jahr 1806 trocken. Wahrscheinlich sind hier die Bericht I. S. 99 erwähnten Bronzegegenstände gefunden worden. Die Ausbeute des Herrn Oberst Schwab bestand in Feuersteinsplittern, zwei steinernen Spinnwirteln, einem Steinbeil und einem Messer von Eisen.

Inselchen. Auf der Nordwest-Seite dieses etwa 60 □′ grossen Inselchens ist ein früher vom Wasser bedecktes, 200 □′ grosses Stück Land sparsam mit Pfählen besetzt, zwischen welchen einzelne Topfscherben vorkommen, und Steinbeile, Pfeilspitzen und Splitter von Feuerstein und der Knopf einer bronzenen Haarnadel gefunden wurden.

Schenken. Die Stelle ist ungefähr 100,000 □′ gross, wovon aber die Hälfte trocken liegt. Die Pfähle sind nicht zahlreich. Fundgegenstände sind Pfeilspitzen aus Feuerstein und Topfscherben.

Eich. Der Raum, auf welchem beim Graben Pfähle in Menge zum Vorschein kommen, ist etwa 60,000 □′ gross und ganz trocken. Die Unternehmung lieferte Pfeilspitzen und Splitter aus Feuerstein, ein Bronzebeil und eine Holzkeule.

Baldeggersee.

Von den fünf Pfahlbaustationen an diesem See befindet sich eine unweit des Ausflusses der Aa. Es verbreiten sich daselbst die in geringer Zahl vorhandenen Pfähle, von denen man noch einige in einer Tiefe von 15′ unmittelbar an der Halde (am jähen Abfall des Seebodens) bemerkt, über ungefähr 15,000 □′. Hier findet man Topfscherben. Die übrigen fünf Stellen liegen hart am Ufer auf trockenem Lande und müssen vermittelst Nachgrabens untersucht werden. **Oberst Schwab.**

Mauensee.

Dieser kleine See steht in Verbindung mit dem noch kleineren Wauwylersee, dessen merkwürdige Pfahlbauten im dritten Berichte beschrieben worden sind. Herr Oberst Schwab hat an zwei Stellen, nämlich gegenüber Wauwyl und Kaltbach, Pfähle entdeckt und ist überzeugt, dass eine Nachgrabung auch auf dem Inselchen eine Ansiedelung offenbaren werde. An den erstgenannten Stellen fand er Pfeilspitzen aus Feuerstein.

Nachträgliche briefliche Mittheilung über Ansiedelungen am Bodensee

von Professor **J. C. Deicke** in St. Gallen.

»In neuester Zeit beschäftigt sich Herr Franz Ullenberger, Stiftsverrechner in Ueberlingen, sehr viel mit Aufsuchung von keltischen Pfahldörfern, und es ist im letztvergangenen Monate ihm gelungen, zwei neue ehemalige keltische Niederlassungen zu entdecken, und zwar am Ueberlinger-See, dem nördlichen Arme des Bodensee's, auf der Seite von Ueberlingen, wo man früher noch keine solche Niederlassung gekannt hat. Das eine Pfahldorf liegt eine halbe Stunde von Ueberlingen bei Nussdorf; es sollen daselbst noch einige Hundert Pfähle über das Seebett hervorragen. Eine halbe Stunde von Nussdorf entfernt, bei Maurach, an dem dortigen Landungsplatze, stehen auch eine Menge Pfähle, und Herr Ullenberger hat daselbst Feuersteine, Steinbeile, Steinhämmer u. s. f. gefunden. Meine früher ausgesprochene Ansicht, dass die Feuersteine als Diluvialmasse im Diluvium zwischen den Schweizeralpen und Jura nirgends vorkommen, sondern dass dieselben aus Frankreich eingeführt sind, und dass alle Orte, wo Feuersteine gefunden werden, ehemalige keltische Ansiedelungen gewesen sind, hat sich bei diesen neuern Entdeckungen bestätigt. Herr Ullenberger hat die Landleute gefragt, wo sie Feuersteine für ihren Gebrauch herholen; es sind ihm diese zwei Orte angegeben worden, wo sich die keltischen Ueberreste befinden.«

Bemerkungen über das Buch, betitelt: »Habitations lacustres des temps anciens et modernes par Frédéric Troyon.«

Ich kann nicht umhin, diesen fünften Bericht mit einigen Bemerkungen zu schliessen, über deren Richtigkeit und Nothwendigkeit, wie ich versichert bin, sämmtliche schweizerische Alterthumsforscher mit mir einverstanden sein werden, welche die Erscheinung der Pfahlbauten nicht bloss aus Journalen, sondern aus Autopsie kennen gelernt haben.

In dem genannten Buche wird als eine bedeutende Entdeckung hervorgehoben, dass nicht nur sämmtliche Pfahlbauten in solche, die der Steinzeit, der Bronzezeit, der Eisenzeit und der sogenannten Uebergangszeit vom Stein zur Bronze und von der Bronze zum Eisen einzutheilen seien, sondern dass das Auftreten der Bronze in den Pfahlbauten mit der Einwanderung eines neuen von den Ureinwohnern völlig verschiedenen Volkes und die Verbreitung des Eisengeräthes wiederum mit dem Wechsel der Bevölkerung in Verbindung zu setzen sei.

Nach dieser Eintheilung gehören der Steinzeit an die Ansiedelungen der östlichen Schweiz,

nämlich diejenigen am Boden-, Pfäffiker- und Moosseedorfsee. Da in den Niederlassungen am Züricher- und Sempacher- sowie zu Concise am Neuenburgersee ebenfalls Bronze gefunden wird, aber in geringer Menge, so sind diese Dörfer in die Uebergangszeit vom Stein zur Bronze zu setzen. In die Bronzezeit fallen die Mehrzahl der Niederlassungen des Bieler- und Neuenburgersee's sammt denjenigen des Genfersee's, in diejenige des Ueberganges von der Bronze zum Eisen oder vielmehr in eine sogenannte erste Eisenzeit [1]), d. i. die helvetische Periode, einige Ansiedelungen am Bieler- und Neuenburgersee.

Die Zustände der Bevölkerung in diesen verschiedenen Perioden werden auf folgende Weise geschildert:

Die erste Periode entbehrt der Kenntniss der Metalle. Jagd, Fischfang, Viehzucht und in geringem Maasse der Ertrag des Ackerbaues bilden die Elemente der Subsistenz. Für anderweitige Bedürfnisse des Lebens werden auch Flachs oder Hanf gebaut. Mit fremden Ländern besteht ein Tauschverkehr. Die Industrie ist noch sehr primitiv, denn die kleinen Steinbeile zeigen noch keine künstliche Durchbohrung, die Produkte der Töpferei weder die schönen Formen noch die Mannigfaltigkeit der Verzierungen der späteren Zeit. Diese erste Periode nimmt durch das Eindringen eines mit Bronzegeräthe ausgerüsteten Volkes ein plötzliches Ende. Die Pfahlbauten werden von diesem verbrannt [2]), die Urbewohner getödtet oder in abgelegene Gegenden zurückgedrängt. Diese Katastrophe trifft hauptsächlich die Ansiedelungen der Ostschweiz, welche für immer verschwinden, auch eine Anzahl von solchen an den Ufern der westlichen Seen. Einige wenige Niederlassungen jedoch, nämlich die der sogenannten Uebergangszeit, werden von dem neuen Volke erst dann zerstört, als sie schon mit Bronzegeräthen versehen waren.

Zweite Periode. Mit dem plötzlichen Auftreten der Bronze — eine Kupferzeit hat Europa nicht gekannt — beginnt in der westlichen Schweiz eine neue Aera für die Pfahlbauten, es ist aber nicht die neue Bevölkerung, die das Land in Besitz genommen, sondern die alte, die doch nicht ganz untergegangen ist, vielmehr sich allmälig mit den Beherrschern des Landes verbindet, welche wieder auf den Pfahlbauten erscheint und die frühere Lebensweise fortsetzt. Die Verbreitung der Bronze, die anfangs in unvollkommenen Produkten auftritt, hat eine rasche Entwickelung der Kultur zur Folge, die Verhältnisse des Lebens gestalten sich günstiger, die Wohnungen werden solider aufgeführt, die Industrie nimmt einen Aufschwung, die Verarbeitung des Leders, die Kunst des Webens und der Verfertigung der Kleider gewinnt durch das Metallgeräthe.

Die Erzeugnisse der Töpferei erhalten neue, elegantere Formen und neue Motive der Verzierung. Auch im Erzguss werden Versuche gemacht. Vom Bieler- bis zum Genfersee erheben sich neue Stationen und werden zerstörte wieder hergestellt. Die auf Mondcult bezüglichen Bilder gehören nicht der Bronzezeit, sondern der Eisenzeit an. Durch das neue Volk wird die Verbrennung der Todten eingeführt. Die Bevölkerung in den Pfahlbauten mehrt sich [3]), sie ist aber eine andere als

---

[1]) Zu den Pfahlbaubewohnern (in der ersten Eisenzeit) werden auch die auf dem Meeresstrande wohnenden Allobrigen gezählt, ungeachtet Suidas II. 64 mit keiner Silbe von ihren Wohnungen spricht.

[2]) Die Thonkugeln, welche in den Hab. lac. als Brandgeschosse zum Anzünden der Hütten ausgegeben werden, sind nichts anderes als Gewichte zum Anspannen der Fäden am Webestuhl.

[3]) Aus der Krümmung einzelner Stücke der Thonbekleidung der Hüttenwände, welche erstere beim Brande des Pfahlbau's in glühendem Zustande in's Wasser fielen und diesem Zufall ihre Erhaltung verdanken, auch nie grösser als 1 Fuss,

diejenige, welche zu gleicher Zeit in der Ostschweiz während der Bronzeperiode auf festem Boden lebt. Diese zweite Periode schliesst sich ebenfalls durch den Untergang sämmtlicher Pfahlbauten.

Dritte Periode. Wiederum erscheint ein neues Volk, das mit eisernen Waffen kämpft und aus einem Lande ohne Seen kommend die Pfahlwohnungen nicht besetzt. Die beiden Bestandtheile der alten Bevölkerung werden unterworfen, decimirt, in die Berge getrieben und die Seedörfer niedergebrannt. Indessen rettet sich wiederum eine Anzahl Familien der Urbevölkerung aus diesem zweiten Sturme. An den Ufern des Bieler- und Neuenburgersee's erstehen etwa ein Duzend Pfahldörfer, deren Bewohner sich die Kultur des zweiten Eroberers aneignen, an die Stelle der Seeortschaften treten ärmliche Hütten, worin Fischerfamilien ihr kümmerliches Dasein fristen. Ueberreste von Töpferwaare beweisen, dass sie noch zur römischen Zeit bewohnt waren. Die Bevölkerung der dritten Periode, der Eisenzeit, verbrannte die Todten ebenfalls, bestattete aber die Ueberreste in Aschenurnen unter Grabhügeln.

Die Namen der Völkerschaften der verschiedenen Perioden sind folgende: Die Bevölkerung der ersten Periode ist ein Urvolk, vielleicht zum finnischen oder zum iberischen Stamme gehörig, das mehrere Jahrtausende vor unserer Zeitrechnung aus Asien kommend dem Laufe der Rhone oder des Rheines folgend in die Alpenthäler einwanderte. Die Bevölkerung der zweiten Periode sind die Kelten, welche aus Asien daher ziehen. Die Waffen, mit denen sie die Seeanwohner überfallen und vertilgen, sind von Bronze, weil sie in deren Verarbeitung schon in ihrer Heimat grosse Geschicklichkeit erlangt hatten. Die Bevölkerung der dritten Periode sind die Helvetier, welche ihre Sitze im südwestlichen Germanien verlassen. Sie sind in der Kultur weiter vorgeschritten, tödten die früheste Bevölkerung mit dem Eisenschwert und zerstören die Seedörfer, die sich in der Westschweiz zu neuer Blüthe erhoben hatten.

In diesen Zügen werden theils die Zustände während der verschiedenen Perioden, theils die Schicksale der Pfahlbaubewohner geschildert.

Obgleich es zunächst in meiner Absicht liegt, gegen die Eintheilung der Pfahlbauten in solche der Stein-, der Bronze- und der Eisenzeit, sofern dieselben nämlich mit dem Erscheinen verschiedener Völker zusammenfallen sollen, Einwendungen zu erheben und zu zeigen, dass ein Sprung von einer Kultur zur andern sich aus der Untersuchung der Pfahlbaureste durchaus nicht nachweisen lasse [1]), sondern dass die Metalle wie andere Handelswaare sich allmälig über die Ansiedelungen verbreiteten, so muss ich doch erst in Beziehung auf die geographische Eintheilung derselben und dann auf die Schilderung der Zustände mir einige berichtigende Bemerkungen erlauben. [2])

Was erstlich die geographische Verbreitung der Stein- und Bronzepfahlbauten und die Meinung betrifft, dass die jetzige Grenze zwischen der romanischen und deutschen Schweiz möglicherweise

---

und so und anders gebogen zum Vorschein kommen, wird in den Hab. lac. der Umfang der Hütten berechnet, als Raum für 4 Personen angegeben, dann weiter die Zahl der Wohnungen auf einem Pfahlbau und endlich die Bevölkerung auf demselben bestimmt! —

[1]) Siehe Ber. II. S. 144, III. S. VIII und IX. Wenn im ersten Berichte S. 93 die Bevölkerungen der Stein- und Erzzeit von einander unterschieden wurden, so lag der Grund darin, dass damals eine einzige Ansiedelung mit dem Charakter der Steinzeit und diese nur unvollständig bekannt war.

[2]) Verschiedene Züge in dieser Schilderung sind richtig und gründen sich auf Thatsachen, welche ich selbst in meinen Berichten, die von den Hab. lac. in Toto verschluckt wurden, mitgetheilt habe.

auch die Grenze zwischen den Stein- und Bronzedörfern bezeichnen könnte, so widerspricht dieser Annahme die Lage des hauptsächlich der Bronzezeit angehörenden Pfahlbau's von Peschiera, der weit nach Osten hinter den Steinniederlassungen der Ostschweiz zurückliegt, ferner die Lage der Ansiedlung von Moosseedorf, welche ganz in die Steinzeit fällt und von Ortschaften umgeben ist, die in kleinerem oder grösserem Maass mit Bronze versehen sind. Ebensowenig ist es möglich, jetzt schon eine bestimmte Scheidelinie zwischen den Pfahlbauten mit oder ohne Eisen anzugeben, da Inkwyl und der Sempacher- und Mauensee nicht zur westlichen Schweiz gehören und ebenfalls Geräthschaften von Eisen darbieten.

Mit Bezug auf die Zustände in der ersten Periode zeigen die Resultate der Forschungen am Pfäffiker-, Niederwyler- und Bodensee, dass Getreide in ausgedehnter Weise das Hauptnahrungsmittel bildete[1]), ferner Hanf gar nicht, Flachs dagegen in grossem Umfange gepflanzt und mit so viel Geschick verarbeitet wurde, dass die bei so geringen mechanischen Hülfsmitteln mannigfaltig componirten Flachsgewebe wahrhaft in Erstaunen setzen. Man kann mit aller Sicherheit annehmen, dass die Bekleidung der Kolonisten der Steinzeit hauptsächlich in dickeren und dünneren Zeugen aus Flachs bestanden habe. Was die Industrie dieser Periode betrifft, so ist mit Rücksicht auf die Steingeräthschaften zwischen den Produkten der ersten Periode und der auf sie folgenden so geheissenen Uebergangsperiode nicht der geringste Unterschied wahrzunehmen, da sich in jenen und in den mit Bronze versehenen ganz dieselben Formen finden, ja in den ersteren durchbohrte und sogar verzierte Beile viel häufiger vorkommen. Die Thonwaare der ersten Periode erscheint als Topf und Becken in mannigfaltiger Form, mit den Anfängen ganz derselben Verzierungen, welche die Produkte der spätern Zeit bedecken und bekundet eine grosse Gewandtheit in der Behandlung des Thones.

Die Behauptung, dass sämmtliche Pfahlbauten der Steinzeit bei dem Einfalle eines fremden Volkes eingeäschert worden, ist nicht richtig, da bei Niederwyl und mehreren Pfahlbauten des Untersee's keine Spur von Brand bemerkt wird. Gegen die Annahme eines zwischen den Urbewohnern und den supponirten Eroberern stattgehabten Kampfes und einer Vertilgung der ersteren spricht die Thatsache, dass in sämmtlichen Pfahlbauten der Steinzeit, ja in allen bisher entdeckten Pfahlbauten überhaupt, nicht ein halbes Duzend Menschengerippe gefunden wurden. Der Grund warum eine so grosse Menge nicht nur zerbrochener oder abgenutzter, sondern auch gut beschaffener Stein- und Knochengeräthschaften in dem Reviere der Pfahlbauten anzutreffen ist, erklärt sich einfach aus dem Umstande, dass die Kolonisten, wenn sie durch ein Brandunglück gezwungen waren, auf das feste Land überzusiedeln und hier neue Wohnsitze zu gründen, sich schwerlich die Mühe genommen haben werden, die in dem Schlamm versunkenen noch brauchbaren Steinbeile und übrigen Artefakte zu sammeln, welche wir jetzt im Interesse der Wissenschaft mit grosser Mühe hervorsuchen. Auf dieses sowohl in der Stein- als in der Bronzezeit stattgehabte Uebersiedeln der Bevölkerung weist auch der Umstand hin, dass fast allen ehemaligen Pfahlbaustationen jetzt noch bestehende kleinere oder grössere Ortschaften am Ufer entsprechen.

Was die Benennung Uebergangszeit eigentlich bezeichnen will, ist nicht leicht zu errathen. Nach

---

[1]) Auf den vorwiegenden Genuss vegetabilischer Kost auf den Pfahlbauten der Steinzeit, z. B. denjenigen am Untersee, deutet die grosse Zahl von Töpfen mit Ueberresten verbrannten Getreides und namentlich die geringe Menge von Thierknochen.

dieser Theorie müssten einige Pfahldörfer, z. B. Meilen, Concise, durch friedlichen Verkehr mit dem neu eingewanderten Volke sich Bronzewaare verschafft haben, aber ungeachtet dieses Austausches von dem Eindringling zerstört worden sein.

Die Hypothese, dass die älteste Bevölkerung und nicht die Eroberer mit den Bronzewaffen die verbrannten Pfahldörfer wieder aufbauten, musste darum aufgestellt werden, weil doch kaum anzunehmen war, dass die neue, in Bildung und Lebensweise völlig verschiedene und weiter vorgerückte Bevölkerung sich auf den Brandstätten niedergelassen und den Pfahlbau weiter entwickelt hätte.

Zweite Periode. »Eine Kupferzeit hat Europa nicht gekannt.« Diese Behauptung, gilt wie auf Seite 141 (13) dieses Berichtes zu lesen ist, ziemlich für das westliche Europa, keineswegs aber für das östliche, da in den untern Donauländern siehe **Taf. VII** eine Fülle von Kupfergeräthe zum Vorschein kommt.

Durch die Verbreitung besserer Geräthe aus Bronze trat natürlich in der technischen Thätigkeit eine merkliche Veränderung ein, die sich in den äussern Zuständen der Ansiedler kundgeben musste, indessen möchten wir wissen, worauf sich die Behauptung »dass die Verarbeitung des Leders, die Kunst des Webens und die Verfertigung der Kleider einen bedeutenden Aufschwung genommen habe« gründet, da zur Zeit der Abfassung der Hab. lac. in den Bronzeniederlassungen der Westschweiz weder ein Faden gefunden worden war noch bis jetzt eine Spur von Leder zum Vorschein gekommen ist.

Wenn behauptet wird, die Bevölkerung während der Bronzezeit in der Westschweiz sei eine andere als die zu gleicher Zeit auf festem Boden angesiedelte in der Ostschweiz gewesen, so betrachte man die Kulturreste der Ansiedlung Ebersberg siehe **Taf. XII**, vergleiche sie mit denjenigen des Nidau-Steinberges, und überzeuge sich von der völligen Identität der Industrieprodukte der einen und der andern Ansiedlung.

Die Angabe in Betreff des Zeitalters, welchem die Mondbilder angehören, ist ganz irrig, da diese Kulturgegenstände nicht in der Eisenzeit, sondern recht eigentlich in der Bronzezeit auftreten. Ueber die Art, wie die Bewohner der Seedörfer ihre Todten bestatteten, hat die sorgfältigste Nachforschung bis jetzt nicht das geringste Resultat geliefert. Wenn angeführt wird, dass das Bronzevolk die Verbrennung der Todten eingeführt habe, so steht damit in grellem Widerspruche, dass bei uns in allen uns bekannt gewordenen Gräbern aus dieser Zeit neben Beigaben aus Bronze die unverbrannten Ueberreste des Leichnams angetroffen wurden.

Dritte Periode. Zum zweiten Male werden die Seedörfer niedergebrannt; jetzt durch ein mit eisernen Waffen ausgerüstetes, aus Süd-Germanien daherströmendes Volk. — Nach den ganz zuverlässigen Beobachtungen des Herrn Oberst Schwab finden sich in den Seen von Biel und Neuenburg etwa bei einem Viertel der Pfahlbauansiedlungen Spuren von Brand, ein Beweis, dass von einem plötzlichen und allgemeinen Untergang der Pfahlbauten nicht die Rede sein kann. Das Vorkommen vieler Bronzegeräthschaften in den Ruinen der Pfahlbauten hat allerdings etwas auffallendes, namentlich desswegen, weil eine nicht geringe Anzahl von Pfahlbauten auch noch in der helvetischen und gallo-römischen Periode besetzt blieb. Den Bewohnern derselben konnte doch das Vorhandensein von allerlei Geräthe in den Revieren ihrer Wohnsitze nicht unbekannt sein und sie mussten es herausfischen können, wenn der Werth der Gegenstände die Zeit und Mühe des Aufsuchens aufwog. Wer weiss, ob diess nicht geschehen ist und ob wir gegenwärtig nicht bloss Nachlese halten? Summirt man alle bis jetzt aufgefundenen bronzenen Geräthschaften, die Schwerter, die Spiesse, die Messer, die

Beile, die Ringe etc. und vertheilt diese Gegenstände auf die vielen bis jetzt durchsuchten Pfahlbaustationen, so stellt sich die Zahl dieser Dinge gegen die Vorräthe, die hier vorhanden sein müssten, wenn sämmtliche Pfahlbauten der Bronzezeit plötzlich untergegangen und der Mehrzahl nach verlassen worden wären, als ganz unbedeutend heraus[1]); zudem darf man nicht vergessen, dass das Aufsuchen der Alterthümer gegenwärtig oft auf eine Tiefe von 10 Fuss mit allerlei Apparaten, mit Zangen und Baggermaschinen und mit grossem Aufwand von Zeit und Arbeit bewirkt wird.

Was nun die Namen und die ethnographische Bestimmung des Volkes betrifft, das längere Zeit theils auf Pfahlbauten, theils auf dem festen Lande wohnend sich zuerst des Steingeräthes bediente und daher als Urbevölkerung betrachtet wird, so mag, wer Lust hat, ihm alle Verwandtschaft mit dem keltischen Elemente absprechen und finnischen oder iberischen Ursprung zuschreiben, oder dasselbe mit der von Boucher de Perthes entdeckten Menschenrace in Verbindung bringen — so viel ist gewiss, dass es sich in seinen Anlagen, seiner Lebensweise, seiner Industrie nicht im Mindesten von der mit Metallen versehenen Bevölkerung unterscheidet, sondern dass sich in der ganzen Erscheinung der Pfahlbauten von ihren ersten Anfängen an bis zum Ende ihres Bestehens eine allmählige ruhige friedliche Entwickelung auf's deutlichste erkennen lässt. Mit diesem Satze stehen die Spuren von Brand und das Vorhandensein so vieler Geräthe unter den Resten der Wohnungen keineswegs im Widerspruch; denn giebt es irgend ein Strohhüttendorf, das während der Jahrhunderte seines Bestehens durch zufällige Ereignisse oder in einheimischen Kriegen nicht ein- oder mehrmals eingeäschert wurde?

Aus dem Gesagten geht mit Bestimmtheit hervor, dass die Hypothese, nach welcher die Bewohner der Pfahlbauten desswegen weil sie in der frühesten Zeit keine metallene Geräthe hatten und später deren besassen, in ganz verschiedene Völker zu trennen seien, aller Begründung entbehrt. Sehr wahr ist, was Doctor Lindenschmit in Betreff solcher auf blosse Verschiedenheit der Geräthe basirten Annahmen von Bevölkerungswechseln sagt[2]): »Der blosse Wechsel des Stoffes, der Uebergang von dem Gebrauche des Steines zu dem der Metalle ist an und für sich nicht der Art, dass er für einen Wechsel der Bevölkerung irgend Grund gäbe. Er ist nicht so bedeutend als der Uebergang vom Speer zur Feuerwaffe und wenn bei jedem Fortschritt dieser Art der Eintritt eines völlig verschiedenen Volkes anzunehmen wäre, so würde die Kulturgeschichte der Menschheit nur von Völkerwanderungen zu sprechen haben.«

Was die Einwanderung der Kelten in Europa betrifft, so gehört dieses Ereigniss in die Urgeschichte der Bevölkerung unseres Welttheils und ist in unaufhellbares Dunkel gehüllt. Keine Sage spricht von dem Vordringen der Kelten nach den Ländern, in deren Besitz wir sie später erblicken, wohl aber lehrten die Druiden, dass die Gallier Autochthonen seien. Schon beim ersten Erwachen der historischen Berichte erscheinen sie im fernen Westen der iberischen Halbinsel[3]) und zeigen sich in der Folge als das erste unter den grossen Nordvölkern, welches von West nach Ost aus seiner Heimat herausdrängt. Wenn es eine ganz vergebliche Mühe der Alterthumsforschung ist, die Zeit ihrer Ankunft in Europa zu bestimmen, so muss es vollends als eine müssige Spielerei betrachtet werden, über

---

[1]) Es liegt ein vollständiges Inventar der Bronzen in der Sammlung des Herrn Oberst Schwab, die mehr als $^3/_4$ aller in der Westschweiz gefundenen Bronzesachen in sich fasst, und ein nahezu vollständiges derjenigen aller übrigen Sammlungen vor mir.

[2]) Lindenschmit, Die vaterländischen Alterthümer, pag. 159.

[3]) Herodot, II. 33, IV. 49. Zeuss, Die Deutschen, pag. 160.

den Grad der Kultur zu sprechen, den dieses in späterer Zeit über Mittel-Europa verbreitete Volk bei seinem ersten Eintritte in Europa besass und sogar zu behaupten, sie seien mit vollständiger Kenntniss der Bronze, beziehungsweise des Kupfers und Zinns und der Mischung dieser Metalle zur Erzeugung eines härteren Stoffes, sowie mit vollständiger Kunde des Erzgusses eingewandert.

Nicht minder kühn ist die Behauptung, die Helvetier hätten mit dem Eisenschwerte das Land erobert und die Pfahldörfer darum, weil sie in ihrem Lande keine Seen hatten und diese Lebensweise nicht kannten, niedergebrannt — alles dieses zur Zeit, als die Bronze in vollem Maasse über dieselben verbreitet war und diese Art der Ansiedelung ihre höchste Entwickelung erreicht hatte. Sie sollen eingewandert sein, als kaum einige Eisengeräthschaften den Seedörfern zugekommen waren. Die Einwanderung der Helvetier ist eine der Sage angehörende Begebenheit, deren Zeitpunkt festzustellen durchaus unmöglich ist. Es ergiebt sich aus der Geschichte der östlich vom Rheine wohnenden Keltenstämme, dass sie von den Germanen gedrängt ihr Land verliessen, welche die alte Heimat der Helvetier zur Wüste machten und denselben auch in der neuen keine Ruhe liessen.[1]) Es findet sich durchaus keine Nachricht darüber, ob die Helvetier aus Noth oder Eroberungslust ihre Sitze wechselten, und in welchem Verhältnisse sie sich zu den gallischen Stämmen diesseits des Rheines befanden. Gesetzt aber, sie überschritten den Rhein als Eroberer, wie ist es möglich anzunehmen, dass sie mit Eisengeräthe vollständig ausgerüstet waren, als ihr Nachbar diesseits des Rheines dessen entbehrte und zwar zu einer Zeit, als der regste Verkehr im Gange war, wie die Verbreitung der ganz ähnlichen Bronzegeräthschaften über Mittel-Europa deutlich beweist? Lässt sich denken, dass der zwischen Rhein und Schwarzwald wohnende Stamm in der Civilisation dem diesseits des Rheines wohnenden Stamme vorangeeilt war, dessen Gebiet durch Alpenpfade und das Rhonethal den Einflüssen der Kulturländer am Mittelmeere offen stand, wie sich aus den von daher bezogenen Bronzegeräthschaften nachweisen lässt? Es ist schade, dass bei Abfassung der Hab. lac. die vielen Seestationen, auf welchen man römische Geräthschaften findet, noch nicht bekannt waren, es wäre uns sonst ohne allen Zweifel eine dritte Eroberung des Landes, nämlich durch die Alemannen, ein nochmaliges Verbrennen der Pfahlbauten und Decimiren der Bevölkerung als Schluss des Drama's vorgeführt worden.

Auf die Betrachtung der Schilderung der Gräber, die von den Nachkommen der Pfahlbaubewohner an den Ufern des Genfersee's errichtet worden sein sollen, und derjenigen helvetischer Zustände und Industrie, in welcher alles, was der gallischen und gallo-römischen Periode angehört, aufgezählt wird, können wir uns hier nicht einlassen, versichern jedoch, dass in diesem Kapitel, wie in so vielen andern, Richtiges und Unrichtiges, Sachbezügliches und Fremdartiges, in verwirrender Masse neben einander gehäuft ist.

Die kulturgeschichtliche Erscheinung der Pfahlbauten, die Zeit[2]) ihres ersten Auftretens, ihr ursprünglicher Zweck, ihre Entwickelung, ihr endliches Erlöschen, ist trotz der vielen bis jetzt gewonnenen Thatsachen noch in mannigfache Räthsel gehüllt. Ob wir uns die ersten Ansiedler als ein Glied des in frühester Zeit über Europa sich ergiessenden, schon mit der Kenntniss des Feldbaues

---

[1]) Caes. B. G. I. 1.

[2]) Die Berechnung des Alters des Pfahlbau's am Fusse des Chamblon bei les Uttins unweit Yverdon hat jüngst Herr Jayet im Bulletin de la Soc. vaudoise des sc. nat. 1862 als unrichtig nachgewiesen.

ausgerüsteten keltischen Völkerstammes zu denken haben, kann weder mit Sicherheit bejaht noch verneint werden. Einen wunderbaren Kontrast bieten in den ältesten Pfahlbauten die höchst einfachen Geräthe mit den Erzeugnissen des Kunstfleisses und der landwirthschaftlichen Thätigkeit dar. Gewiss ist, dass vom ersten Beginn dieser eigenthümlichen Lebensverhältnisse bis in die späteste Zeit ihres Bestehens, bei unveränderten äussern Bedingungen sich ein ruhiges Fortschreiten zu einer besseren Gestaltung der Zustände erkennen lässt, in welchem weder Rückschritte noch Sprünge durch das Dazwischentreten fremder Elemente wahrzunehmen sind. Die allmählige Verbreitung der Metalle in einem Lande, das keine solchen darbot, erklärt sich ganz einfach durch den in grauester Vorzeit in ganz Europa stattfindenden Handelsverkehr. Die Frage, warum die Bewohner eines der Steinzeit angehörenden Pfahlbau's ihre Ansiedelung verliessen, während die eines andern, nur wenige Stunden oder wenige Minuten davon entfernten, auf ihren Gerüsten verharrten, hat nicht mehr Bedeutung als diejenige, warum während des Mittelalters so viele Ortschaften, deren Name und Lage wir kennen, abgingen. Das Vorhandensein von Industrieprodukten auf den Revieren der Pfahlbauten hat nichts Ueberraschendes, wenn man erwägt, was für Unglücksfälle über Strohhüttendörfer ergangen sein mögen, bei denen nicht nur das Haus, sondern auch der Boden aus leicht entzündlichen Stoffen bestand. Dass, wenn wir Cäsar's Angabe buchstäblich zu nehmen haben, beim Auszuge der Helvetier, deren Einzug weder durch die Geschichte noch durch Alterthümer sich kundgibt, die damals noch bestehenden Pfahlbauten niedergebrannt wurden, ist möglich, dass aber einige stehen blieben oder nach der Rückkehr der Bevölkerung wieder hergestellt wurden, ist ausser Zweifel. Ihre Fortdauer bis in die römische Periode hinab ist nur für Den befremdend, der sich einbildet, dass in dieser Zeit die ganze Bevölkerung zu römischer Lebensweise übergetreten sei, während der Beweise genug vorliegen, dass das gemeine Volk bis zum Eintritte germanischer Stämme an seinen Sitten und Gebräuchen festhielt.

Ist, wie gesagt, ungeachtet der bisherigen Bemühungen der Forscher auf diesem Gebiete des Unerklärten noch viel vorhanden, ja steigert sich bei dem rasch anwachsenden Materiale die Schwierigkeit einer befriedigenden Lösung der Aufgabe, so kann man nur bedauern, wenn durch gewagte Hypothesen, künstliche Combinationen und willkürliche Deutung der Thatsachen das Bild der Erscheinung, das wir noch lange nicht als ein abgeschlossenes Ganze zu erkennen vermögen, in ein poetisches Gewand gekleidet wird, von dem es zu befreien, dem nüchternen und gewissenhaften Beobachter um so schwieriger fällt, als der grösste Theil der Alterthumsfreunde, besonders der ausländischen, mit dem wirklichen Thatbestande der Erscheinungen und deren Beziehung zu den übrigen Alterthümern des Landes nicht hinlänglich bekannt ist.

Inhalt der Tafeln.

(Die grossen Zahlen entsprechen den Nummern der Figuren, die kleinen den eingeklammerten Seitenzahlen. Br. bedeutet Bronze.)

I. Castione.

Figur **1—5** Pfahlbau von Castione Seite 4. **6** Backsteine 5. **7—12** Thongefässe 5. **13—20** Henkel von Thongefässen 6. **21—24** Verzierungen auf Thongefässen 6.

II. Castione.

Fig. **1—7** Instrumente, Bronze 6. **8—17** Geräthe von Knochen und Geweih 7. **18, 19** Kämme aus Bein 7. **19**[b] Kamm, Br. **20—24** Haarnadeln und andere Zierrathen, Br. **25, 26** Halbmondbilder, Thon 7. **27—32** Waffen aus Bein 7. **33** Gussform von Bronzebeilen 7. **34—38** Speere und Dolchklingen, Br. 7. **40** Lanzenspitze, Br. 7.

III. Castione.

Fig. **1—11** Werkzeuge aus Holz 6. **12** Schleuderstein aus Porphyr 6. **13—16** Waffen, Br. 7. **17—21** Wirtel aus Thon 7. **22** Wirtel aus Hirschhorn 7. **23** Wirtel aus Thon 8. **24** Scheibe aus Thon 8. **25** Kugel aus Thon 8.

IV. Peschiera.

Fig. **1, 3, 4** Dolche. **2. 5—9** Speerspitzen, Br. 14.

V. Peschiera.

Fig. **1—19** Kleider-, Haar- und Nähnadeln, Br. 14.

VI. Peschiera.

Fig. **1, 2** kleine Harpunen, Br. **3** grosse Spangen, Br. **4** Spirale, Br. **5, 6** Fibeln, Br. **7** Spirale, Br. **8** kleine Harpune, Br. **9, 10** Meissel aus Kupfer. **11** Messer, Br. **12** Scheibe, Granit. **13** Meissel, Kupfer. **14** Röhre, Br. **15** Meissel, Br. **16** Plan von Peschiera.

VII. Geräthe aus Kupfer. (S. 13.)

Fig. **1—6** Beile. **7** ditto mit Schaftloch. **8** Ring. **9** Spirale. **10—14** Beile. **14—17** Pfeilspitzen. **18** Meissel. **19, 20** Pfeilspitzen. **21—28** Beile.

VIII. Untersee.

Fig. **1** Pfahlbau bei Allensbach am Untersee 15. **2** Feuersteingeräthe 23. **3** Quetschstein 18. **4** Lanzenspitze, Feuerstein 21. **11, 11**[a] Netzbeschwerer 21. **12** Bearbeiteter Stein 19. **15** Geräthe aus Hirschgeweih 24.

IX. Untersee.

Fig. **1** durchbohrte Streitaxt 15. **2** ditto 18. **3** ditto 22. **4** ditto 23. **5** angebohrter Stein 19. **7** Steinbeil 21. **8** durchbohrter Hammer 21. **9** Kornquetscher 19. **10** Steinbeil 19. **11** Unvollendeter Hammer 24. **12** ditto 19.

X. Niederwyl und Robenhausen.

Niederwyl. Fig. **1, 2** Pfahlbau von Niederwyl 29. **3** Schlägel 30. **3**[a] Balken. **3**[b] Thonkegel 30. **4** Aelteres und neueres Pfahlwerk über einander 40. **5** Stück eines Tragbalkens. **Robenhausen.** Fig. **6** Handhabe aus Holz 41. **7, 8** Quirle 41. **9** Topf 41. **10, 14, 15** Geschirre aus Holz 41. **11, 12, 13** Messer aus Eibenholz 41. **16** Steinbeil mit Schaft 41. **17** Steinbeil in Hirschhornfassung 41. **18** geschäftetes Steinbeil 41. **19** Geräthe aus Hirschhorn 41. **20** Bogen aus Eibenholz 41. **21** Dreschflegel 41. **22** Geräthe aus Hirschhorn. **23, 23**[a], **23**[b] Kahn 41. **24** Kegel aus weissem Marmor 41.

XI. Gewebe und Geflechte von Robenhausen, Nieder-Wyl und Wangen.

Fig. 1 Tasche an einem Kleide 41. 2, 3. 4. 5 Matte 41, 42. 6 Band 42. 7 Geflecht aus Flachs 42. 8 Netz 42.

XII. Zug und Ebersberg.

Zug. S. 33. Fig. 1, 2 Pfahlbau bei Zug. 3 Serpentinbeil. 4 Pfeilspitze aus Feuerstein. 5 Angesägter Stein. **Ebersberg.** Fig. 6—30 (Vrgl. Band der Mittheilungen VII. Heft 4.). Fig. 6 Spirale, Br. 37. 7 ditto 37. 8 Perle von Glas 37. 9 Pfeilspitze von Br. 37. 10—15 Kleider- und Haarnadeln 37. 16 Speerspitze aus Knochen. 17 Beil aus Nephrit 37. 18—20 Spinnwirtel 37. 21 Thongefäss und Thonring 36. 22 Trinkschale aus Thon 36. 23 Halbmondbild aus Thon 37. 24 Messer, Br. 25 Thongefäss mit Löchern 36. 26 Fingerring, Br. 37. 27 Ohrring, Br. 37. 28 Halbmondbild aus Stein 38. 29 Kornquetscher 37. 30 Gewicht für den Webestuhl 37.

XIII—XVII. Geräthschaften aus der Sammlung des Herrn Oberst Schwab in Biel.

XIII.

Fig. 5, 5ª Teller mit Zinnplättchen verziert 46. 1—4 Fragmente von ähnlichen Tellern 47.

XIV.

Fig. 1 Zinnbarre 47. 2 Pfeilspitze, Br., von Cortaillod. 3 ditto von Estavayer. 4 Nadel, Br., Möringen. 5 Nagel mit Hülse, Br., Estavayer. 6 Gusszapfen, Br., Cortaillod. 7, 8 Rad aus Bronze 46. 9 Ahle, Br., Möringen 48. 10 Haken, Br., von Cortaillod, in der Sammlung des Herrn Notar Otz daselbst. 11 Meissel, Br., von Auvernier, in der Sammlung des Herrn Professor Desor zu Neuchâtel. 12 Pfeilspitze aus Knochen von Möringen. 13 ditto von Cortaillod. 14 Senkel, Br., von Estavayer. 15 Weberschiffchen aus Knochen von Möringen. 16 Beschläge eines Stockes, Br., von Estavayer 47. 17 Beil, Br., von Möringen 48. 18, 19 Messer, Br., das erstere mit einem Hirschhornheft, von Möringen. 20 Säge, Br., von Estavayer 47. 21 Spindel aus Hirschhorn von Cortaillod.

XV.

Fig. 1 Geräthe aus Thon von Cortaillod. 2 Halbmond aus Thon 45. 3 Bild einer Eidechse aus Thon 48. 4 Mondbild 45. 5 Thongefäss von Cortaillod. 6 Mondbild 45. 7 Querschnitt eines bronzenen verzinnten Tellers vom Murtnersee. 8 Mondbild 45. 9 Stück eines Mondbildes aus Thon. 10 Teller von Thon von Möringen. 11 Thongeschirr mit Ausgussröhre von Möringen. 12 Walze aus Thon mit erhöhtem und verziertem Rand. 13 Thongefäss von Möringen 14 Schleuderkappe 47. 15 Thongefäss mit 7 Löchern von Guévaux am Murtnersee (vrgl. S. 36.). 16 Holzschlägel 48 17 Scheibe aus dem Horn eines Elenn 47. 18 Thongefäss, in welchem die Henkel auf der innern Seite angebracht sind, von Möringen. 19 Schleuderstein von Estavayer. 20 Thonschale von Möringen.

XVI.

Fig. 1 Ring, Br., von Cortaillod. 1ª Zierrath aus Gold von der kleinen Insel am Bielersee. 2 Massiver Ring, Br., mit eingravirten concentrischen Kreisen und 4 ursprünglich mit bunten Steinchen ausgefüllten Löchern, von Cortaillod. 3 Ring, Br., von Cortaillod. 4 ditto. 5, 5ª goldener Ohrring 45. 6 Rundes Blech mit Buckeln, Br., von Möringen. 7 Knopf, Br., von Estavayer. 8 Ring, Br., von Cortaillod. 9 ditto von Corcelette. 10 Mondbild, Br., 45. 11 Schnur von Glas- und Bernsteinperlen und Bronzespiralen, von Möringen. 12 Spange, Br. von Estavayer. 13 Perlenschnur, von Cortaillod. 14 Mondbild 45. 15 ditto 45. 16 Ornament aus Bronzeblech, von Estavayer. 17 Bronzebehäng von Möringen. 18 Ohrring mit Thonbehänge von Cortaillod. 19 Behäng, Br., von Cortaillod. 20 ditto. 21 Mondbild, von Cortaillod 45. 22 Behäng, Br., von Cortaillod. 23 Ornament aus Eisen von der Einmündung der Scheuss in den Bielersee. 24 Verziertes von 3 Löchern durchbohrtes Stück eines hohlen Bronzeringes von Cortaillod. 25 Strickgeräthe aus Knochen, von Cortaillod, vgl. Taf. X. F. 22.

XVII. Plan mehrerer Seen mit Pfahlbauten nach den Untersuchungen des Herrn Oberst Schwab.

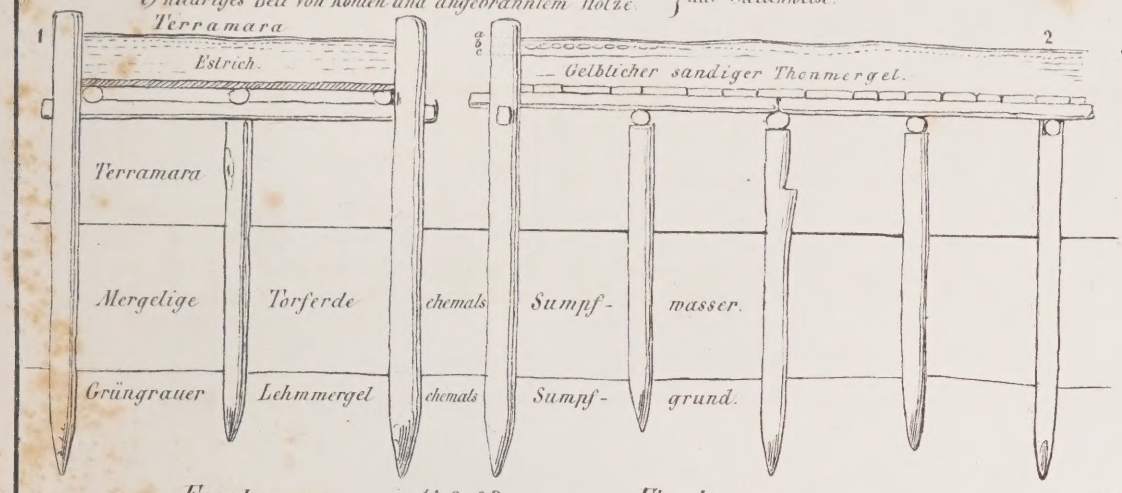
Die Buchstaben neben den Nummern der Pfahlbaustationen bedeuten: S Steinzeit, B Bronzezeit, E Eisenzeit, R Römische Zeit (Dachziegel u. dgl.)
Die Grösse der Seen ist ganz willkührlich angenommen.

Fig. 1, 2, 3 Schalensteine 47.

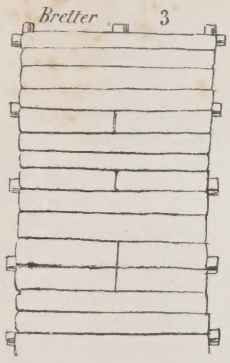
Terramara Alterthümer

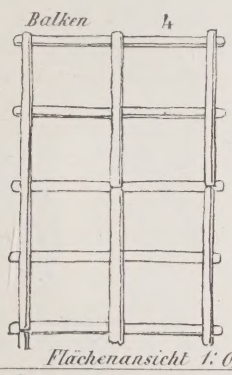
Taf. I.

Estrich a) oberer geglätteter Estrich.
b) kleine, platte, horizontal aneinander gelegte Rollsteine } nur Stellenweise.
c) niedriges Bett von Kohlen und angebranntem Holze }

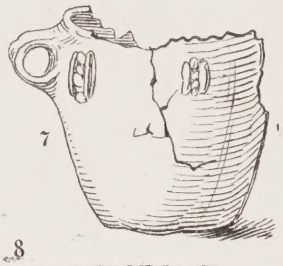


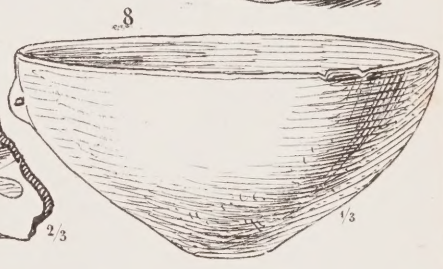
Fronte 1:0,02 Flanke

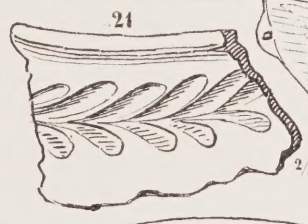


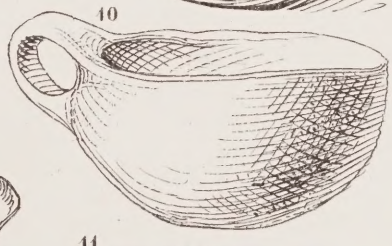


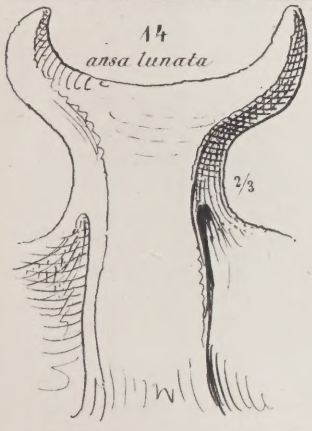
Flächenansicht 1:0,01.

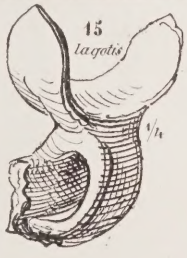


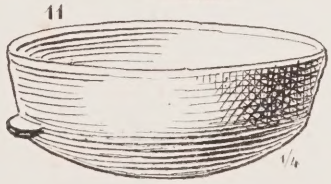


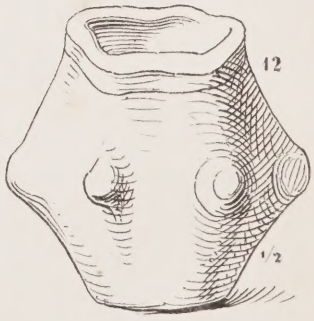


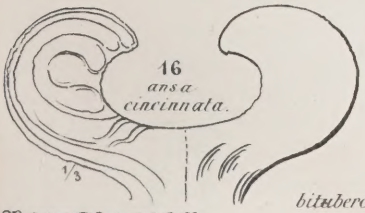


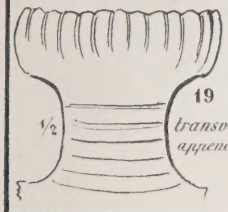


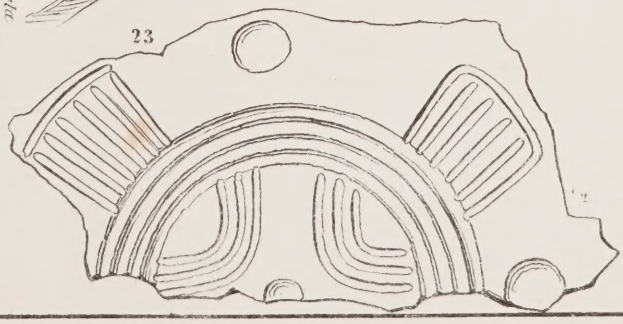


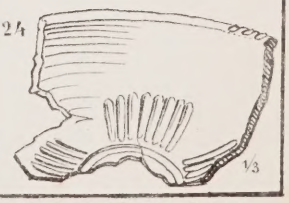












A. Gräter del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

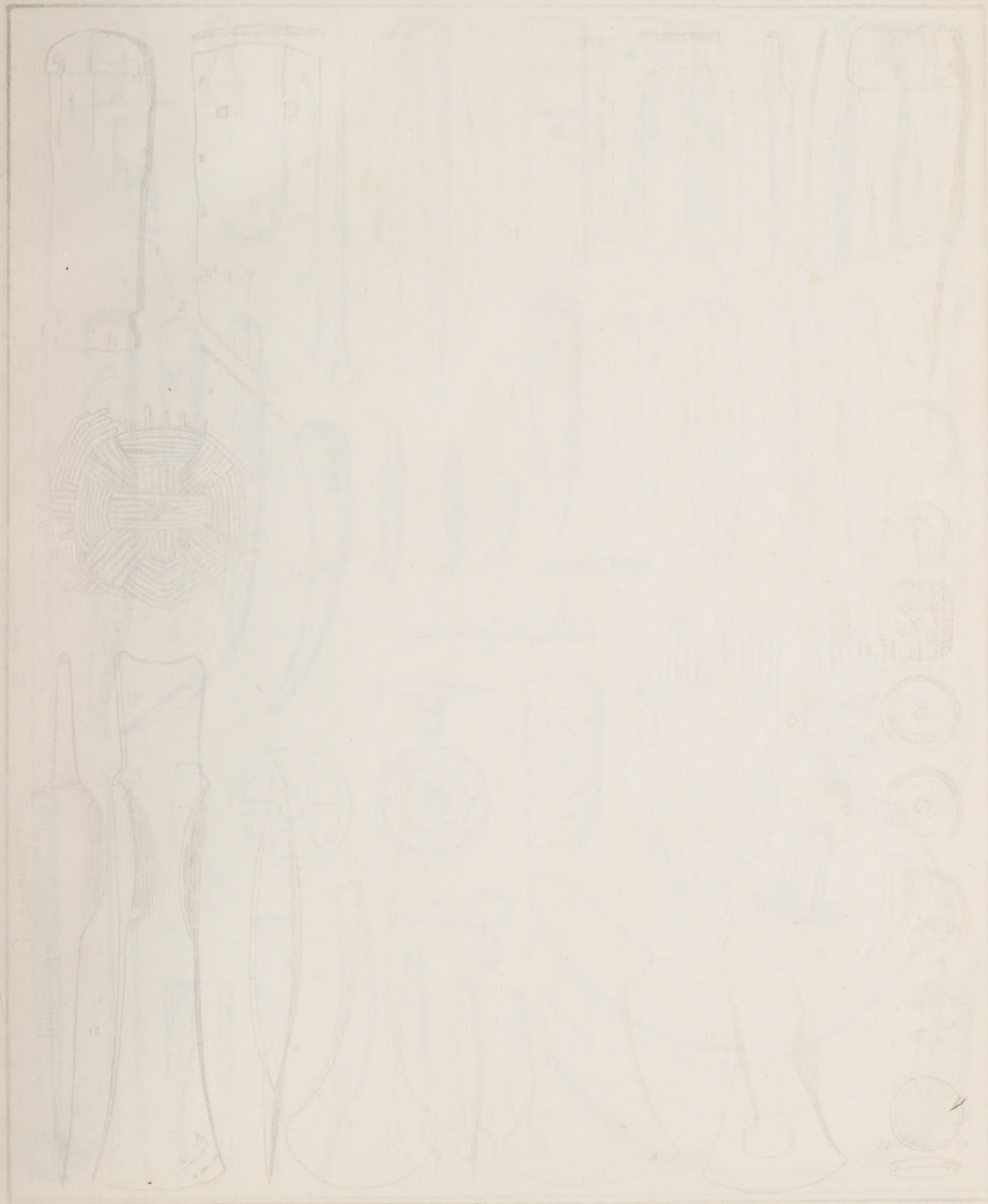
Terramara Alterthümer.

Taf. II.

A. Gräter del.

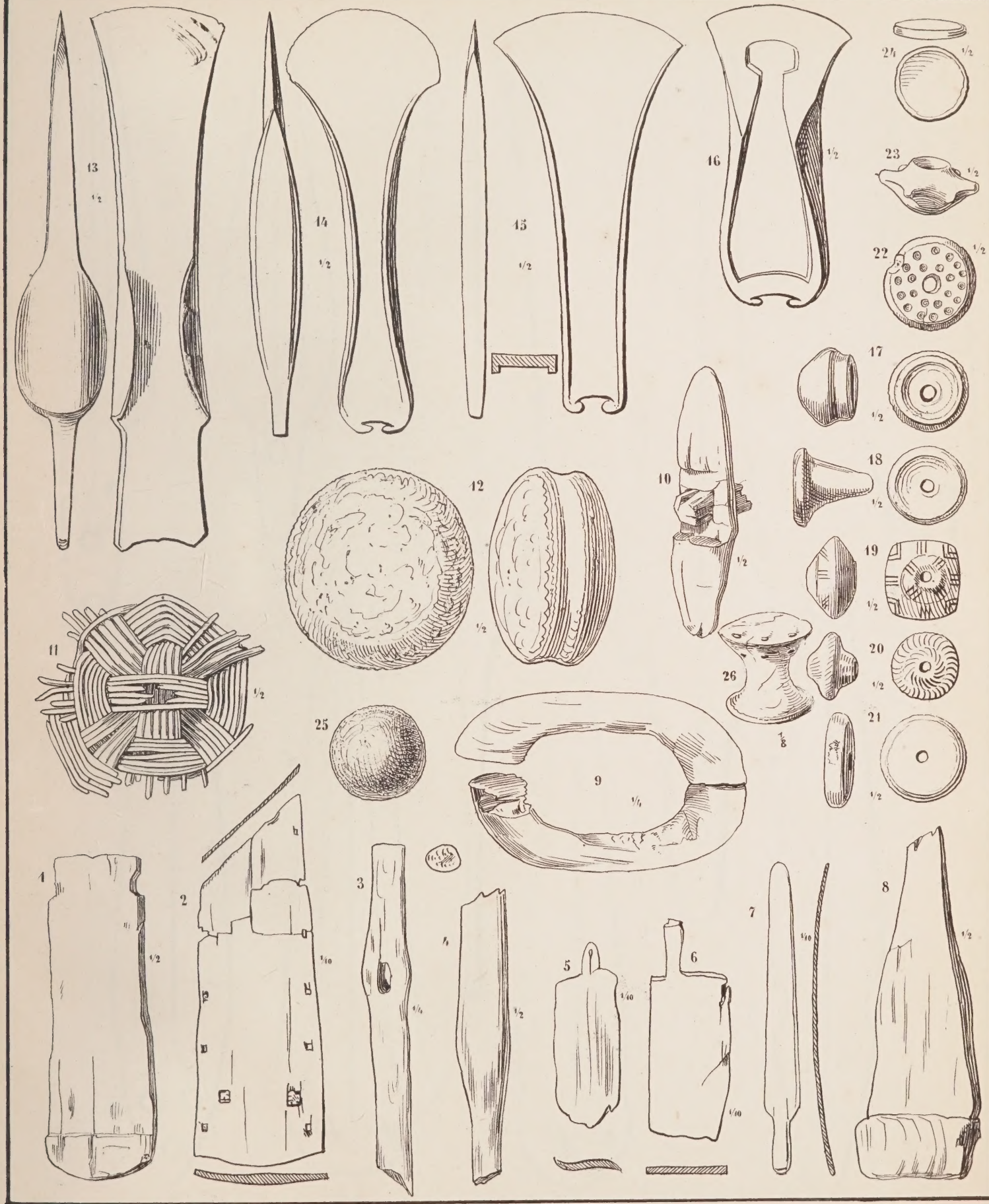
Sämtliche Gegenstände ½ nat. Gr.

Druck v. J. Hofer, Zürich.



Terramara Alterthümer.

Taf. III.

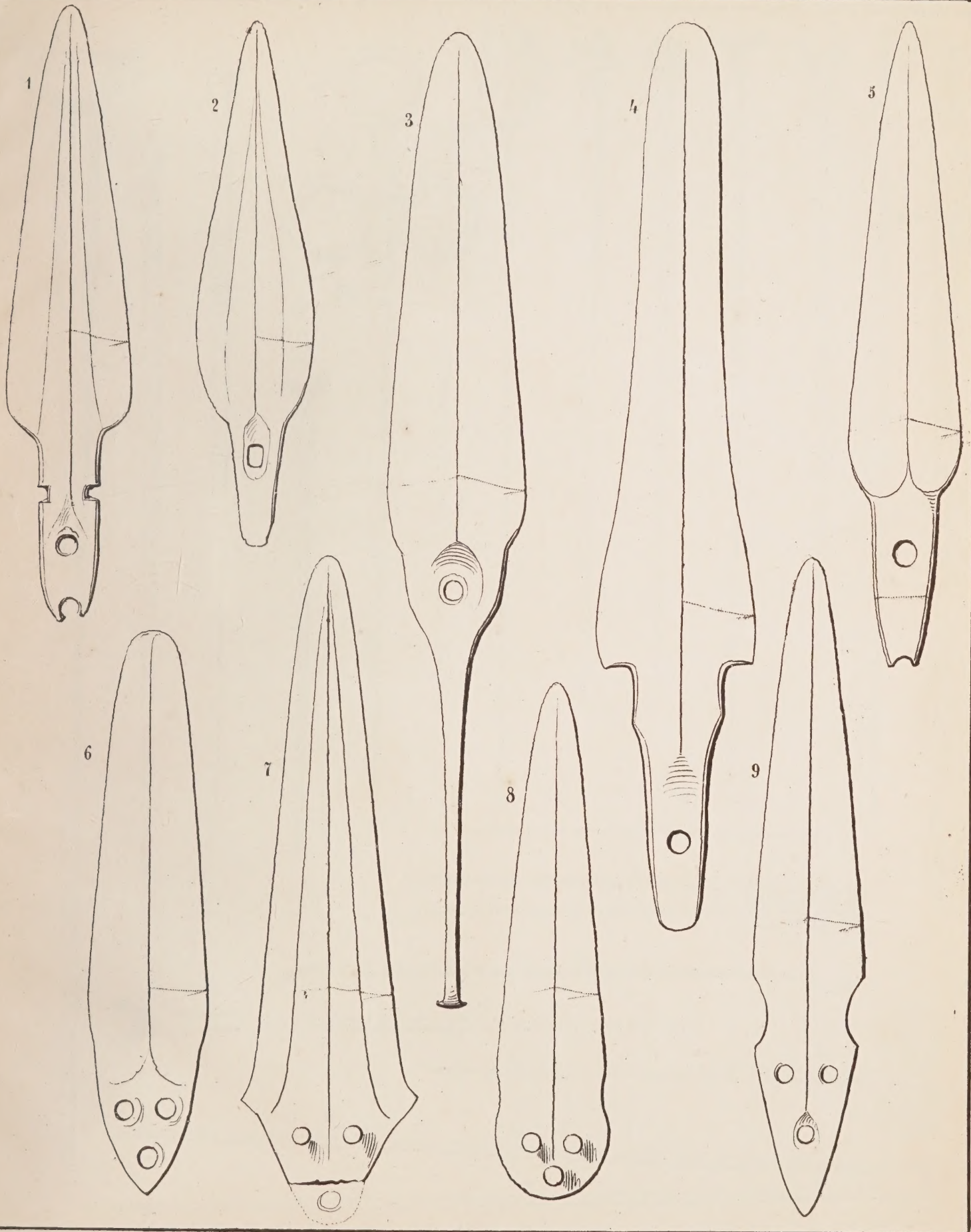


A. Gräter del.

Druck v. J. Hofer, Zürich

Peschiera.

Taf. IV.



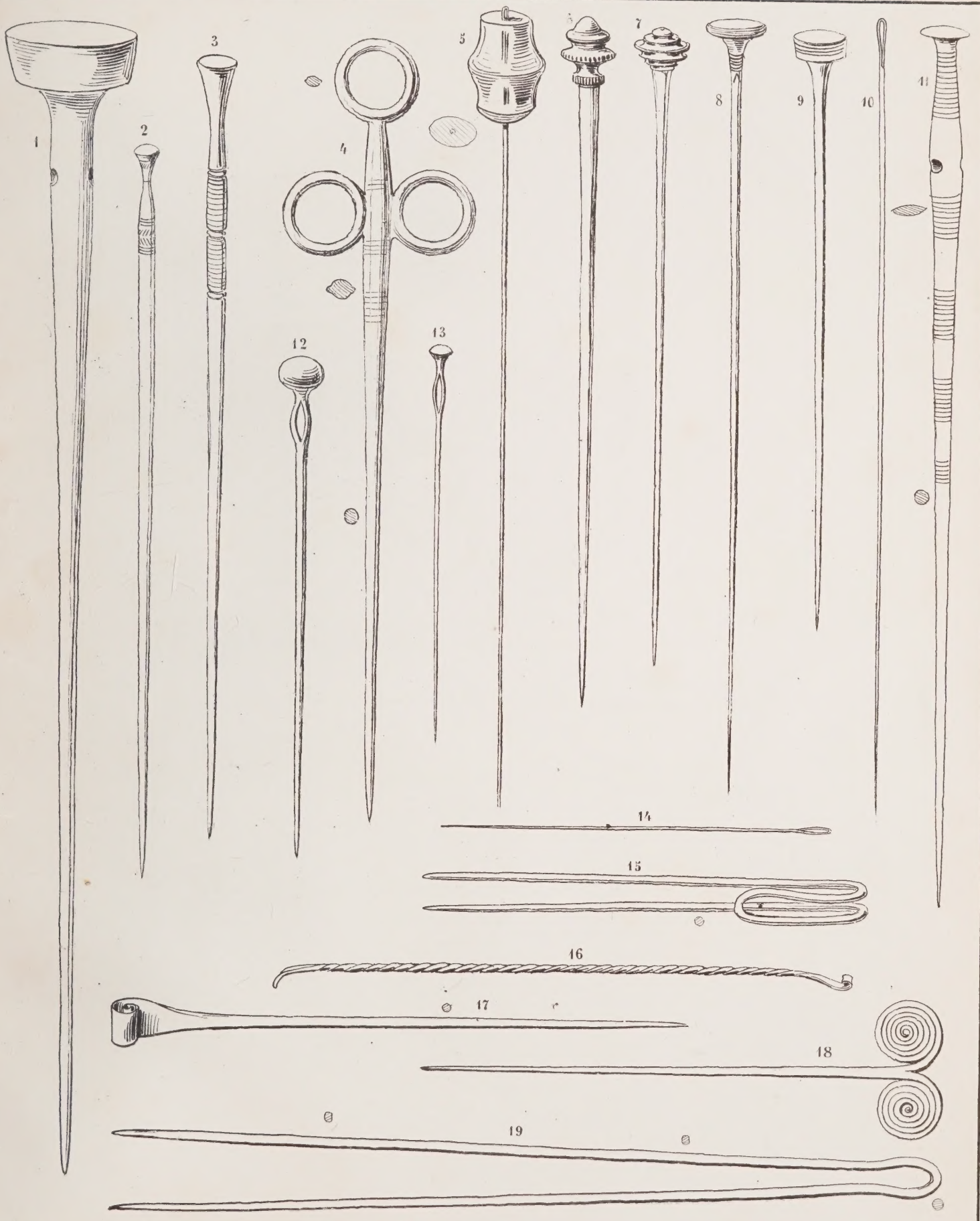
A. Gräter del.

Nat. Gr.

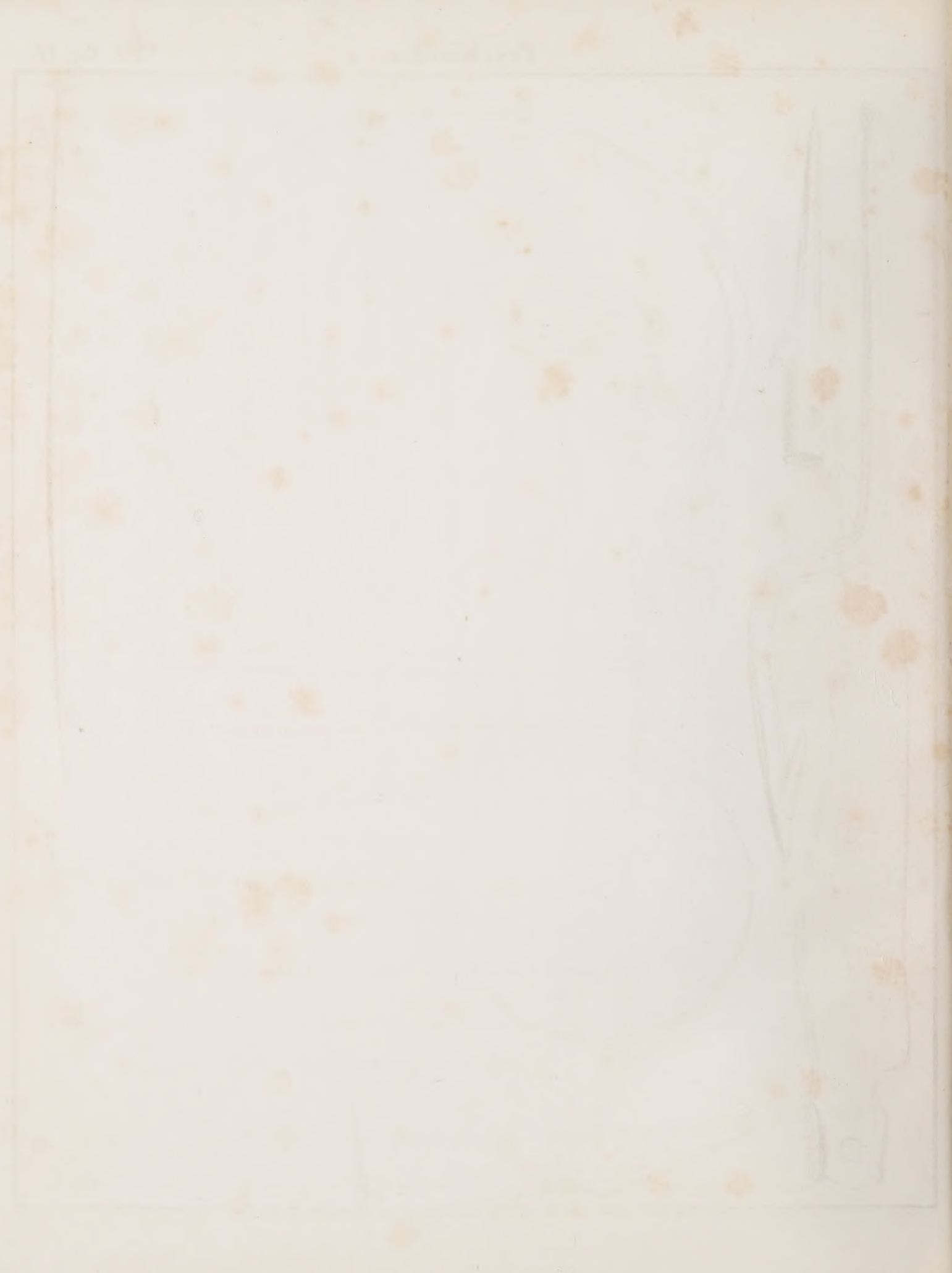
Druck v. J. Hofer, Zürich.

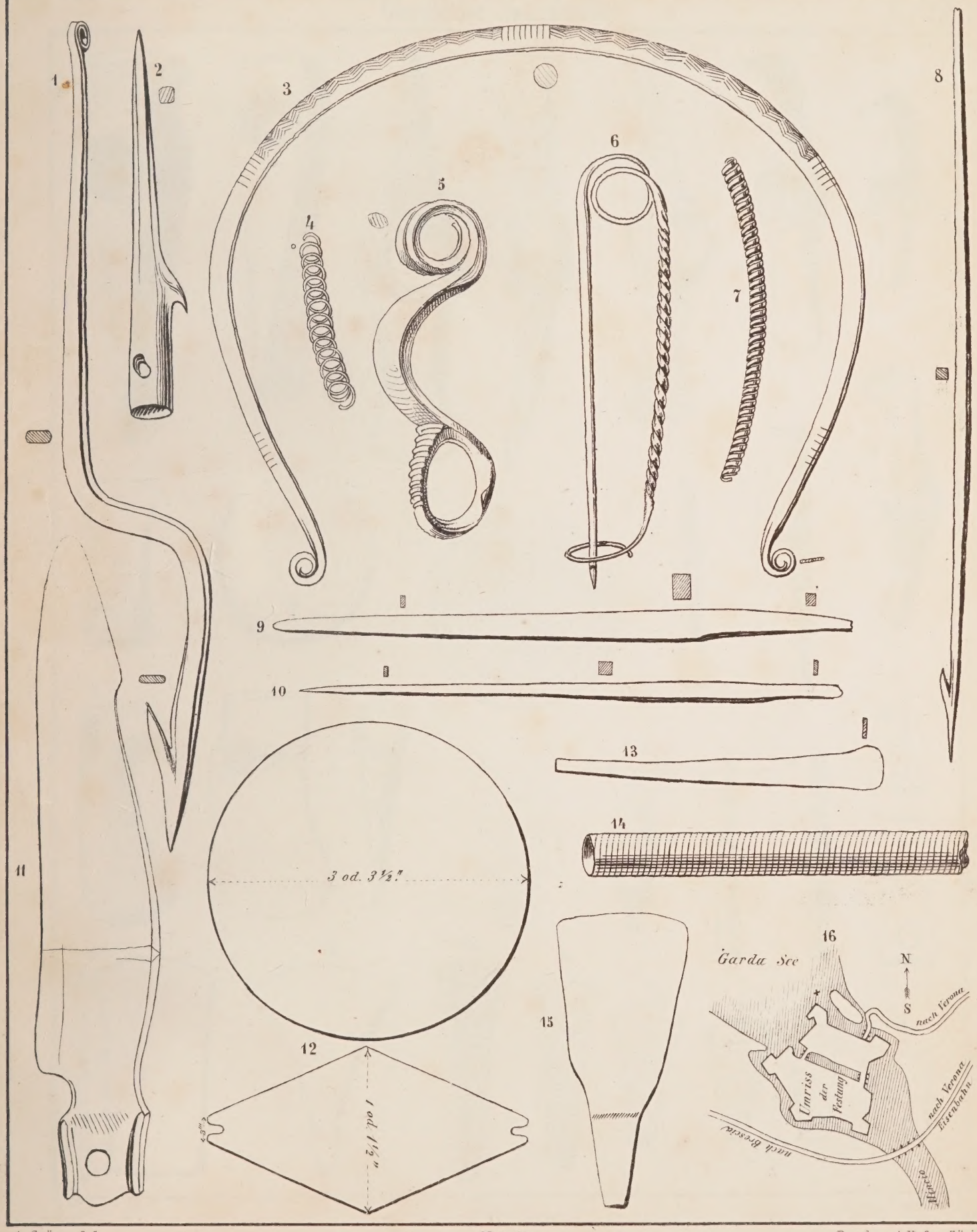
Peschiera.

Taf. V.



A. Gräter, del. Nat. Gr. Druck v. J. Hofer, Zürich.





A. Gräter del. Nat. Gr. Druck v. J. Hofer, Zürich.

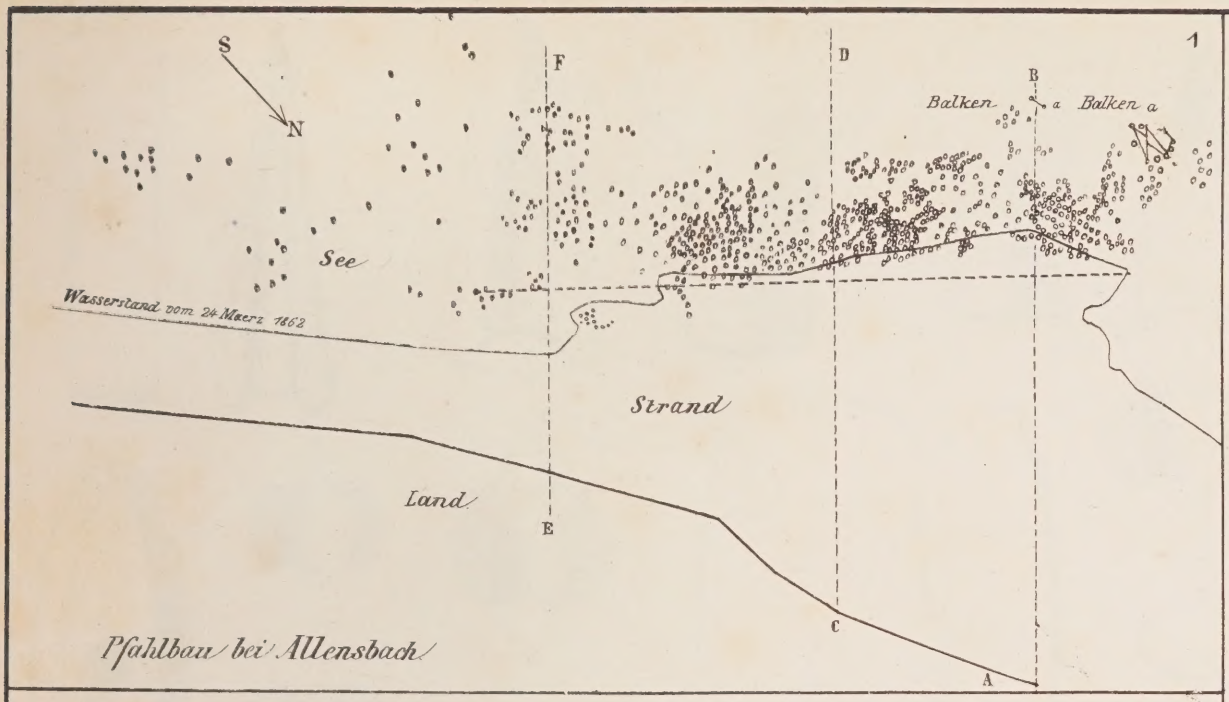
Geraethe aus Kupfer.

Taf VII

A. Gräter del. ⅓ Nat. Gr. Druck v. J. Hofer, Zürich.

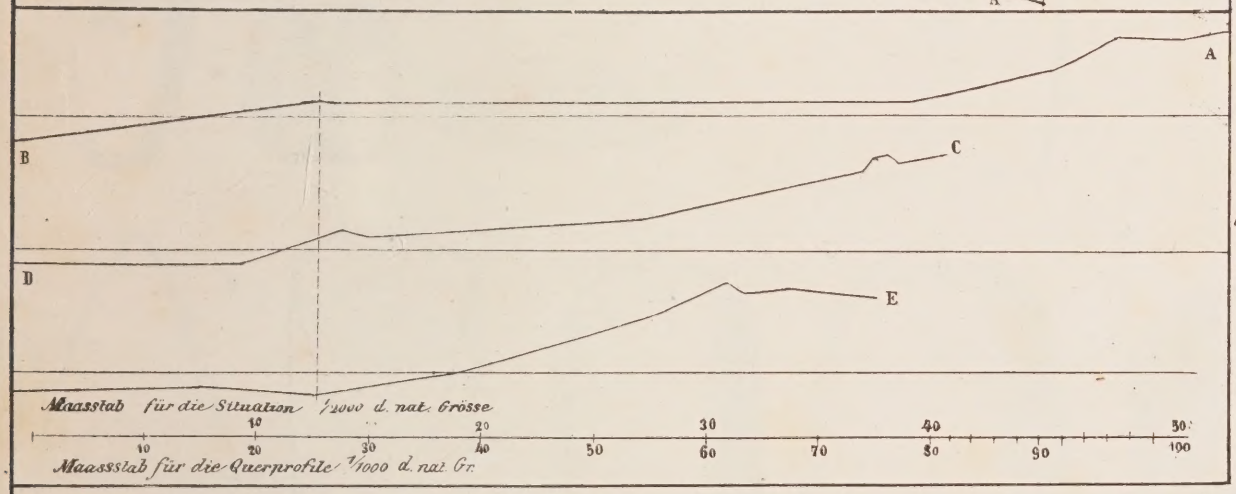
Unter See

Taf VIII

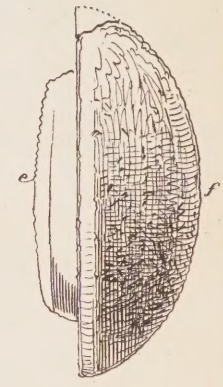


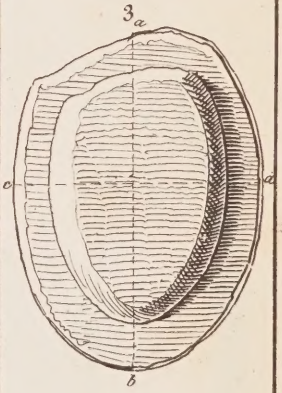
1

Pfahlbau bei Allensbach

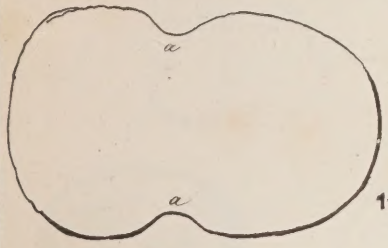


2

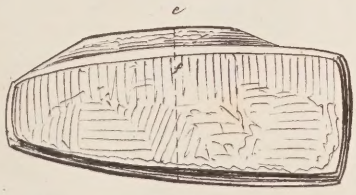




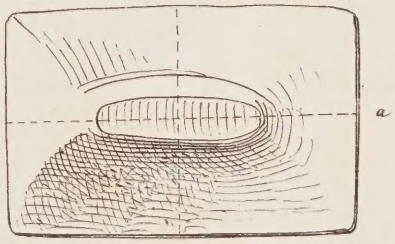
4

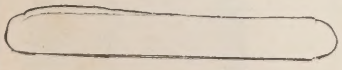


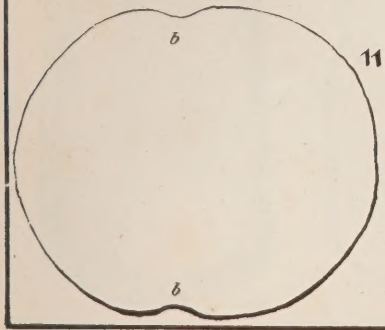
11



12

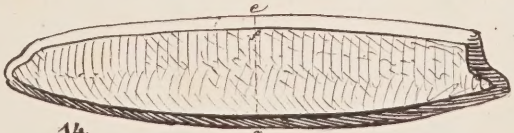






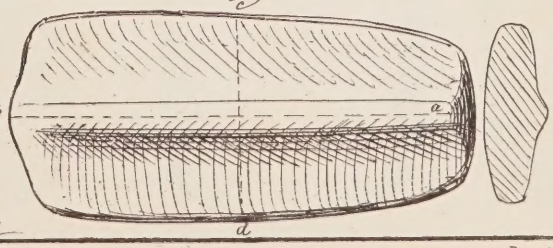
11a

13



14

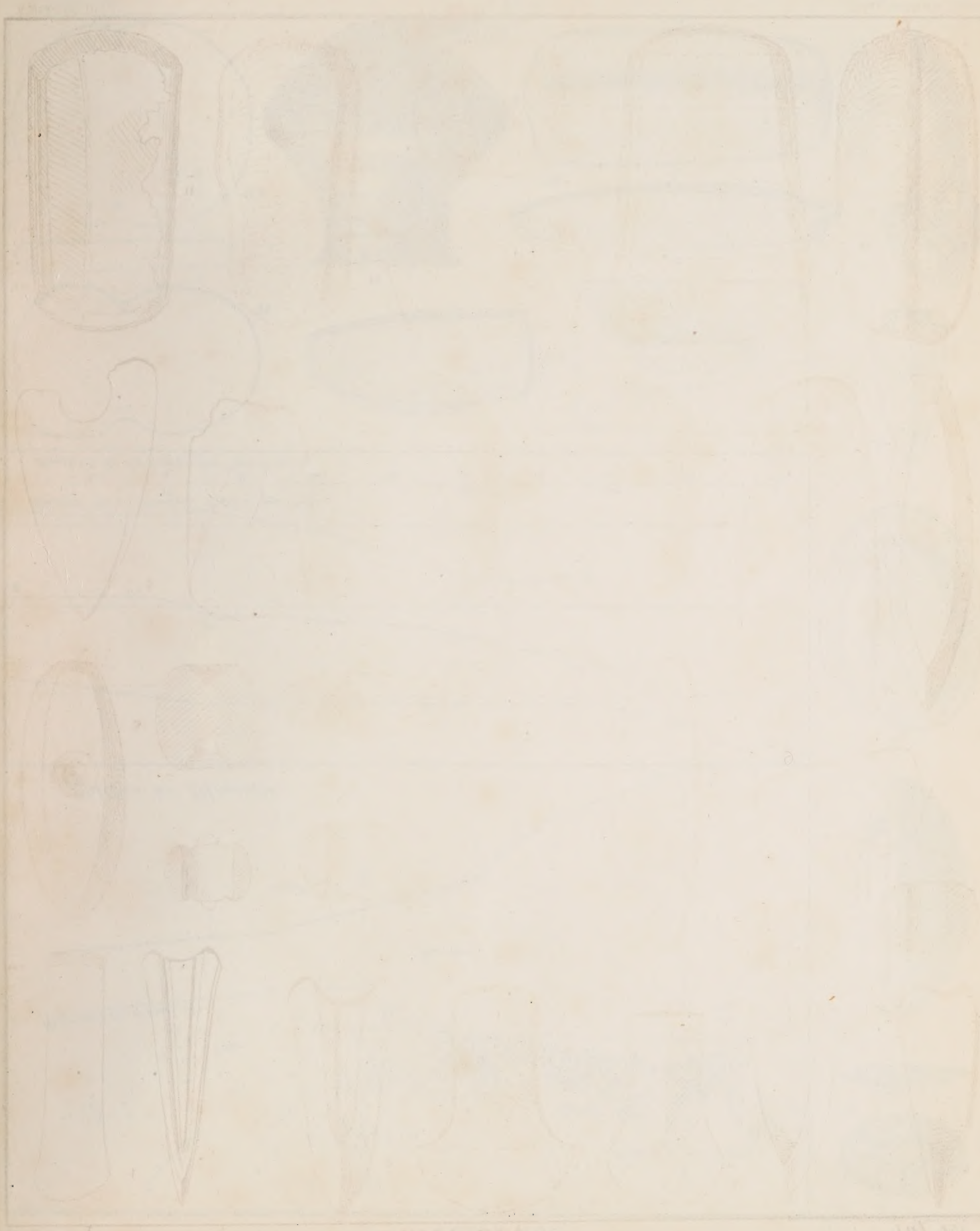
15



A. Graefer, del.

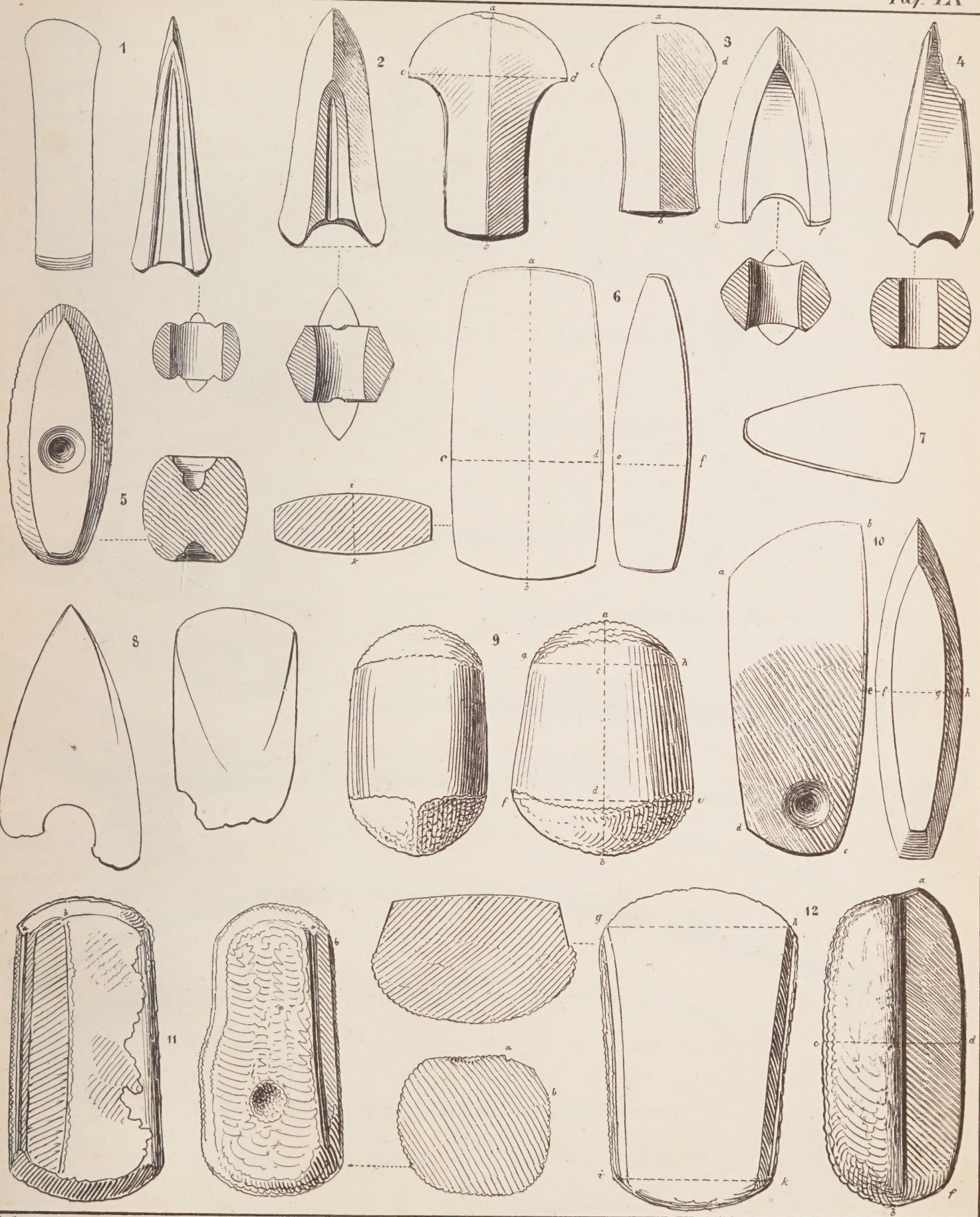
½ Nat. Gr.

Druck v. J. Hofer, Zürich.



Unter See

Taf. IX



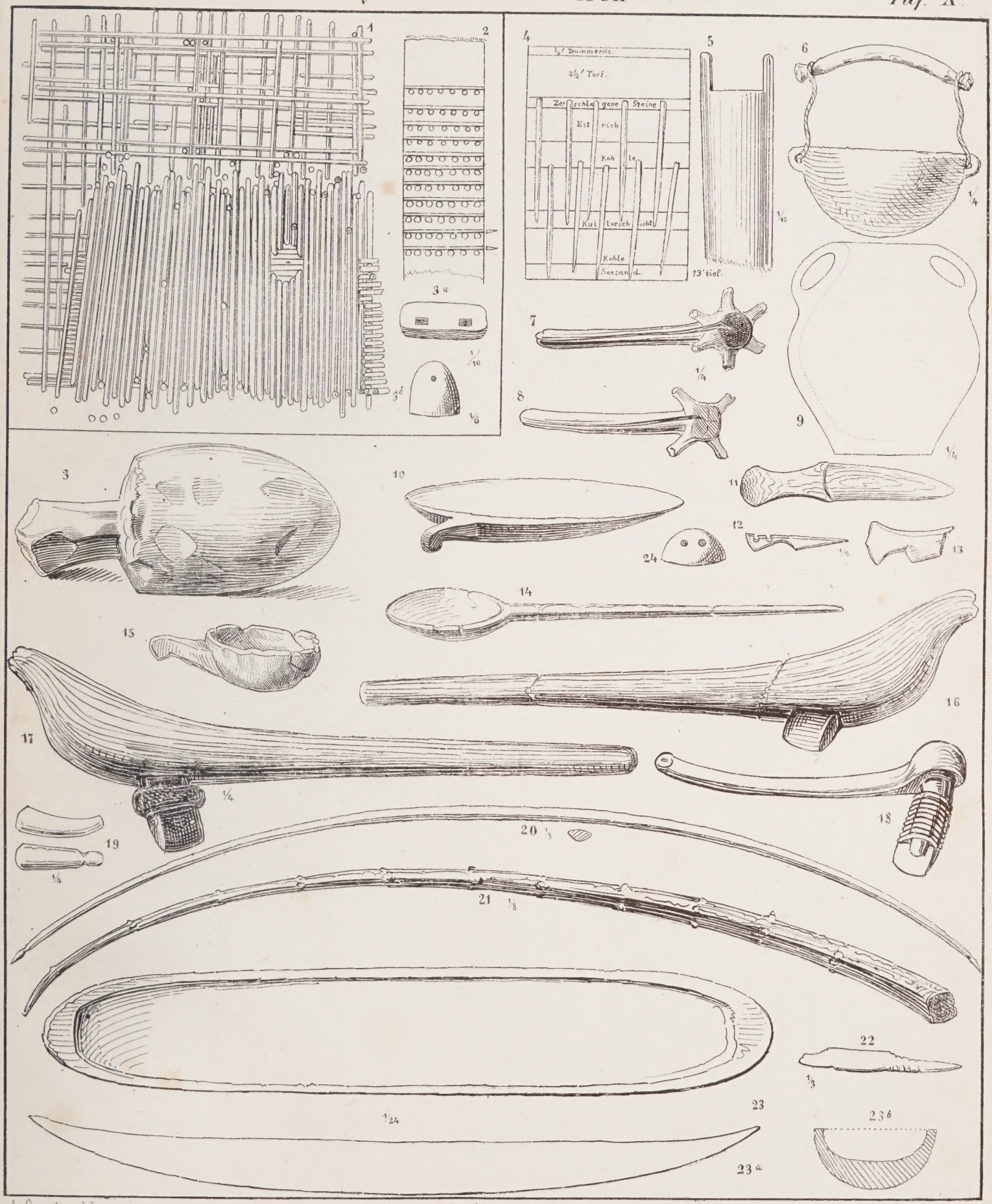
A. Graeter, del

½ Nat Gr.

Druck v J. Hofer, Zürich.

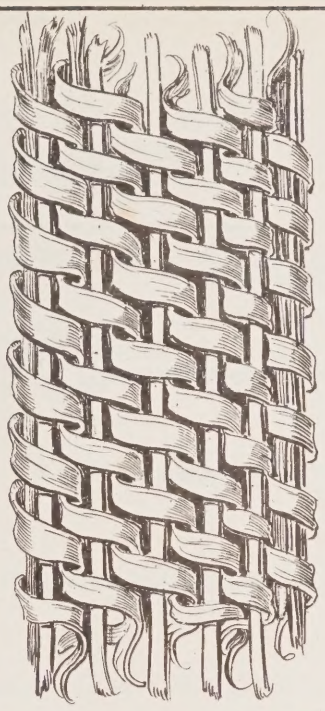
Niederwyl & Robenhausen

Taf. X.



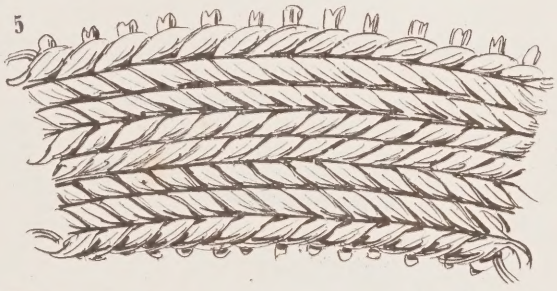
A. Graefer, del. Nat. Gr. Druck v. J. Hofer, Zürich.

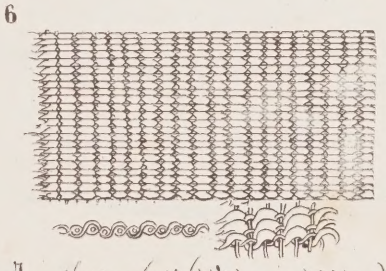
1

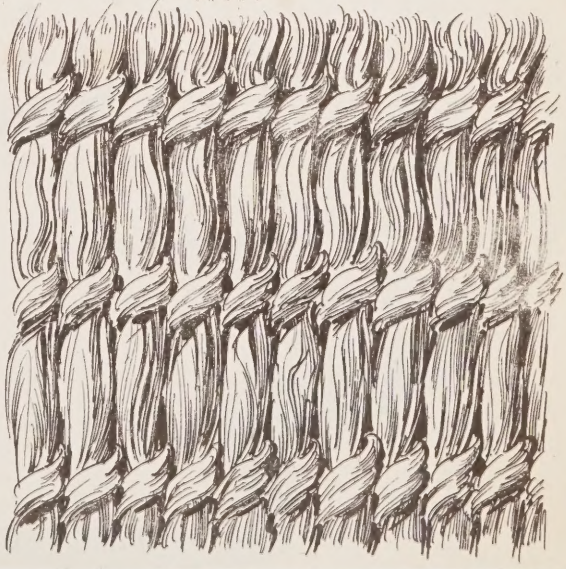

2

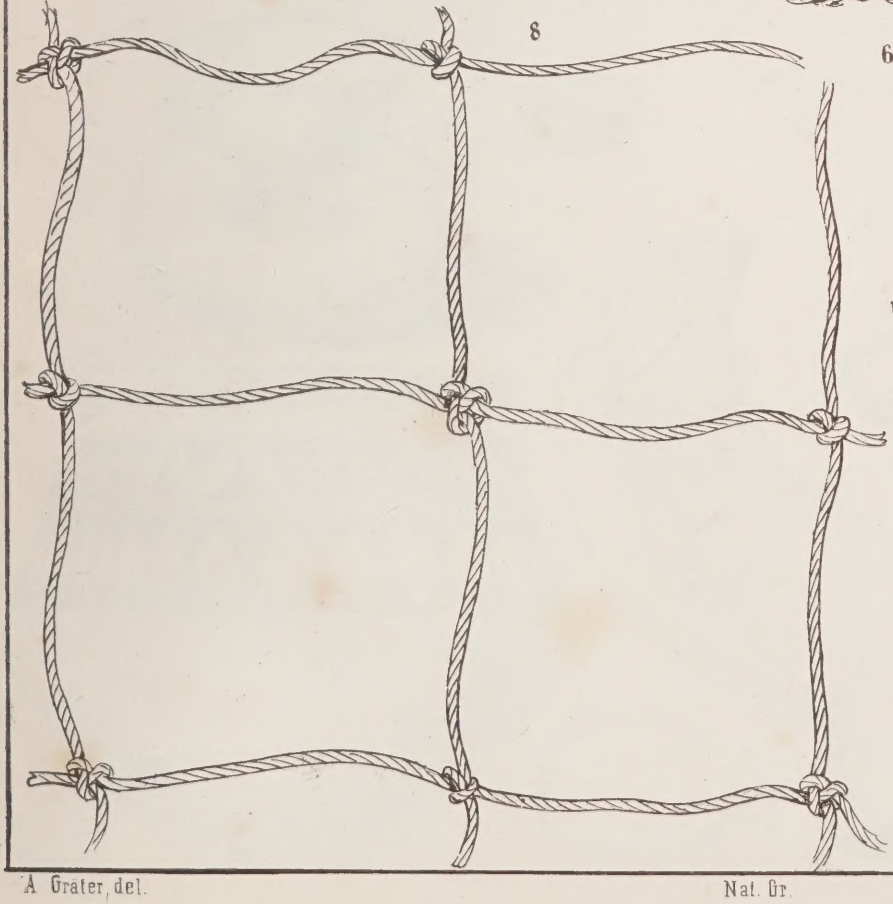
3

4


5

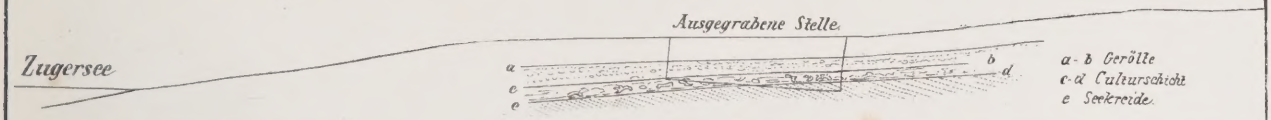

6


7

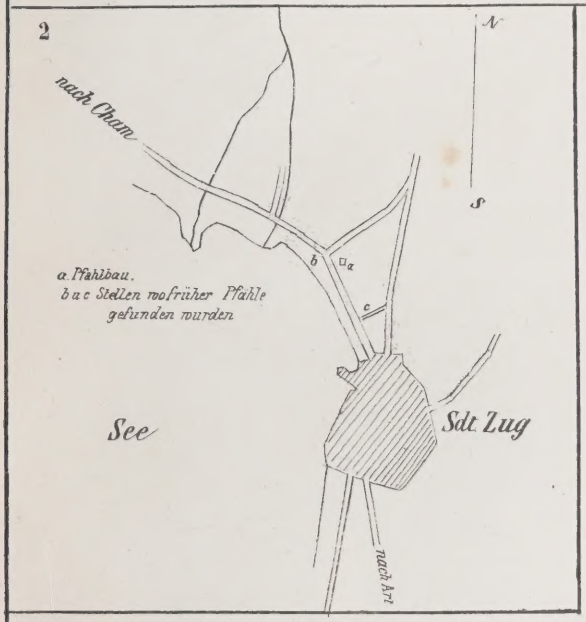

8

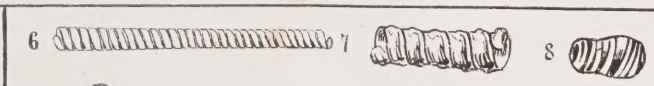
1

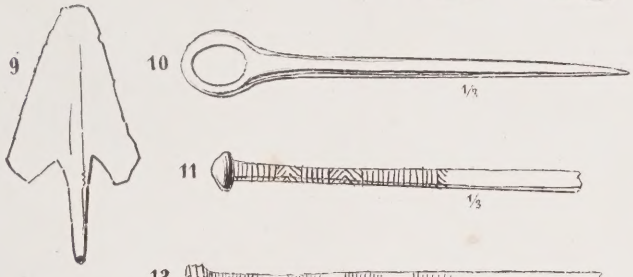
Durchschnitt des Pfahlbaus

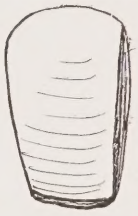


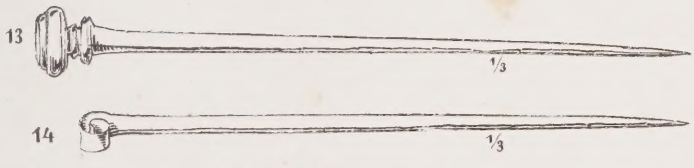
2

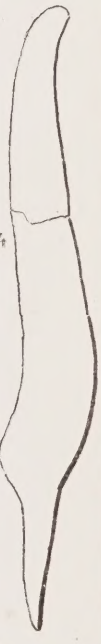


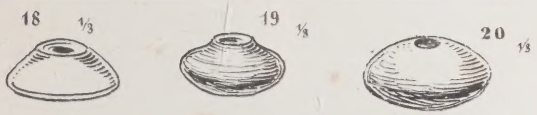


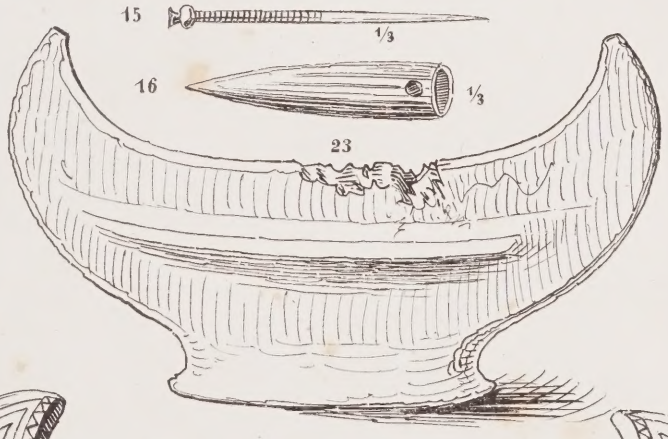


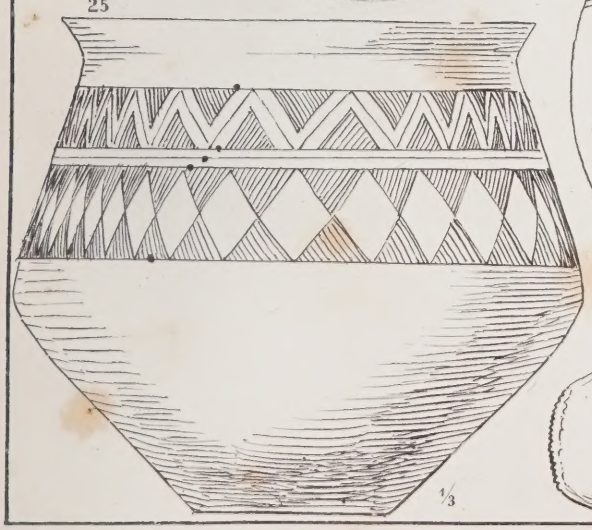


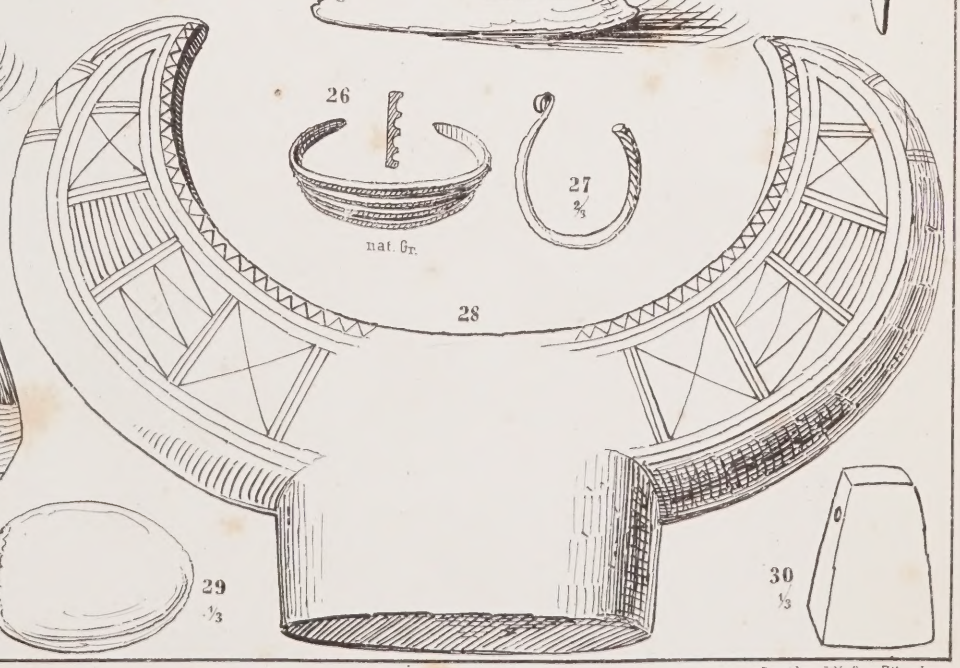






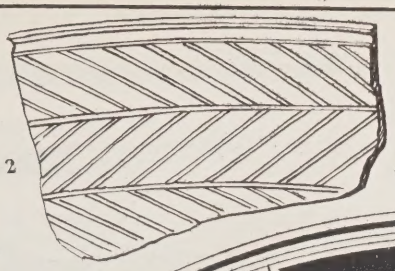


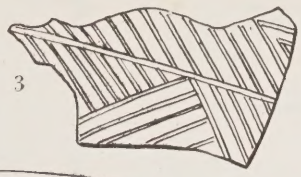


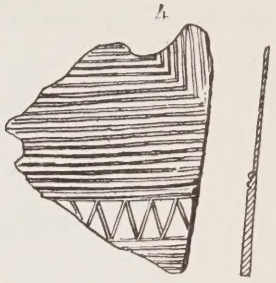


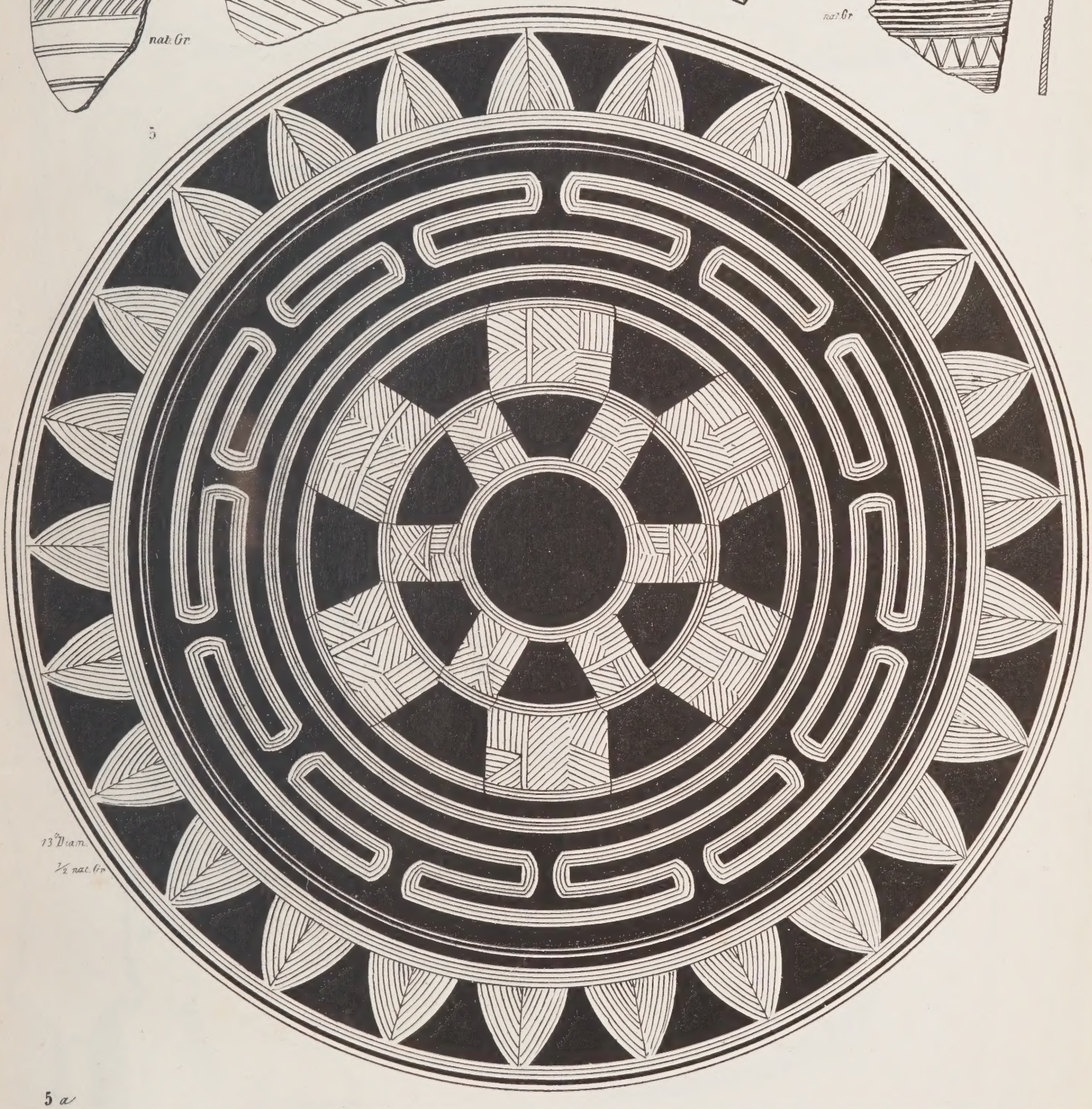
Aus der Sammlung des Hrn Oberst Schwab in Biel.

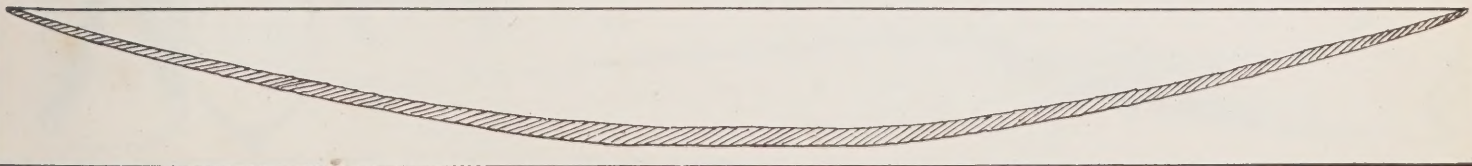
Taf XIII









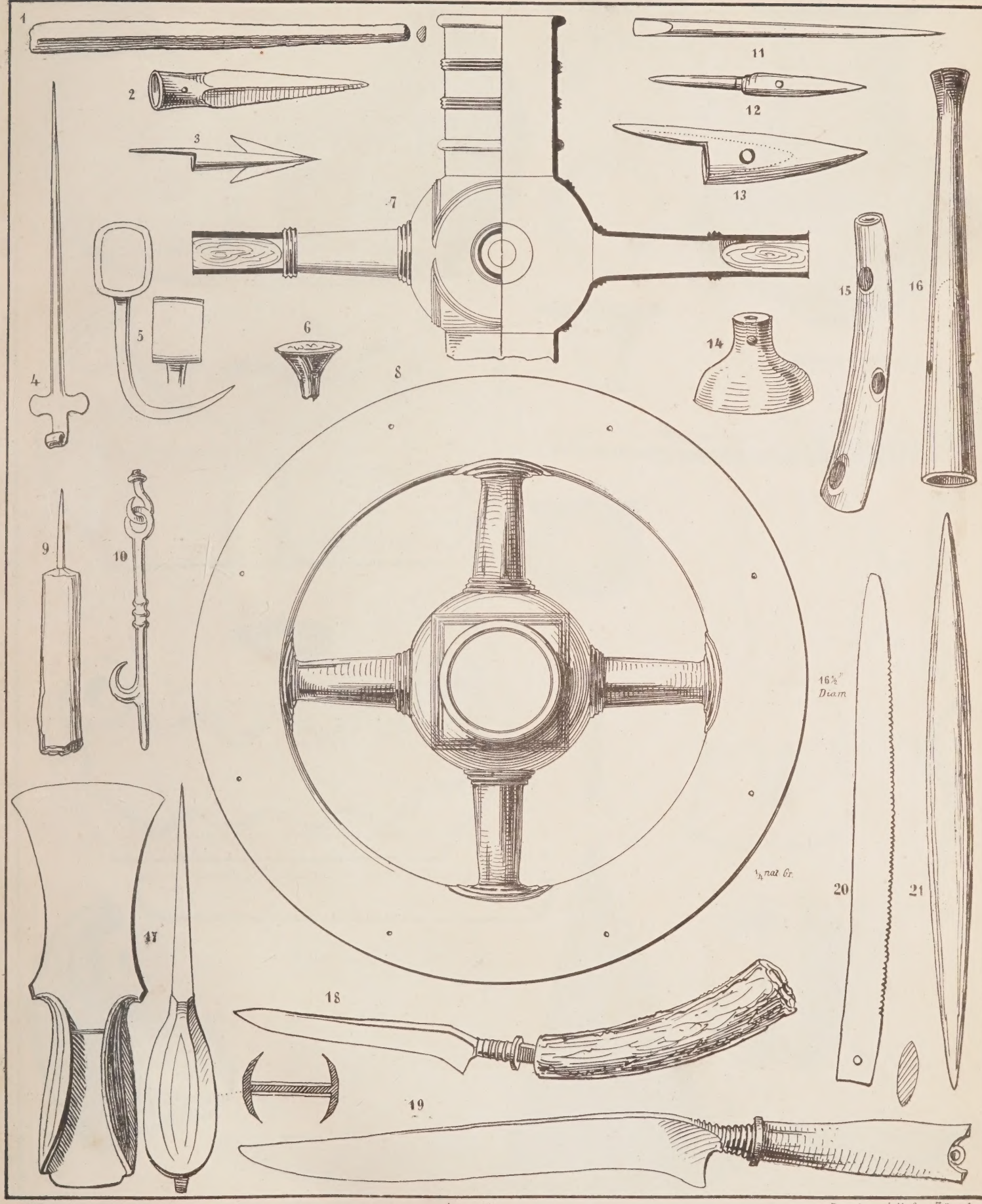


A. Graefer, del.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

Aus der Sammlung des Hrn Oberst Schwab in Biel.

Taf XIV.



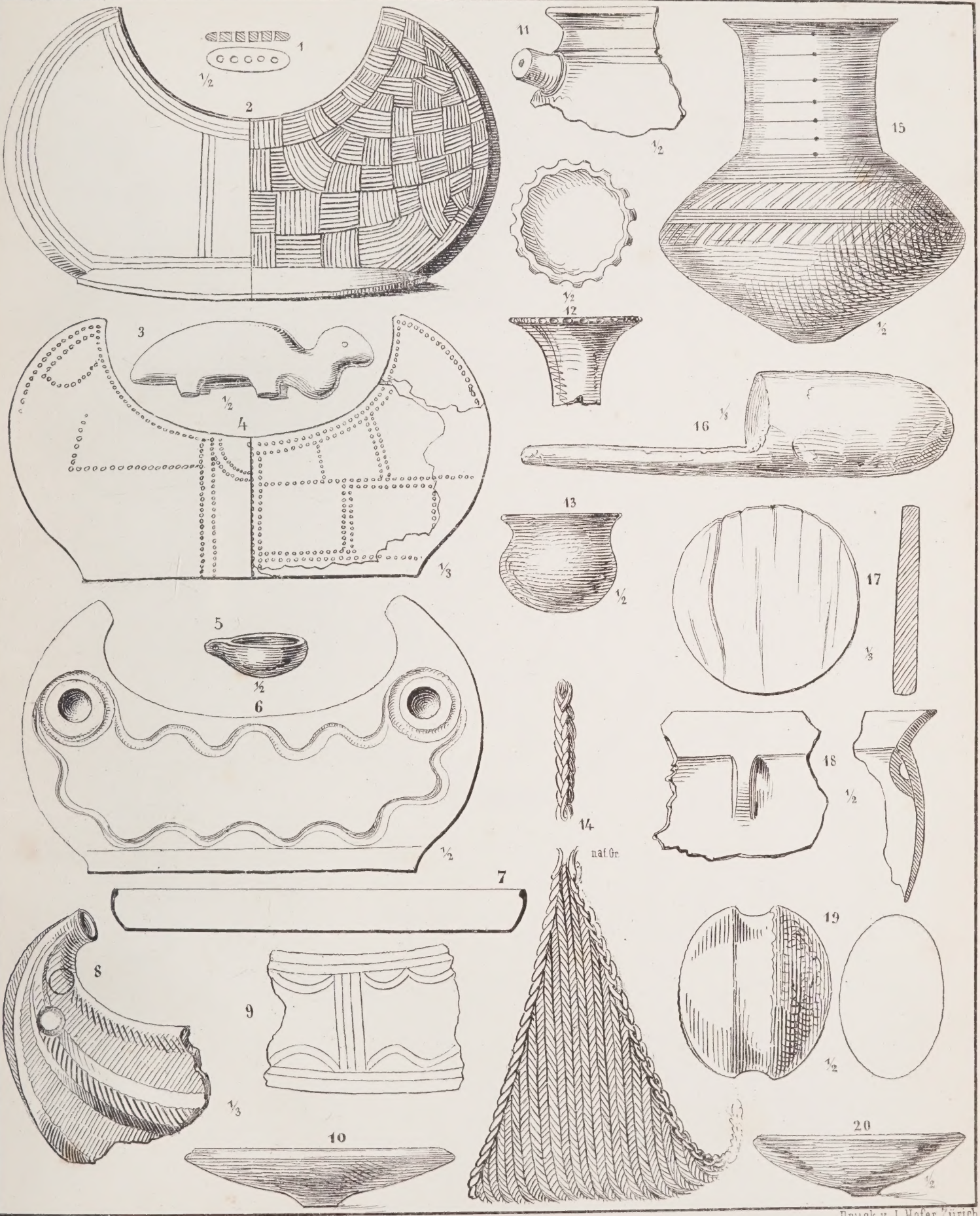
A. Graeter, del.

½ nat. Gr.

Druck v. J. Hofer, Zürich.

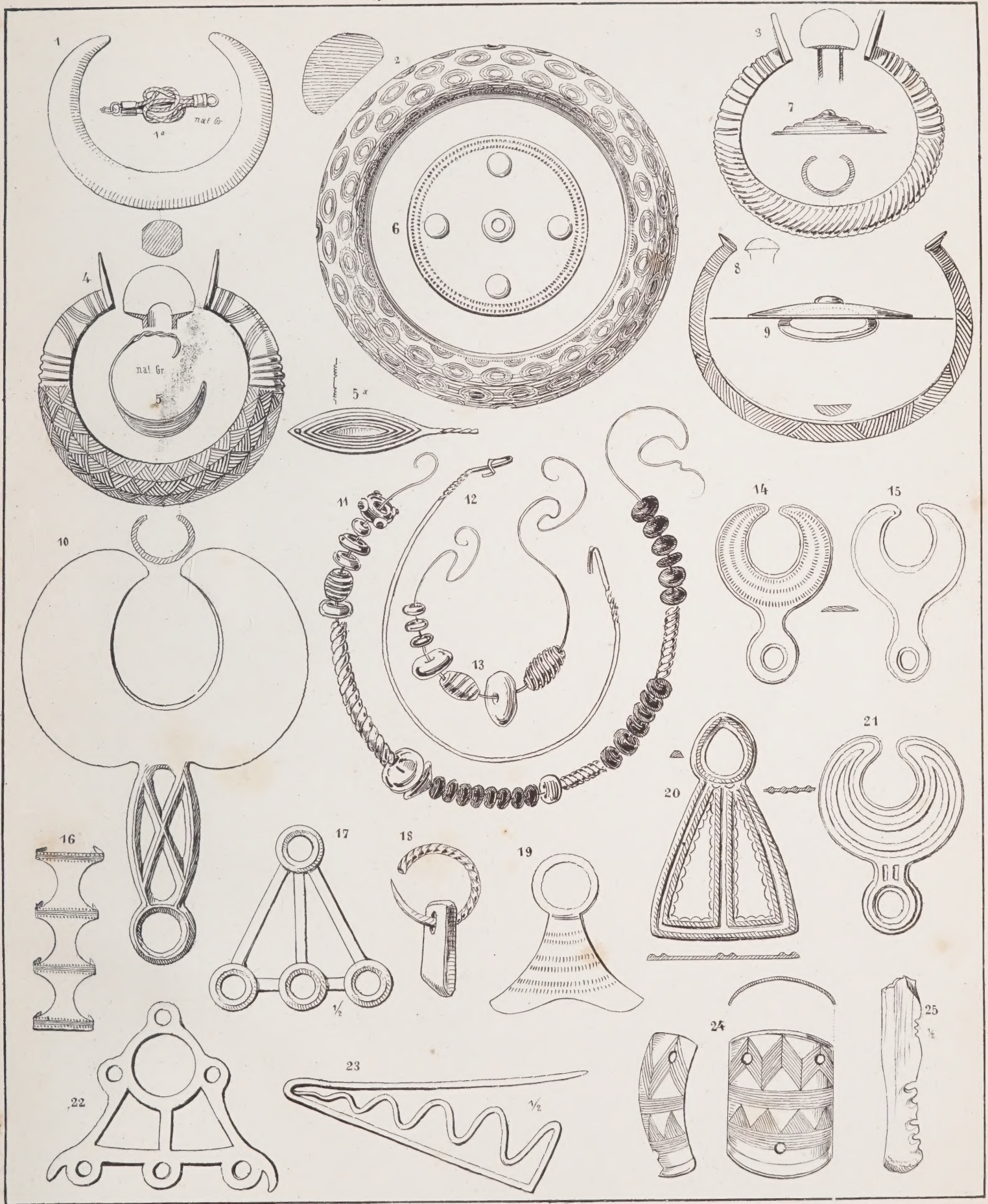
Aus der Sammlung des H.rn Oberst Schwab in Biel

Taf. XV.



A. Graeter, del

Druck v. J. Hofer, Zürich.

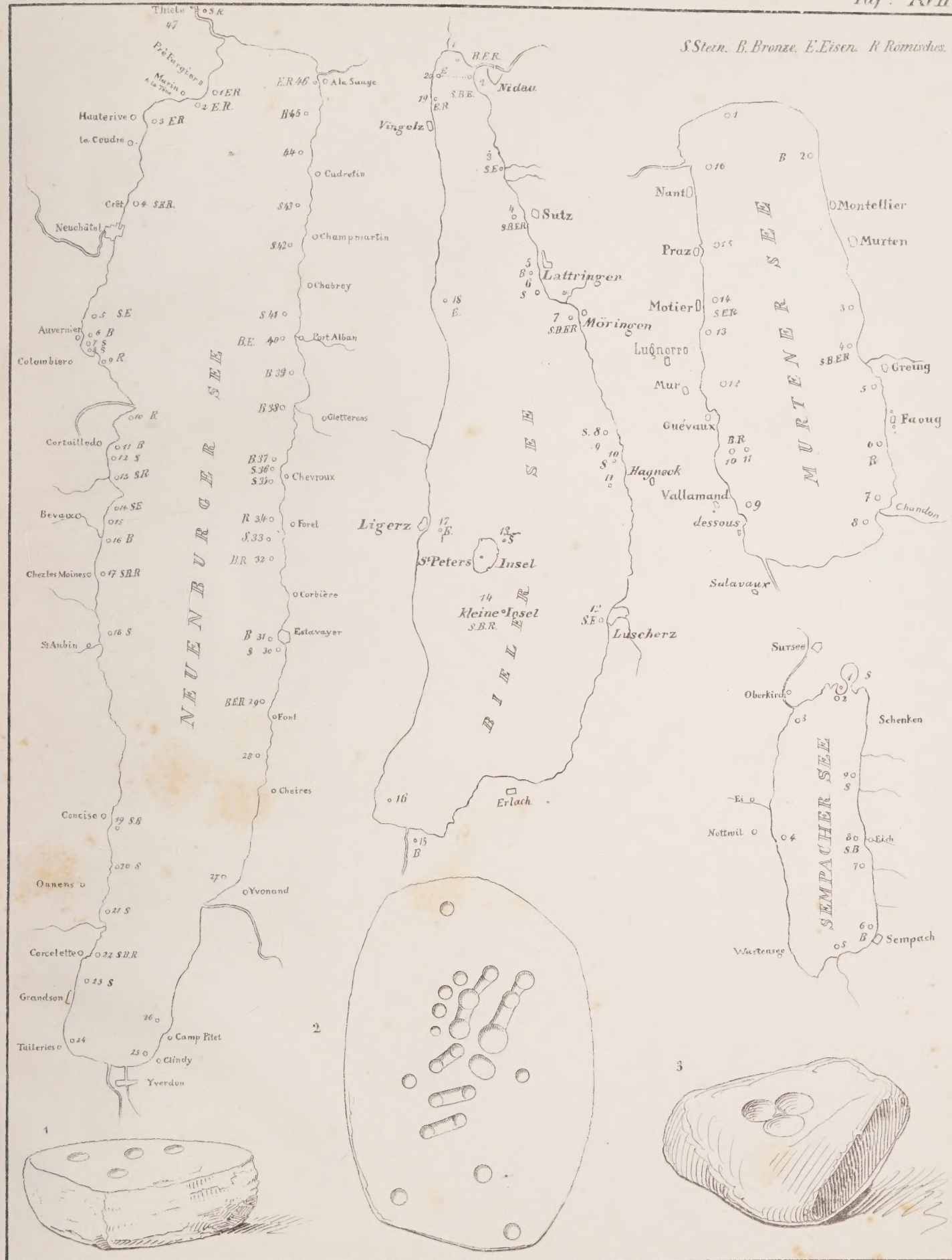


A Graeter, del

⅔ Nat Gr

Druck v. J. Hofer, Zürich.

S. Stein. B. Bronze. E. Eisen. R. Römisches.



A. Graefer, del.

Druck v. J. Hofer, Zürich